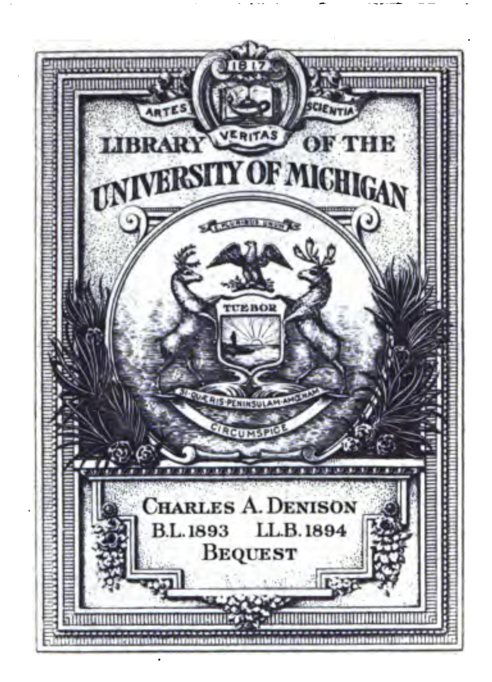
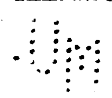



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
CHARLES A. DENISON
B.L. 1893 LL.B. 1894
BEQUEST

Geographische
Wanderungen

von

Karl Andree.



Erster Band.

Dresden,
Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze.
1859.

Inhalt.

Vorwort.

In den nachfolgenden Geographischen Wanderungen wird eine Reihe von Gegenständen erörtert, welche sich auf die Eigenthümlichkeiten verschiedener Länder und auf das Leben von Völkern beziehen, deren Kennzeichnung versucht wird. Diese Aufsätze erschienen während der letztverflossenen sechs Jahre zum Theil ohne Namen, zum Theil pseudonym, in der Augsburger Allgemeinen und der Kölnischen Zeitung, in der Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung, im Westlande, in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde, im Ausland und in den Hausblättern.

Der Leser wird finden, daß überall eine geographische oder ethnologische Unterlage festgehalten wird, und daß ich solche Stoffe behandelt habe, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und sich auf die Geographie der Cultur und des Verkehrs beziehen. Die Wissenschaft darf gerade in unseren Tagen die Aufgabe nicht zurückweisen, sich und ihre Ergebnisse dem praktischen Leben näher zu rücken; sie hat dahin zu trachten, daß ihr auch

außerhalb unserer gelehrten Kreise immer mehr Freunde gewonnen werden. Sie soll anregen, ihre Ergebnisse in ernster aber faßlicher Weise möglichst Vielen zu vermitteln und zugängig zu machen suchen. Zu diesem Behufe muß der Schriftsteller die gelehrten Kategorien und die Ausdrucksweise der Schule bei Seite lassen und frisch in's volle Leben hineingreifen. Der Fachgelehrte darf es nicht verschmähen, auch als Publicist aufzutreten. Wer Völkercharakteristiken giebt, muß zugleich in das politische Gebiet hinübergreifen. Denn vorzugsweise auch im Staatswesen tritt die eigenthümliche und oft sehr scharf begrenzte Naturanlage und Begabung eines Volkes hervor. Die Gegensätze, welche wir bei verschiedenen Stammgruppen und Völkern finden, liegen manchmal theilweise in geographischen Bedingungen und Verhältnissen, zumeist aber im Blute selbst. Eine Staatswissenschaft, die ersprießlich wirken will, hat das anthropologisch-ethnische Element in den Völkern künftig sorgfältiger zu beachten, als seither im Allgemeinen geschehen ist; sie muß eine sichere Grundlage auf dem Boden der Völkerkunde suchen, und zu individualisiren verstehen.

Das Urtheil über Frankreich und die Franzosen wird man nicht zu hart finden. An einem andern Orte ist von mir erörtert worden, wie unheilvolle Wirkungen das germanische Europa dadurch erfuhr, daß unsere Staaten auf dem Festlande besonders seit den Tagen Ludwigs des Vierzehnten so viel Romanisches annahmen, und wie durch mechanische, aufgezwungene Formeln, welche unserm

Wesen durchaus fremdartig sind und bleiben, unser germanisches Staatswesen schwer beeinträchtigt wurde. Die Willkürherrschaft, die bei uns im vorigen Jahrhundert nach französischem Vorbild erstrebt wurde, und ein sogenannter omnipotenter Polizei- und Acten-Staat, sind durch und durch undeutsch und unserm ganzen Genius widerstrebend. Jener nach Deutschland herübergepflanzte Absolutismus, der bei uns noch überdies einen kleinlichen Zuschnitt gewann, nivellirte von oben herab und hemmte den freien Kreislauf des Blutes in den Adern der Nation. Aber der germanische Geist hat sich fort und fort gegen das Fremdartige und Aufgezwungene zur Wehr gesetzt, und unablässig gearbeitet, dasselbe wieder auszustoßen.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß die germanischen Länder um so stärker in die revolutionären Wirren hineingezogen worden sind, je mehr in ihnen romanische Staatseinflüsse, Formeln und Schematismen zur Geltung gekommen waren, je mehr man sich von den freien germanischen Grundlagen entfernt hatte, um nach Pariser Schablone einen Polizei- und Beamtenstaat durchzuführen, der keine Bürger, sondern nur „Administrirte" kennt. Scharfblickende Staatsmänner in Deutschland begreifen sehr wohl, worin das Uebel liegt, und suchen deshalb eine heilsame Umkehr, einen Ausweg aus dem Labyrinth des mechanischen Wesens, um wieder eine gesunde Basis zu gewinnen. Eine solche aber liegt allein in der Selbstverwaltung. Je mehr wir unserm Staat deutsche Grundlagen wieder geben, je mehr französischen Mechanismus wir aus demselben

hinauswerfen, um so befriedigender werden unsere öffentlichen Verhältnisse sich gestalten, und wir werden in's Gleichgewicht kommen. Denn es liegt tief im innern Wesen des germanischen Menschen, daß er sich bemüht, eine Ausgleichung im Staatswesen zu finden und den Extremen die Spitze abzubrechen; bei ihm gedeihen Volk und Staat um so besser, je weiter sie sich von den letzteren entfernt halten. Allen germanischen Völkern erscheint der Staatsverband als eine sittliche Nothwendigkeit; sie bedürfen desselben für Familie, Gesellschaft, Cultur und Geistesleben überhaupt; wir sind ethnisch, und überall, wo von oben herab nicht allzuarg in französischer Weise nivellirt worden ist, auch volksthümlich mit ihm verwachsen. Deshalb, und bei unserm Hang zum Festen und Gediegenen, lassen wir es nie dahin kommen, daß Alles aus Rand, Band und Fugen geht. Wir wollen einen Organismus, welcher der Individualität einen freien, weiten Spielraum erlaubt, nicht aber einen platten Mechanismus, der erstarrend wirkt und die Staatsangehörigen allesammt unmündig macht.

Bei den romanischen Völkern ist dem Staat die ethische Unterlage und der eigentliche innere Zusammenhang abhanden gekommen. Nachdem sie überall der Willkürherrschaft und dem Nivelliren von oben preisgegeben waren, schwanken sie nun seit siebenzig Jahren zwischen Absolutismus und Revolution, und alle sittlichen Verbände sind bei ihnen gelockert; die Gesellschaft wird nur durch Zwang von oben zusammengehalten; es gilt nur die Autorität, die Gewalt, das Gebieten. Diese Staaten liegen auf einem Vulkan,

und auf diesem sind die Menschen geistig und sittlich unsicher geworden. In Frankreich namentlich erscheinen sie völlig auf das Aeußere gerichtet; man sucht sie hinzuhalten, indem man der Nation Herrschaft, Glanz und Ruhm in Aussicht stellt.

Die Franzosen sagen von sich selbst, es sei ihr Privilegium, den anderen Völkern gleichsam als Leithammel zu dienen, und sie hätten dabei die Aufgabe, von Zeit zu Zeit die Fundamentalgesetze des europäischen Lebens über den Haufen zu werfen. Allerdings hat unser Geschichtschreiber Ranke nachgewiesen, daß sie Einrichtungen, Gestaltungen und Grundsätze im Staatsleben, welche erst durch sie bei anderen Völkern zur Geltung gekommen waren, selbst wieder umstürzten. Kein anderes Volk hatte den Feudalismus so glänzend ausgebildet, das Mönchswesen so weitgreifend gestaltet und an den Kreuzzügen einen lebhaftern Antheil genommen. Aber das Frankreich des Hugo Capet führte den ersten Schlag gegen das Feudalwesen, welches von einem Könige und einem Kardinal zerschmettert wurde. Das Frankreich des heiligen Bernhard warf zuerst die politische Macht der Mönchsorden über den Haufen und demüthigte Päpste. Das Frankreich Gottfrieds von Bouillon und des heiligen Ludwig war die erste christliche Macht, welche mit den Türken in ein Bündniß trat. Frankreich, ehemals Muster einer mittelalterlichen Feudalmonarchie, wird im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert mehr und mehr eine uneingeschränkte Monarchie, vor welcher Bürger, Geistlichkeit und Adel im Staube liegen, und

wandelt sich in einen Beamten-, Gensd'armen- und Polizeistaat um. Aber diese Gensd'armenmonarchie wird radikal durch eine demokratische Umwälzung beseitigt, die alles Bestehende hinwegfegt, und der dann ein monarchischer Militärstaat auf völlig nivellirtem Boden folgt. Dieses Soldatenregiment muß einer scheinbar constitutionellen, im Wesentlichen aber bureaukratischen Regierung Platz machen, nach welcher eine zweite sogenannte Republik ein ephemeres Dasein führt, um wieder einem zweiten Kaiserthume zu weichen, dessen Inhaber ganz unumschränkt gebietet. Alles war in Frankreich, dem Lande der „welthistorischen Gastrollen", nur Durchgang, und die übrigen romanischen Staaten, in der alten wie in der neuen Welt, haben eben so wenig eine dauerhafte und zuverlässige Grundlage gewonnen. Mit vollem Rechte konnte ein unbefangener Franzose hervorheben, daß die Völker lateinischen Schlages sich nicht daran genügen lassen, die staatliche Freiheit und bürgerliche Gleichstellung erobert zu haben; „die Sucht nach Neuerungen ist bei ihnen endemisch geworden, und reißt sie fortwährend zu neuen Experimenten hin, die jenseits des gesunden Menschenverstandes liegen, und dann wissen sie nicht Halt und nicht Stillstand zu finden. Dagegen sind die germanischen, insbesondere die angelsächsischen Völker, dieser gefährlichen Bewegung entgangen."

In dem Aufsatze über den Kanal von Suez habe ich die übertriebenen Erörterungen, welche man von den Folgen einer solchen Wasserstraße rege macht, auf das gebührende Maaß zurückzubringen gesucht, und die Bedeutung

dieser interoceanischen Fahrbahn ohne Vorurtheil gewürdigt. Das Actienkapital soll, wie ich so eben lese, etwa acht Millionen Pfund Sterling, also mehr als fünfzig Millionen Thaler, oder mehr als zweihundert Millionen Francs betragen. Den Bau selbst hat man auf siebenthalb Millionen Pfund Sterling veranschlagt und die jährlichen Unterhaltungskosten auf dreiundsechszigtausend Pfund Sterling. Wenn, sagt man, täglich nur zwei große Seeschiffe von je zweitausendfünfhundert Tonnen Gehalt den Kanal benutzen, so würde dieser dadurch eine Jahreseinnahme von achtmalhunderttausend Pfund Sterling in Aussicht haben. Das mag immerhin der Fall sein; aber um eine solche Summe würden dann auch den Verbrauchern die Waaren, im Gegensatz zur atlantischen Route, vertheuert werden, und man sieht also nicht ab, wo hier ein Gewinn für den Handel liegt.

In Betreff der Casas Grandes, der Trümmer von Quivira ꝛc. beharre ich auf der Theil II. S. 32 ff. entwickelten Ansicht, auch nachdem ich das Vorwort Alexander von Humboldts zu Balduin Möllhausens Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee, Berlin 1858, gelesen habe. Ich glaube nicht, daß zwischen den Azteken und den Erbauern der Casas Grandes irgend ein Culturzusammenhang stattgefunden habe, und suche die angeblichen Stationen der Azteken nicht im Norden des Rio Gila. Die Trümmer, welche die Reisenden dort antreffen, rühren ganz bestimmt von den Vorfahren der heutigen Pueblos-Indianer her, und die Bauwerke derselben gleichen

jenen, welche wir nun in Ruinen finden, eben so wohl, wie die heutigen töpfernen Hausgeräthe jenen Scherben, die bei den verfallenen Casas Grandes in so großer Menge umherliegen. Es ist eine willkürliche Annahme des trefflichen Möllhausen, wenn er (S. 274) als „erwiesen“ hinstellt, daß die Ruinen in Neu-Mexiko von den „alten Azteken, Tolteken und Chichimeken“ herrühren. Der Beweis bleibt noch zu führen, und ich glaube nicht, daß es möglich sein werde, ihn zu liefern.

Leipzig, 1. October 1858.

Dr. Karl Andree.

England und die Engländer.

Die großen Menschenstämme, ihre Anlagen und Begabungen — Gegensatz verschiedener National-Charaktere. — Die Neugermanen Amerika's. — Die Engländer.

In einer Zeit, in welcher durch die neueren Verbindungsmittel Länder und Völker immer näher an einander gerückt werden, und keine überhaupt zugängige Region vereinzelt und abgeschlossen bleiben kann, gewinnt die Erdkunde eine gesteigerte Bedeutung auch für die praktischen Lebens-Verhältnisse. Die Beziehungen des Geschäftsmannes reichen über den ganzen Erdball. Für einen Handel- oder Gewerbetreibenden auch im innern Deutschland ist es von Belang, ob die Indigo-Aerndte in Guatemala oder im malayischen Archipelagus ergiebig war, ob in Ohio der Weizen reichen Ertrag gab oder nicht, ob in China ein Krieg, in Peru oder Neapel eine Revolution ausbricht. Es berührt seine Interessen, wenn in einem fernen Lande neue Schienenwege oder Dampferlinien eröffnet werden, denn sie beschleunigen den Verkehr; es interessirt ihn nicht minder, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gegenden und Menschen kennen zu lernen, mit welchen die geschäftlichen Verflechtungen ihn in Berührung bringen. Die Solidarität, die

Gemeinschaftlichkeit ist in unseren Tagen größer und mannichfacher geworden, als je zuvor.

Geographie und Völkerkunde haben für Fachgelehrte wie für die verständigen Leute im großen Publikum aufgehört, eine Art von Luxus zu sein, den man sich zum Zeitvertreib gestattete; sie sind nothwendig geworden für das Verständniß einer Menge von Verhältnissen, welche man ohne sie nicht begriffe, und es wird die Zeit nicht gar fern sein, da man für diese unentbehrlichen Wissenschaften einen Lehrstuhl auf jeder Hochschule so nothwendig erachtet, wie Katheder für Pandekten oder Knochenlehre. Das praktische Bedürfniß dafür wird sich immer mehr geltend machen, nicht bloß für die eigentlichen Geschäftsmänner, sondern auch für die Facultäts-Studien. Karl Ritter hat die Erdkunde zur Wissenschaft erhoben, ihr neue Bahnen und einen weiten Horizont eröffnet; die Ethnologie ist eben in den Anfängen, um sich gleichfalls zu einer eigentlichen Wissenschaft umzugestalten und die Bande bloßer Empirie abzustreifen. Schon ist der Kampf heiß geworden, die Gegensätze bekämpfen einander lebhaft, und manche neue Grundlagen und Gesichtspunkte sind gewonnen worden. So viel ist nicht mehr zu verkennen, daß die Völkerkunde weit mehr, als bis jetzt der Fall gewesen, auch zur Grundlage der Staatswissenschaft werden wird, und daß nur mit ihrer Hülfe manche Ausgleichungen sich erzielen lassen, nach welchen man seither vergeblich gesucht. Ein bloßes Aggregat von Wahrnehmungen, die ohnehin zumeist äußerlich sind, reicht nicht mehr aus. Man wird die anthropologische Anlage und Naturbegabung der verschiedenen großen Familien, welche die Menschheit ausmachen, genauer in Erwägung ziehen und berücksichtigen, ihre physische und psychische Begabung in's Auge fassen müssen. Nur so begreift man die verschiedenen großen Civilisationen und Culturen in ihrem eigentlichen Wesen und in ihrer Berechtigung, versteht man den Gang ihrer Entwickelung, der

allemal durch eine tiefe ethnische Anlage bedingt wird; denn der Grad der Culturfähigkeit und Culturmöglichkeit ist nicht überall derselbe, sondern tritt uns von Anbeginn der Geschichte in einer Menge von Abstufungen entgegen; die menschheitlichen Gruppen haben verschiedene Culturwerthe, deren Wesen ergründet werden muß. Mit abstrakten Formeln, naturrechtlichen und rechtsphilosophischen Allgemeinheiten erklärt man in dieser Beziehung nichts, sie geben kein tieferes Verständniß.

Der unbefangene Beobachter sieht, daß die verschiedenen großen Gruppen durch die ganze Geschichte in ihrem innern und äußern Wesen sich gleich bleiben und nur schwachen Modificationen unterliegen. Sie bilden Gegensätze zu einander, welche sich durch die „Civilisation," ein Wort, mit welchem viel Mißbrauch getrieben wird, nicht beseitigen lassen. Europäische Einflüsse können äußerlich einwirken und Manches anders formen, aber das eigentliche Grundwesen, die physische Anlage und Begabung, vermögen sie nicht umzugestalten; über das, was die Natur einmal immanent gegeben hat und permanent behaupten will, haben sie keine Macht. Die Natur ist beharrlich; sie hat ihre Geheimnisse, welche der Ethnolog zu enthüllen suchen muß, und läßt sich keinen Zwang anthun. Es ist nicht etwa Zufall, daß durch Mischung verschiedener Stämme sich keine constanten Mischlings=Varietäten bilden lassen; nicht Zufall, daß die verschiedenen „Racen" nicht zu einer allen Menschen gemeinsamen Urform werden wollen oder können, und daß Anziehungen und Abstoßungen vorhanden sind, die sich niemals beseitigen oder besiegen lassen. Grund und Ursache dafür können wir nicht nachweisen, die Wissenschaft hat nur zu constatiren und, bis heute wenigstens, das Räthsel nicht gelöst. „In's Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist." Sehr zutreffend sagt einmal Fichte, daß eine gleichförmige Cultur sich den Menschen nicht aufhängen lasse, wie ein Mantel auf die nackten Schultern eines Gelähmten.

Es möge hier aber hervorgehoben werden, daß bereits der Anfang gemacht worden ist, die Naturlehre des Staates auf die Ethnologie zu gründen. Vollgraff in Marburg hat den richtigen Weg eingeschlagen, und sich dadurch ein nicht geringes Verdienst erworben. Er thut dar, daß alle Erscheinungen des bürgerlichen und politischen Lebens, von der Ehe an bis zu den Regierungsformen, unerklärt und dunkel bleiben, wenn man nicht die ethnische Anlage in's Auge fasse; auf diese hat er seine Naturlehre und Naturgesetze der menschlichen Gesellschaft gegründet; die Naturlehre des Staates gilt ihm gleichsam für einen Zweig der Naturwissenschaften.

Wir wollen in einer Reihe von Aufsätzen in zwangloser Weise Wanderungen um den Erdball anstellen, Streifzüge im Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Auf solche Weise wird der Leser für manche Erscheinungen ein genaueres Verständniß gewinnen, das durch gute Landkarten in nicht geringem Grade gefördert wird. Es ist ein wahrer Hochgenuß, den Neuen Handatlas von Heinrich Kiepert (Berlin, bei Dietrich Reimer) zu überblicken. Mit Wohlgefallen betrachtet das Auge die einzelnen Blätter, von denen jedes einzelne den übrigen den Preis streitig macht; da ist Alles so sauber, deutlich und ansprechend, und die Freude steigt, wenn man auf die Einzelheiten näher eingeht. Die Karten sind nach einem neuen, vollständig durchgeführten Plan entworfen, sie entsprechen durchaus dem gegenwärtigen Zustande der geographischen Kenntnisse und allen Anforderungen der Wissenschaft. Die Ausführung ist musterhaft, und mit Recht kann man diese Blätter als einen Triumph der Kartographie bezeichnen, in welcher überhaupt unsere Deutschen den ersten Rang behaupten. Kiepert's Atlas ist nicht der einzige, welchem eine Palme gebührt, auch Petermann's Karten sind ganz ausgezeichnet, aber er ist der neueste; uns gefällt an ihm die verständige Auswahl, das Maßhalten in derselben und der

richtige Takt, welcher alle Ueberfülle im Einzelnen vermeidet und doch nichts Wichtiges und Bedeutendes übersieht. Welch ein musterhaftes Blatt ist zum Beispiel die Karte der britischen Inseln! Von diesem Boden aus, der eine so hervorragende Bedeutung gewonnen hat, in vieler Beziehung einen Mittelpunkt für das Verkehrsleben bildet und von wo aus Strahlen um den Erdball laufen, wollen wir unsere Wanderungen beginnen.

* * *

Gegenwart und Zukunft aller fünf Erdtheile werden vorzugsweise von germanischen Völkern bestimmt. Es leidet keinen Zweifel, daß die Weltherrschaft ihnen gehört, weil der Welthandel vorwiegend in ihren Händen ist. Der zwölfte Theil der großen Menschen-Familie hat in seinen Adern germanisches Blut. Deutschland, Skandinavien, die Niederlande, Großbritannien, der größte Theil der Schweiz, die nordamerikanischen Freistaaten, die englischen Besitzungen in der neuen Welt, Australien und die Inseln im großen Weltmeer, zählen mehr als einhundert Millionen germanischer Leute. Alle ihre Länder und Colonieen sind, mit Ausnahme jener, in welchen der Neger der Zwangsarbeit enthoben worden ist, im Fortschritt und Gedeihen. Man hat berechnet, daß die Schifffahrt aller Culturvölker einen Gehalt von etwas mehr als fünfzehn Millionen Tonnen hat, jede zu zweitausend Pfund gerechnet; davon kommen mehr als dreizehn Millionen Tonnen auf die Germanen. Sie beherrschen durch ihre Kriegs- und Kauffahrtei-Flotten alle Meere, und treten maßgebend und bestimmend auf. Die Engländer sind vorwaltende Macht in Asien, wo sie durch eine Hand voll Europäer anderthalb hundert Millionen Ostindier regieren; sie haben Besitzungen in sämmtlichen fremden Erdtheilen, durch sie ward Australien besiedelt und in den großen Weltverkehr hineingezogen; sie haben China eröffnet,

bringen überall hin Leben und Regsamkeit, und tragen bürgerliche Freiheit an alle Punkte des Erdballs. Uns darf nicht bange sein, daß dieselbe keine Zukunft habe; die germanischen Seevölker sind und bleiben Hort und Retter derselben.

Auf der westlichen Erdhalbe stehen die Nordamerikaner in erster Linie, und man kann schon heute mit Sicherheit behaupten, daß der größte Theil jenes Continents ihnen zufallen werde. In Bezug auf Handel und Verkehr haben sie längst die übrigen Staaten mehr oder weniger von sich abhängig gemacht, und ihrem Einflusse kann Niemand sich entziehen. Es liegt eine ungeheure Kraft der Ausdehnung in diesen amerikanischen Neugermanen, die sich selbst gern Sachsen nennen. Sie bilden ein Gemisch aus allen Völkern deutschen Blutes, das mit einiger Verquickung durch keltische Elemente sich zu einer eigenthümlichen Volksart heranbildet. Die Nordamerikaner sind in Wesen und Charakter nicht insularisch, wie der Engländer, sondern durchaus continental. Bei ihnen wiederholt sich die mittelalterliche Völkerwanderung auf einem Festlande, das eine ungemessene Breite hat; um dieselbe zu durchwandern, bedarf es nicht einiger wenigen Reisetage wie in Großbritannien, sondern vieler Wochen und Monate. In der kurzen Spanne Zeit, welche zwei Menschenalter ausfüllt, ist ein großer Theil des Festlandes jener Union einverleibt worden, welche einst nur den schmalen Küstensaum zwischen Canada und Florida ausfüllte. Sie hat das weite Gebiet bis zum mexikanischen Meerbusen und bis zum stillen Weltmeere nicht nur erobert, sondern auch befruchtet. Einem syrischen Sprüchworte zufolge verdorrt unter dem Tritte des Türken alles Gras; unter dem Schritte des Nordamerikaners wächst Getreide; überall, wohin er kommt, legt er gesunde Keime, er schafft Leben selbst in der Wüste. Die Geschichte gibt Zeugniß dafür.

Aber als Nachkomme seefahrender Altsachsen und Friesen beschränkt jener Neugermane Amerikas sich nicht auf das Festland.

Seine ethnische Anlage und der Charakter seiner mannichfach gegliederten Küsten drängen und weisen ihn auf das Meer hin; er ist zugleich ein oceanischer Mensch, und die salzige Woge seine zweite Heimath. Gleich den alten Wikingern schwärmt er mit seinen Schiffen umher, seine Gestade sind beiden großen Oceanen zugewandt, und er ist nicht geneigt, eine lediglich territoriale Rolle zu spielen, die ohnehin einem Volke nicht ansteht, das im Welthandel etwas Großes bedeuten will. Deshalb ist Nordamerika auch eine Seemacht und zeigt seine Flagge in allen auf nasser Fahrbahn zugängigen Regionen. Yankees haben an die Pforten des kaiserlichen Palastes in Japan geklopft, sie donnern mit ihren Geschützen in den chinesischen Strömen, und der Erwerb wichtiger Eilandgruppen, welche auf dem Wege zwischen Asien und Californien liegen, steht in Aussicht. Amerika ist auf dem Meer Englands Nebenbuhler geworden; beide theilen die Seeherrschaft; kein anderes Volk vermag mit ihnen zu rivalisiren. Zwar Holland ist noch immer eine Colonialmacht, und seine Besitzungen im indischen Archipelagus sind ein herrliches Erbtheil, an welchem die Nachkommen der Bataver mit Recht festhalten. Aber die Zeit eines thätigen Eingreifens ist für sie längst vorüber; sie müssen sich begnügen, das Erworbene zu behaupten, und üben deshalb verständige Selbstbeschränkung.

Die romanischen Völker Europas sind im See- und Colonial-Verkehr längst in die zweite Linie zurückgetreten. Frankreich hat stets große Anläufe genommen, um eine maritime Großmacht zu werden, und mehr als einmal besaß es stattliche Flotten. Aber diese sind nicht eigentlich naturwüchsige Schöpfungen, weil die nöthige Unterlage, eine schwunghafte eigene Rhederei, fehlt und der größte Theil des französischen Seehandels unter fremder Flagge getrieben wird. Es ist nicht etwa Zufall, daß Frankreichs Colonieen niemals gedeihen wollten. Der Erklärungsgrund liegt in der Anlage und im Charakter

des Volkes, an welchem sich nichts ändern läßt. Ein einziger Gegensatz macht die Sache klar. In Ober-Canada, das erst im Laufe unseres Jahrhunderts Einwanderer angezogen hat, finden wir reges Leben; an Thätigkeit und Aufschwung stehen sie hinter jenen von Neu-England, Neu-York oder Ohio nicht im Mindesten zurück, überall zeigt sich riesenhafter Fortschritt. Dort ist die ganze Bevölkerung germanisch. Unter-Canada wurde vor länger als zweihundert Jahren von Franzosen besiedelt. Seit länger als drei Menschenaltern leben diese neben Engländern, unter den freien Gesetzen Großbritanniens; sie haben ringsum gute Beispiele und frische Beweglichkeit, Gelegenheit in Fülle, alle ihre Kräfte reichlich und lohnend zu entfalten. Aber die französischen Canadier bleiben stehen und sind gleichsam verknöchert; es will aus ihnen nichts weiter werden, als was sie längst sind: Bauern, welche den Acker in altväterischer Weise bestellen, Bootsleute und Ruderknechte, Pelzhändler und Kleinbürger, denen das hastige und regsame Treiben ringsum zuwider ist. Was an Fortschritt und Aufschwung in Unter-Canada sich zeigt, ist durchschnittlich englisch. In Ostindien waren die Franzosen schon mächtig, als die Briten dort nur erst einige kleine Faktoreien an der Küste besaßen; ein genialer Mann wie Dupleix, hatte den Plan zu einem großen indischen Colonialreich entworfen, aber Frankreich begriff ihn nicht. Jenes Reich an Ganges und Indus gehört nun längst den Engländern, und diese liefern den Beweis, daß sie verstehen, es zu behaupten.

Die französischen Colonieen sind nur zerstreute Trümmer, die man festhält, weil man sie weder aufgeben kann, noch will; die politische Stellung Frankreichs bedingt eben eine Kriegsflotte; der Handel könnte die paar Colonieen im Nothfall wohl entbehren. Neu-Caledonien, die Marquesas und Otaheiti sind für ihn ohne Bedeutung; die Inseln in Westindien, Cayenne, Bourbon und die Positionen auf Madagaskar kosten mehr, als

sie einbringen; aber man hat in ihnen Punkte, wo die Flotten sich sammeln können, und eine europäische Großmacht will und muß doch ihre Flagge zeigen. Die geringe Begabung der Franzosen für Werke der Colonisation tritt auch in Algerien hervor. Sie besitzen das schöne Land dicht an ihrer Thür seit nun bald dreißig Jahren; die Behauptung desselben hat ihnen zweitausend Millionen Francs an Geld und mehr als hunderttausend Menschen gekostet. Trotzdem ist erst Alles in schwachen Ansätzen und Anfängen, die Zahl der angesiedelten Europäer beträgt nicht viel über einmalhunderttausend, und von diesen bilden Malteser, Spanier und Italiener einen nicht geringen Bruchtheil. Die Franzosen ziehen, gleich ihren romanischen Sprachverwandten, den Aufenthalt in den Städten vor; Agricultur-Colonisten sucht man in Deutschland und in der Schweiz. Der Franzose ist kein guter Auswanderer, eher noch der Baske aus dem südwestlichen Frankreich; aber dieser geht nicht nach Algier, sondern in die Länder am La Plata, und dort bequemt er sich lieber zu Arbeiten in den Viehschlächtereien und Saladeros, als zum Ackerbau, welchem er auch die Beschäftigung des Ziegelstreichers, Maurers oder Zimmermannes vorzieht.

Es hat niemals eine französische Colonie in Aufschwung und eigentlicher Blüthe gegeben, eben so wenig eine spanische oder portugiesische. Als in Süd- und Mittelamerika sammt Mexiko das alte Monopol des Mutterlandes gebrochen wurde, begannen auch schon die Bürger- und Racenkriege. Die romanischen Völker haben in fremden Erdtheilen ihr Blut nicht rein erhalten; daher rührt zum großen Theile der Jammer, welchem sie anheimgefallen sind. Es ist ein nicht umzustoßender und nicht wegzuläugnender Erfahrungssatz, daß alle physische Vermischung zwischen verschiedenen großen Menschentypen, wenn denselben innere Wahlverwandtschaft und Affinität abgeht, das Produkt verschlechtert, den Mischling physisch und psychisch verunedelt. Allen Staaten, in denen Mischlinge

solcher verschiedenen Arten neben und durch einander leben, fehlt eine eigentliche Gesellschaft, Alles bleibt incohärent; es kann keine psychische Durchdringung stattfinden, und man trifft überall auf schroffe Gegensätze, für welche die Ausgleichung fehlt und vergeblich gesucht wird. Sie findet sich auch dann nicht, wenn alle Schichten volle Gleichberechtigung haben; denn die aus dem innern Wesen kommende, tief in demselben wurzelnde Abstoßung wirkt allemal mächtiger als die Anziehung, welche etwa äußere Belange üben. Es ist mehr als bloßer Instinkt, es ist Ueberzeugung von einer unbedingten Nothwendigkeit, daß die germanischen Völker in den Colonieen diese Vermischung möglichst vermieden haben. Wenigstens hat sie bei ihnen nie in solchem Umfange wuchern können, wie bei Spaniern und Portugiesen. Die Bewahrung einer „Aristokratie der Haut" ist gleichbedeutend mit Festhalten an einer höhern und edlern Gesittung, mit Beharren auf einer höhern und edlern Stufe, Bewahren einer feinern und begabtern Psyche, mit einem starken moralischen Schwergewicht. Die Resultate liegen überall vor; und man braucht nur die spanischen und portugiesischen Creolenstaaten Amerikas und ihre überwiegend aus Mischlingen, Negern und Indianern bestehende Bevölkerung mit den germanischen Colonieen zu vergleichen, in welchen die weiße Farbe entschieden vorwaltet. Dort Zerfall und Auflösung, hier Aufschwung und frisches Leben. Die wachsende Abhängigkeit der schwachen, innerlich durch und durch zerrütteten Länder von einem starken, im Bewußtsein der Kraft immer weiter ausgreifenden Nachbar ist erklärlich und versteht sich eigentlich von selbst; damit wird lediglich ein Naturgesetz erfüllt, das zu allen Zeiten gegolten hat. Schon jetzt sind die Dinge in manchen Creolenstaaten so weit gediehen, daß hellere Köpfe anfangen, sich in ein Schicksal zu ergeben, welches doch am Ende unvermeidlich sein wird.

Die Nordamerikaner sind noch weit entfernt von einem festen, abgeschlossenen Gepräge in ihrer Volksthümlichkeit. Unter den großen Nationen stehen sie als die jüngste da; der Anbeginn ihrer vollen Selbstständigkeit fällt in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts, und die massenhafte Einwanderung gehört erst den Zeiten nach Beendigung der großen europäischen Kriege an. Seitdem ist Nordamerika in Bezug auf seine Volksbestandtheile gleichsam eine bunte Musterkarte geworden, auf welcher jedoch die romanischen Elemente als vereinzelte kleine Flecken eingesprengt sind. Die Haupt= und Grundmasse ist germanisch und so gesund und kräftig, daß sie alle neu hinzugekommenen Bestandtheile nach Verlauf einiger Zeit mit sich vereinigt und verquickt. Die Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten: Deutsche, Irländer, Engländer, Holländer, Skandinavier und Walliser, bewahren in der ersten Generation allerdings noch ihre Sprache und Manches von alten Sitten und Gebräuchen; aber von vorn herein setzen sich auch gleich specifisch=amerikanische Elemente an. Der in Amerika geborene Sohn englischer Eltern ist in Anschauungen, in manchen Ausdrücken, in seiner ganzen Haltung und in seinem Behaben kein Engländer mehr; ein geübtes Auge unterscheidet Engländer und Amerikaner ohne Mühe von einander. Es geht den Deutschen und den übrigen Völkern nicht anders. Die Natur gestattet einmal nicht, daß alle europäische Organismen sich in der neuen Welt unverändert reproduciren, sie schafft vielmehr durch eine Reihe von Evolutionen etwas Neues und Eigenartiges, damit Land und Menschen in Einklang und Uebereinstimmung kommen. Sie will keinen Abdruck Englands oder Deutschlands in Amerika; sie wandelt die Menschen zu Amerikanern um, gibt ihnen auf alter Unterlage und durch neue, wahlverwandte Beimischungen einen eigenartigen Typus. Diesen modificirt sie mit großer Mannichfaltigkeit, sie läßt aber das neue Grundwesen überall herauserkennen. Sie schafft eine neue Einheit, aber

mit Gliederungen. Von St. Pauls in Minnesota bis nach Brownsville in Texas an der mexikanischen Grenze, von Boston oder Neu-York bis San Francisco erscheint der Nordamerikaner auch amerikanisch; aber der neuenglische Yankee ist doch wieder ein anderer Mensch als der Bauer in Ohio oder Wisconsin oder als der Pflanzer von Alabama. Die Staats-Einrichtungen sind überall dieselben, sie befriedigen das Volk vollkommen; und doch haben sich schon heute, wo so Vieles noch in Guß und Fluß ist, manche landsmannschaftliche Untertypen herausgearbeitet. Land oder Meer, Klima, Gebirge, Prairie, Beschäftigung, Vorwalten des einen oder andern germanischen Grundstammes da oder dort, üben allmählich ihre Einwirkung, und diese landsmannschaftlichen Typen machen sich unmerkbar ganz von selbst. Man bezeichnet sie mit Spitznamen, und wenn von einem Down-Easterner oder von einem Bocksauge, von einem Halb Pferd halb-Alligator oder von einem Badger, von einem Sucker oder Hoosier die Rede ist, so weiß Jedermann, daß damit die Bewohner von Neu-England und Ohio, von Kentucky und Wisconsin, von Indiana und Illinois bezeichnet werden, und daß mit diesen Benennungen sich auch der Begriff gewisser Eigenthümlichkeiten verbindet. In Europa sind die alten Stammes-Eigenthümlichkeiten historisch überkommen und bleiben so constant, wie die Bewegungen in Folge der neuen Verkehrsmittel und deren Einwirkungen irgend erlauben; in Nordamerika treten neue Bildungen auf; dort ist nichts abgeschlossen, Alles in frischem Werden, und ein nordamerikanischer Nationalcharakter wird vielleicht erst nach hundert oder zweihundert Jahren fertig sein.

Bis dahin bleibt Alles in ununterbrochener Gährung. Aber die Bestandtheile zu dem Gemisch, das erst im Fortgange der Zeit sich niederschlagen und abklären kann, sind vortrefflich. Hier ist Affinität, hier ist Anziehung; Angehörige einer großen, in Europa in verschiedene Theile zerlegten Familie,

Einer und derselben sprach- und blutsverwandten Völkergruppe, finden sich auf anderm Boden zusammen und bilden eine neue Gemeinschaft. Gegenwärtig ist sie noch jung, sie hat das volle Kraftbewußtsein, den Muth und Uebermuth und die Unbedachtsamkeit der Jugend, welche sich fühlt, und darin liegt die Erklärung für so manche Erscheinungen, welche Nordamerika darbietet. Wir dürfen bei Beurtheilung derselben keinen europäischen Maßstab anlegen.

Diese Gedanken drängten sich mir auf, nachdem ich Ralph Waldo Emerson's Buch über England aus der Hand gelegt. In den English traits wird Alt-England von einem Neu-Engländer mit bewundernswürdiger Unbefangenheit, mit tiefem Verständniß geschildert, und die Darstellung John Bull's und seiner Eigenschaften nimmt unter der Feder eines Yankee manchmal die Gestalt eines Dithyrambus an. Waldo Emerson ist unter allen amerikanischen Schriftstellern am meisten Original. Der ehemalige unitarische Prediger hat sich eine selbstständige Bahn gebrochen, und es kümmert ihn wenig, ob Andere ihm auf derselben folgen oder ihn tadeln; er geht seinen eigenen Weg und gehört keiner Schule an. Er gehört zu den schärfsten Denkern, er hat eine mächtige Summe von geistiger Arbeit hinter sich, und Alles an ihm ist prägnant und wuchtig schwer. Am liebsten spricht er in kurzen, gehackten Sätzen, die zuweilen etwas gesucht und orakelhaft erscheinen, aber stets inhaltreich und schlagend sind; seine Manier erinnert an jene eines berühmten Engländers, mit dem er in einiger Geistesverwandtschaft steht, an Thomas Carlyle. Aber Emerson ist nicht etwa dessen Nachahmer; sein Wesen ist ihm eigenthümlich, ist der Mensch selbst; er gelangte zu seinem geistigen Gepräge auf selbstständige Weise und ist nicht etwa Copie, sondern Urbild. Beide Männer sind einander durch Stamm und Genius verwandt, beide voll von innerm Pathos, sententiös und voll übersprudelnder Fülle.

Emerson bemüht sich, Menschen und Dinge so unbefangen als irgend möglich zu betrachten und zu beurtheilen; er will keine Vorurtheile haben, nicht einmal — was bei einem Nordamerikaner als ein Vorzug erscheint — gegen die Engländer. Er faßt diese scharf ins Auge, er zergliedert alle ihre Eigenschaften wie ein erfahrener Anatom, aber oft läßt er sein Messer ruhen und verliert sich in milder Beschaulichkeit; manchmal entschlüpft ihm auch ein Ausruf der Bewunderung. Ich wüßte nicht, daß irgend Jemand tiefer in den Geist Englands eingedrungen wäre, und seine English traits sind, ungeachtet einer irrigen Angabe oder Auffassung da und dort, ein Meisterstück ethnographischer Charakteristik. Die nachfolgenden Schilderungen mögen diese Ansicht bestätigen.

Nachdem Emerson gezeigt, wie sich aus der Vermischung der germanischen Völker, welche in Britannien eine neue Heimath fanden, das gegenwärtige England mit seinen Eigenthümlichkeiten entwickelt, geht er auf Anlage, Begabung und Genius des Volkes ein. Der Engländer, sagt er, trägt den Drang in sich, logisch zu sein; was bei ihm zur Geltung und Anerkennung gelangen soll, muß Folgerichtigkeit in sich haben. Er verhält sich im Grunde ablehnend gegen solche Geister, die eine leichte, rasche und mannichfaltige Ideen-Verbindung zeigen, weil er eine instinktartige Besorgniß hegt, daß eine Fülle von Ideen-Verflechtungen, die ihm zu gleicher Zeit entgegentreten, ihm den ruhigen Gang des Erwägens und eine ersprießliche Concentrirung seiner Gedanken beeinträchtigen könne. Deswegen mag er keine eigentlichen Genies oder rein beschaulichen Naturen leiden; er verhehlt seine Nichtachtung vor Gedankensprüngen keineswegs, so gerechtfertigt diese auch sein mögen; er will nun einmal jeden Schritt nach dem gewohnten Maßstabe abmessen. Er hat ein scharfes Auge für Thatsachen, eine Logik, welche Salz zur Suppe schafft, den Hammer zum Nagel, das Ruder zum Boote bringt, er hat die Logik eines

Koches und Zimmermannes und Chemikers. Er geht nach der natürlichen Reihenfolge, und bloße Worte machen auf ihn keinen Eindruck; bei jedem Schritte beachtet er Ordnung und Regel, hält seinen Blick stets auf das vorgesteckte Ziel gerichtet, so viele Zwischenfälle und Verwicklungen auch kommen mögen. In seinem Geist ist aber Raum für allerlei, er hat eine Wissenschaft nach Graden und Abstufungen. In den Gerichtshöfen sind die Unabhängigkeit der Richter und die Loyalität der Proceß führenden Parteien gleich preiswürdig. Im Parlamente haben die Engländer jene capitale Erfindung der Freiheit gemacht: eine Opposition auf verfassungsmäßigem Boden. Und wenn Parlament und Gerichte taub sind, verurtheilt sich der Kläger doch nicht etwa zum Schweigen. Ruhig und geduldig bleibt er, aber er hat und behält seine Vertheidigungswaffe; nämlich er tritt Jahr für Jahr wieder mit seiner Beschwerde hervor und belegt sie mit Gründen und Zahlen. Inzwischen gibt er sich Mühe, Menschen und Geld für die Sache selbst zu gewinnen, und im Nothfall, wenn alle Mittel fehlschlagen, erinnert er sich daran, daß auf dem Boden des Kastens, in welchem seine Freibriefe liegen, das Recht der Revolution ruht. Aber er wartet langsam zu und sieht ruhig mit an, daß seine Wünsche und Forderungen lange liebe Jahre abgelehnt werden.

Die Logik Englands hat eine starke Zuthat, welche bei manchen anderen Völkern weniger klar sich erkennen läßt; man nimmt nämlich an, daß jede Sache zwei Seiten habe, und ist entschlossen, jedem Theile Gerechtigkeit angedeihen zu lassen; man will ehrlich gegen Jedermann verfahren. Für das, was einer behauptet, darf er allemal auch seine Beweisgründe vorbringen. Die Engländer sind ruchlos im Anzweifeln von Theorieen, aber vor einer Thatsache küssen sie den Staub. Es handelt sich um eine Maschine, um einen Freibrief, um einen Boxer, um einen Candidaten auf den Hustings, — der Eng=

länder wird allemal mit seinem Endurtheil zurückhalten, bis die Sachen und die Menschen gründlich geprüft worden sind, bis sie Proben abgelegt oder Beweise beigebracht haben. Man kann sie nicht durch Phrasen lenken oder ködern, sie wollen und verlangen einen Plan der Arbeit, eine Maschine oder eine Verfassung, welche gehen; sie warten ruhig auf den praktischen Ausgang, ohne sich durch eine Theorie bestimmen zu lassen. In der Politik werfen sie sehr derbe und plumpe Fragen auf, die beantwortet werden müssen: Wer soll die Steuern bezahlen? Welchen Einfluß übt Dies und Das auf den Verkehr? Wie wirkt es auf die Kornpreise, und welchen Nutzen hat der Spinner davon?

Das alles überrascht den Franzosen. Schon Philipp von Comines im fünfzehnten Jahrhundert sagt: „Meiner Meinung zufolge wird unter allen Staaten der Welt in England am meisten für die öffentliche Wohlfahrt gesorgt, und das Volk erleidet am dort wenigsten Druck.“ In England sind Leben und persönliche Rechte gesichert, und was ist Freiheit ohne jene Sicherheit? Montesquieu hob hervor, daß England das freieste Land in der Welt sei. Die Engländer sind hervorragende Leiter in der neuern Zeit geworden durch ihre Achtung vor sich selbst, dadurch, daß sie überall den Dingen auf den Grund gehen und den Ursachen Gerechtigkeit angedeihen lassen, sodann auch durch ihre realistische Logik, welche Mittel und Zweck in genaue Verbindung bringt. Sie legen alles Gewicht auf den schlichten, gesunden Menschenverstand, aber Theorieen gegenüber verhalten sie sich, wie schon gesagt, ruchlos, und in den höheren Regionen des Geistes finden wir sie oft beschränkt und unfruchtbar. Aber ihre unbedingte Hingebung an die Thatsachen und die Art und Weise, wie sie die Mittel zur Erreichung des Zweckes wählen, sind so bewundernswürdig, wie bei den Bienen oder Ameisen.

Die starke Seite und der Hang der Nation besteht in einem leidenschaftlichen Trachten nach dem, was nützlich ist. Sie lieben Hebel, Schraube und Flaschenzug, flandrische Zugpferde, Wasserfälle und Mühlräder, die See und den Wind. Ihr Spielzeug besteht in Dampf und Galvanismus. Zu den feineren Künsten sind sie wenig geschickt und aufgelegt, desto mehr zu den gröberen. Auf Juwelier- und Mosaikarbeit verstehen sie sich nicht gut, wohl aber auf den Betrieb von Eisenwerken und Kohlengruben, auf Wollekämmen und Ledergerberei. Sie pflegen den Acker, wässern ihn ab, setzen den Wellen der See Schranken, schaffen Sand weg, wandeln kalten Boden in warmes Erdreich um; sie schiffen und fischen, gewinnen und machen Salz und Zinn, Blei, Leder, Glas, Backsteine und Töpferwaare, und haben immer Erfolg, weil sie unablässig combiniren. Es ist schon dagewesen, daß ein Fabrikant sich zum Mittagessen in Kleidern setzte, deren Wolle am Morgen desselben Tages noch auf dem Schafe saß. Sie sind gute Haus- und Landwirthe und halten Alles wohl in Ordnung; sie vergeuden und verzetteln nichts, in ihren Häusern ist Alles bequem und ihre Kleidung wohlanständig. Der Franzose erfand die Manschette, der Engländer fügte das Hemde hinzu. Er trägt seinen Rock von grobem, aber dauerhaftem Zeuge bis an den Hals zugeknöpft; und ist der Mann ein Lord, so wird seine Kleidung nicht viel schlechter sein, als die eines Commoners. Sie sind Propagandisten für praktische Röcke und Schuhe, und legen überhaupt den meisten Werth auf das Wesentliche, wie beim Essen, so bei Künsten und Gewerben. An jedem Messer kann man abnehmen, daß der Arbeiter langer Erfahrung und manches Nachdenken bedurfte, um es so herzustellen, wie es nun ist. Die Engländer verwenden Geld am richtigen Platze, so z. B. bei ihren Seedampfern und Maschinen; sie haben der ganzen Civilisation unserer Zeit ein praktisches Gepräge aufgedrückt. Im Handel und Wandel geht, der Meinung des

Engländers zufolge, keiner zu Grunde, der nicht brechen muß; im Geschäft, sagt er, wird nichts aus einem Manne, dem das Geschäft nicht das Höchste ist. Nach dieser Maxime verfährt er im Leben. Er hat einen systematischen Geist, achtet wohl auf die Einzelheiten, ordnet diese Details dort ein, wohin sie gehören und wo sie am Platze sind; er hütet sich aber wohl vor zu feinen Düfteleien, welche er den Deutschen zum Vorwurfe macht. Dadurch wird es ihm möglich, Alles rasch abzufertigen, und in diesem schnellen Abthun der Geschäfte liegt zum Theil mit die commercielle Obergewalt Englands.

Krieg und Blutvergießen liebt der Engländer nicht, er macht keine indianischen Tomahawk-Tänze, und die Liebe der Franzosen für Ordenszeichen und Proklamationen ist ihm völlig fremd. Er geht am liebsten friedlich seinem Geschäfte nach, um seinen Arbeitslohn zu erwerben. Wer ihm aber seinen Arbeitslohn antastet, oder seine Kuh, oder seinen Laden, oder überhaupt sein Recht, mit dem wird er fechten bis zum jüngsten Gericht. Magna Charta und Geschwornengericht sind völlig mit ihm verwachsen.

Also ein Geist der Ordnung und Berechnung durchdringt bei ihnen Alles, aber sie sind dabei doch nicht unfähig, ihren Blick zu erweitern; es verursacht freilich große Mühe, bis sie so weit kommen, und insgemein geschieht es nur durch große Krisen. Ganz in englischem Geiste gedacht ist die Frage, welche ein Mann in Connecticut an einen anderen richtet: „Aber, Herr, wovon leben Sie denn, wenn Sie zu Hause sind?" Die Fragen nach Freiheit, Besteuerung und Privilegien sind Geldfragen. Die Engländer sind schwerfällige Gesellen, in Bier- und Fleischtöpfe eingetaucht, dabei schwerhörig, und ihr Auge ist etwas trübe. Ihr schläfriger Geist muß aufgepeitscht werden durch Krieg, durchs Geschäft, durch Politik oder Verfolgung; sie lernen ein Princip nicht eher gut lesen, als bei Lohe von Scheiterhaufen oder brennenden Städten.

Der Engländer übereilt sich nicht, rennt nicht mit Hast dem Gelde nach; er legt auf einmal große Summen in einer Fabrik an und wartet mit Ruhe ab, daß die Capitalien langsam sich lohnen. Es gibt Geschäftsleute, die Leder sieben Jahre lang im Gerbefasse haben liegen lassen. In Sheffield besuchte ich Rodger's Fabrik, und man zeigte mir, wie Scheere und Feldmesser gemacht werden. Es wurde mir versichert, daß man die Bereitung guten Stahls völlig in der Hand habe, und daß von den Hunderten und Tausenden von Klingen eine so gut sei wie die andere. Das ist charakteristisch für ihre Arbeit. In diesem Volke von Arbeitern versteht Jeder sich auf irgend eine Fertigkeit oder Einzelheit, und trachtet in dieser vollkommen zu werden; er ruht nicht, bis er glaubt, es den Anderen zuvor zu thun, und er schafft lieber gar nichts, als daß er seine Sache schlecht machte. Ich wüßte kein anderes Volk, das so ganz in sich durchdrungen wäre; vom Höchsten bis zum Niedrigsten hält sich Jeder für den Besten in seiner Kunst oder Fertigkeit.

Ein Franzose und ein Engländer unterhielten sich über die Frage, was Zweck und Aufgabe einer öffentlichen Debatte sei. Jener meinte: die Fähigkeiten zu zeigen und sie ins richtige Licht zu stellen. Der Engländer entgegnete: Nein, um die Schulter hinter das Rad zu legen und das Geschäft vorwärts zu bringen. Im Unterhause wird das „Geschäft" von verhältnißmäßig wenigen Personen besorgt, diese aber müssen hart arbeiten. Sir Robert Peel kannte die Blauen Bücher auswendig. Der Engländer bethätigt in Verfolgung eines Zweckes wunderbare Hartnäckigkeit und Ausdauer; Privatleute zeigen sie gleichfalls, auch in wissenschaftlichen Forschungen. Die Nation schloß gegen Bonaparte auf dem Festlande eine Coalition nach der andern; fünf schlugen fehl, aber die sechste warf den Feind von seinem Throne. Sir John Herschel (beiläufig bemerkt, Sohn eines deutschen Vaters) wollte ein Ver-

zeichniß der südlichen Sternbilder entwerfen und begab sich zu diesem Zwecke nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo er viele Jahre verweilte; dann kam er nach England zurück und arbeitete acht Jahre unverdrossen und ununterbrochen weiter, bis er sein Werk vollendet hatte, dessen praktische Brauchbarkeit erst in dreißig Jahren beginnt. Die Admiralität sandte eine Expedition nach der andern ins nördliche Eismeer, bis endlich die vielbesprochene Durchfahrt gefunden wurde. Lord Elgin sah in Athen, daß unschätzbare Denkmäler der alten Kunst dem Ruin Preis gegeben waren. Trotz aller Angriffe und Spötteleien schlug er seine Gerüste auf, verwandte fünf Jahre, um jene Ueberbleibsel zu sammeln und zu retten, und brachte sie auf ein Schiff. Aber dieses scheiterte, und die Monumente versanken. Er ließ sie durch Taucher wieder vom Meeresgrunde herausholen und nach London schaffen. Mit ähnlicher Ausdauer gingen Fellows in Lycien und Layard in Ninive zu Werke.

Diese Nation hat sich eine ungeheure City über den ganzen Erdball geschaffen, in der jeder Engländer allezeit gegenwärtig ist, mag er in London oder in Vandiemens-Land wohnen. Er glaubt, daß die Welt unserer Tage ihm gehöre; an dieser Welt schafft und arbeitet er rüstig, ohne jemals zu ermüden. Die Handels-Verbindungen in allen fünf Erdtheilen sind mit jenen der Riesenstadt London so innig verflochten, daß jeder Thaler in der Welt etwas zur Verstärkung der englischen Regierung beiträgt. Wenn durch Krieg oder Sündfluth alles Geld auf unserm Planeten vernichtet würde, so wäre, sagte ein Engländer, England im Stande, es wieder zu erwerben.

Der Engländer hat Hang zur See; auch darin zeigt sich sein sächsisches Blut. Er versteht sich auf die Bearbeitung des Eisens, denn Odin's Schmiede gehören zu seinen Stammvätern. Er pflügt und baut, hämmert, spinnt und webt; sein England ist eine gewisse Durchfahrt auf der Straße, welche

um die Erde führt; London ist ein Weltmagazin und wissenschaftliches Bureau, das Fremde jeden Berufes anzieht; dazu ein Asyl für alle, welche religiöse oder politische Verfolgung erleiden.

Und doch ist dieses ganze England in gewisser Hinsicht nicht ein naturgemäßer, sondern ein künstlicher Bau. Alles ist Widerspruch und Antagonismus. Die Grundlage seiner Größe bilden die beweglichen rollenden Wogen des Meeres; England ist von A bis Z ein Museum von Anomalieen. Die nebelige Insel, auf der es so häufig regnet, versorgt die Welt mit astronomischen Beobachtungen. Ihre kurzen Flüsse haben nur geringe Wasserkraft, und überall klappern und hämmern Mühlen. Goldbergwerke fehlen, aber England besitzt mehr Gold, als irgend ein anderes Land; die Rebe zeitigt ihre Früchte nicht, aber England hat das größte Weinlager in seinen Docks. Ein Pariser witzelte: In England wird weiter kein Obst reif, als ein gebratener Apfel; aber Südfrüchte und Ananas sind in London nicht theurer, als am mittelländischen Meer oder in Westindien. Die Landwirthe liefern Vieh, das anderswo kein Nebenstück hat. Bakewell züchtete Schafe, Kühe und Pferde ganz nach Auftrag; Kühe werden auf den Euter, Ochsen auf das Lendenstück zu und hin gezüchtet. Vermöge der Stallfütterung wird der Viehstall zu einer Art von chemischer Fabrik. Chat-Moss und die Moore von Lincolnshire und Cambridgeshire waren ungesund und unfruchtbar, aber durch Abwässerungsröhren und Schläuche aus Gatta pertscha sind nicht weniger als fünf Millionen Acker Landes für den Anbau gewonnen worden. Bald wird ganz England, soweit die Zwecke des Ackerbaues es erfordern, abgewässert sein, und der Dampf ist nun auch der Agricultur unterthan. Der Dampf ist ein Engländer geworden, und wahrscheinlich senden sie ihn gelegentlich auch ins Parlament, damit er ihnen behülflich sei, Gesetze zu machen. Schon längst hat er gewoben und

gehämmert, gesägt und zermalmt, nun muß er auch stampfen und pumpen, graben, pflügen und dreschen. In England erreicht der Werth der Häuser den Werth des bestellten Bodens, und künstliche Hülfsmittel sind wohlfeiler als die natürlichen. Wer wird noch zu Fuße gehen, wenn er für die Fahrmeile auf der Eisenbahn nur einen Penny zu zahlen hat? Alle Häuser in London kaufen ihr Wasser. Der englische Handel existirt nicht etwa durch Ausfuhr einheimischer Produkte, sondern er steht auf der Fabrikation. Man macht in England Alles, und Vieles eben so gut oder besser, als anderwärts. England verfertigt Ponchos für Südamerika, Bandannas für Hindustan, Glasperlen für Afrikaner und Indianer, Spitzen sogar für die Brabanter, Teleskope für die Astronomen, und Kanonen für die Könige.

Das ganze gesellschaftliche System ist künstlich, die ganze Gesetzgebung ein Geflecht und Pfahlwerk von bloßen Annahmen, das Eigenthum ein Certificat, auf welches Zinsen von Geldern erhoben werden, die nie ein Mensch gesehen hat. Die socialen Classen werden durch Statute gemacht, aber die Verhältnisse, in welchen Macht und Vertretung stehen, sind geschichtlich und legal. Die Reformbill erst gab Städten wie Manchester und Liverpool, deren Fabrikthätigkeit die Kosten für die europäischen Kriege Englands hatte bestreiten und decken müssen, das Recht, im Parlamente eine Vertretung zu haben, und nahm dieses Recht und damit die politische Macht manchen Steinhaufen, Ruinen und Mauern. Einer der reinsten Patrioten Englands, Sir Samuel Romilly, erklärte, die einzige unabhängige Art und Weise, ins Parlament zu gelangen, bestehe darin, daß man einen verrotteten Flecken kaufe, und deshalb brachte er Horsham an sich. Die Macht nach außen wird durch bewaffnete Colonieen, jene im Innern durch ein stehendes Polizei-Heer aufrecht erhalten. Nicht selten lebt der Almosen-Empfänger besser als der freie Arbeiter, der Dieb

besser als der Almosen-Empfänger, und der deportirte Verbrecher besser als der eingesperrte. In England sagte man einst: Es ist nicht so schlimm, einen Menschen zu tödten, als einen Hasen. Die Seeherrschaft wurde aufrecht erhalten durch Matrosenpressen, welche Lord Eldon für die eigentliche Seele der englischen Marine erklärte. Zahlungsfähigkeit wird vermittels einer riesenhaften National-Schuld möglich gemacht gemäß dem Grundsatze: „Wie kann ich dir dein Geld zahlen, wenn du mir kein Geld borgst?" Als Sir Samuel Romilly mit den rückständigen Arbeiten im obersten Gerichtshof endlich aufräumen lassen wollte, stellte er nicht etwa eine größere Anzahl von Arbeitern und Beamten an, sondern beseitigte den Kanzler zeitweilig, und die Sache ging vortrefflich. Ihr Erziehungs-System ist künstlich; es will todte Sprachen zum Leben galvanisiren; ihre Kirche ist nicht minder künstlich und gemacht, gerade wie die in der Gesellschaft üblichen Bräuche und Manieren. Mit Einem Worte: das Ganze ist so zu sagen birminghamisirt; wir sehen eine Nation, deren ganze Existenz etwas Gemachtes ist, ein Werk der Kunst. Die Engländer haben ihr nebelfeuchtes Eiland zu einer der fruchtbarsten Regionen, zu einem gewaltigen, weltherrschenden Reich umgeschaffen.

Der Mensch gibt sich in England dazu her, ein Produkt der politischen Oekonomie zu sein. Da wird in einem rauhen und kalten Moor eine Fabrik errichtet, ein Bankhaus eröffnet, und Menschen strömen herbei, gerade so, wie das Wasser durch die Schleuse herbeifließt, und so entstehen Dörfer, wachsen Städte empor. Seitdem Watt's Dampfmaschine erfunden wurde, hat sich die Ziffer der Bevölkerung verdoppelt. Ein Grundbesitzer, welchem Land von der Größe und dem Umfang einer Provinz gehört, sagt: „Meine Verpachtungen bringen mir nichts ein, ich will lieber Schafe halten." Nun deckt er die Häuser ab und läßt die Menschen nach Amerika ziehen.

Das Geheimniß der Macht, welche die Engländer ausüben, liegt zu nicht geringem Theil auch darin, daß sie sich unter einander gut verstehen. Sie sind geistig der Art organisirt, daß sie alles, was sie wissen, einander leicht mittheilen können. Eine nationale Idee verbreitet sich gleichsam elektrisch und wird Gemeingut Aller. Sie haben Solidarität und trauen einander. Es mag wohl sein, daß der Grund darin mit in dem geringen Flächeninhalt des Landes liegt und daß Stolz und Race nicht wenig dazu beitragen. Ihre Geister lassen sich färben wie Wolle, und die Farbe hält länger aus als die Wolle selbst; denn wenn sie einmal eine Sache ergriffen haben, so halten sie zäher daran fest, als am Leben. Als Privatmann ist der Engländer schweigsam und zurückhaltend, aber öffentliche Angelegenheiten betreibt er mit großer Wärme, ja, oft mit Hitze, und die Verschiedenheit im Range zerschneidet nicht etwa das nationale Herz; auch kann Jedermann emporkommen und hoch steigen, weil Jeder das englische System in seinem Hirn trägt und das Beste thut, was er kann. Selbst der Seemann rudert sein Boot nach dem Tact von God save the Queen, in Politik und Krieg halten sie zusammen, als wären sie mit stählernen Haken an einander geklammert.

Der Engländer mag keinen Mann leiden, welchem in praktischen Dingen der Muth abgeht. Jeder hat seine eigene Meinung und nimmt keinen Anstand, sie offen auszusprechen; er macht sich nichts daraus, ob sie anderen mißfällt. Jedermann muß Etwas sein, gleichviel was, und Jeder glaubt an sich. Der Engländer spricht mit seinem ganzen Körper; seine Rede kommt gewisser Maßen aus dem Magen, jene des Amerikaners von den Lippen. Er ist sehr empfindlich in Betreff der Bequemlichkeiten, die er in Gasthöfen und auf Reisen beansprucht, und kann um eine Brodschnitte zanken. Dann wird er lebhaft, sogar im Athmen. Man kann wohl sagen,

daß er sich in anderer Weise räuspert, als andere Menschen. Im Uebrigen hat er Aplomb, weil seine moralische und seine physische Natur zu einander passen und sein Wille beide beherrscht.

Einer kümmert sich nicht um den Andern; er geht und steht, er ißt und trinkt, scheert sich den Bart, kleidet sich an, gesticulirt und beachtet die Nebenstehenden nicht; sie sind für ihn wie nicht da, vorausgesetzt, daß sie ihn nicht beschränken; aber er läßt auch seinerseits jeden Andern in Ruhe. Mitten in Europa hat der Engländer ein Behaben wie ein Schanzgräber in Wisconsin, und von persönlichen Excentricitäten nimmt keiner Notiz. Der Regen gießt in Strömen herab, und der Engländer spannt den Regenschirm nicht auf, sondern benutzt und schwingt ihn wie einen Spazierstock; er mag sich meinetwegen auf den Kopf stellen, ohne daß Jemand nach ihm hinsieht.

So ist er schon seit manchem Menschenalter gewesen und seine Eigenthümlichkeiten sind ihm in Saft und Blut übergegangen. Kurzum, jeder von diesen Engländern ist selbst ein Eiland; sicher, ruhig, nicht mittheilsam. In einer Gesellschaft von Fremden könnte man ihn für taub halten, denn er verwendet sein Auge nicht vom Tische oder Zeitungsblatte. Er ist nicht neugierig und hält Aufregung von sich ab; Alle sind wie nach Einem Muster geschult und ziehen den Panzer nicht aus. In gemischter oder gewählter Gesellschaft wird Niemand vorgestellt; eine Vorstellung und Einführung ist eine Art Sacrament; auch hält der Engländer an öffentlichen Orten, z. B. im Gasthofe gern mit seinem Namen zurück. Er ist positiv, methodisch, sauber, förmlich, haftet am Ueberkommenen und an dem, was man einmal für schicklich erachtet wird. Er hält viel auf Glauben und Religion, aber in Betreff der Form ist er geradezu unerbittlich, und persönlicher Anstand, oder was er darunter versteht, geht ihm über Alles. Ein Franzose ist möglicherweise, ein Engländer ganz gewiß sauber und reinlich. Häuslichkeit bleibt

die Pfahlwurzel, aus der die Zweige entsprießen, welche dieses Volk über den Erdball verbreitet. Man könnte wohl sagen, daß sein ganzer Handel und sein ganzes Reich den Zweck habe, die Unabhängigkeit und Abgeschlossenheit seines „Heim" zu sichern, des Hauses und der Familie. Nichts bezeichnet den Engländer stärker als die engverschlungenen häuslichen Bande; sein Hauswesen trägt er überall mit sich hin, und Wellington benahm sich während seiner Kämpfe in Indien und Spanien wie ein guter Familienvater. Dieser Hang an Haus und Kirchspiel hat aber auch eine kindische Seite. Cobbet sagte, der Premier-Minister Perceval habe seine Popularität dadurch erworben, daß er allsonntäglich mit einem mächtig-großen, vergoldeten Gebetbuch unter einem Arme und seine Frau am andern Arme zur Kirche gegangen sei; hinterher zog seine Schar von Kindern.

Man hält fest an alten Gebräuchen, an Herkommen und altem Pomp, an Perrücke und Keule, Scepter und Krone, und in den londoner Straßen guckt bis heute vielfach das Mittelalter hervor; es gibt noch Pacht-Verträge, die auf einhundert Jahre abgeschlossen werden. In jedem Engländer steckt eigentlich ein Kanzler, denn jeder sucht bei jeder Gelegenheit nach einem Präcedens; man läßt am liebsten Alles beim Alten und ist Neuerungen abgeneigt. Baco sagte, der beste Reformer sei die Zeit; Lord Chatham meinte: Vertrauen sei eine Pflanze, die nur langsam wachse; Canning äußerte: man müsse mit der Zeit vorwärts gehen. Ueberall findet man einen gewissen specifisch-englischen sogenannten Anstand. Königin Victoria ließ sich einmal in engem Familien-Kreise, beim Gesang, vom Clavierspieler Thalberg begleiten; dieser „Verstoß" wurde ruchbar, und ganz England schauderte zusammen! Die Königin wagte nicht, zum zweiten Mal eine solche „Unanständigkeit" zu begehen. Man hat in England kalte, gequetschte Manieren; Enthusiasmus darf nur im Opernhause laut werden. Sonst muß man alles Markirte vermeiden, selbst die Stimme darf nicht

lauter sich hören lassen, als herkömmlich ist. Andererseits geht man aber auch stets auf das Wesen und den Kern einer Sache ein, und ist allem, was sich mit dem gesunden Menschenverstande nicht zusammen reimt, namentlich aber der Geschäftskrämerei und den Uebertreibungen im Ausdruck, abgeneigt. Neben dem Geschwornengerichte gilt für eine Capital-Institution das — Mittagessen, welches man erst um sechs Uhr Abends einnimmt, wenn der Geschäftstag zu Ende ist.

Alle teutonischen Völker besitzen Aufrichtigkeit des Herzens und bilden dadurch einen Gegensatz zu den romanischen Nationen; der germanische Name ist sprichwörtlich für schlichte, gediegene Ehrenhaftigkeit. Dieses rechtschaffene Geradaus hat sich vererbt bis auf unsere Tage; nimmt man dazu die Pünktlichkeit und Genauigkeit, welche der Handel erfordert, dann hat man Treu und Glauben und den Credit der Engländer. Die Regierung erfüllt streng ihre Verbindlichkeiten und muß es auch, weil das Volk in dieser Sache keinen Spaß verstehen würde; auch der Privatmann kommt seinen Verpflichtungen nach. Der Engländer will die Wahrheit wissen und mag keinen Mann leiden, der sich hinter eine Maske steckt; er liebt nicht krumme Wege, sondern die gerade Bahn. Schon von einem alten Könige wird gesagt, daß er über Alles die Lüge gehaßt habe; die Wahrheit sagen und Wort halten, gilt in allen Volksschichten für eine Haupttugend; man will lieber wahrhaftig als höflich sein. Der Engländer vermeidet die Superlative, wirft nicht mit Complimenten um sich, und sagt: ein Franzose lüge schon, sobald er nur den Mund aufthue. Man will durch Worte ausdrücken, was man meint, und liebt überhaupt das Reelle auch im Vermögen, in der Staatsgewalt, in der Gastfreundschaft; man mag nicht Scheinprunk, hinter welchem nichts stecke, verschmäht bloßen Aufputz, und will keine falschen Juwelen tragen. Der Engländer hat jenen „Hunger auf Erde", das heißt für den Besitz von Grund und Boden, welcher die germanischen Volksstämme

überhaupt kennzeichnet; er baut auch gern massiv. Er will, daß Kriege, die er einmal, wenn auch ungern, führt, dem Ackerbau, dem Gewerbe und dem Handel nützen; aus Paraden, Sieges= und Kriegsspectakel und Soldatenschau macht er sich gar nichts; dergleichen überläßt er den Franzosen. Er platzt mit der Wahrheit heraus. Es ist bekannt, was für eine Bibelstelle Latimer dem ausschweifenden König Heinrich VIII. unterstrichen hatte. Man hält hartnäckig an Meinungen fest. Als Guizot 1848 aus Frankreich entflohen und nach London gekommen war, schlugen seine Freunde ihn zur Aufnahme als Ehrenmitglied im Athenäum=Club vor; die Kugelung fiel aber gegen ihn aus. Man wußte recht gut, daß Guizot ein ausgezeichneter Mann ist, aber der Engländer mag nicht wankelmüthig sein; der französische Minister hatte eine anti=englische Politik befolgt, man war sein Gegner und zeigte ihm das, ohne Rücksichtnahme auf die veränderten Umstände.

Man ist allem Humbug entschieden abgeneigt, andererseits aber auch in seinen Ansichten beschränkt, weil man an fremden Völkern Vieles nicht versteht oder begreift. Der Franzose gilt durchgängig für leichtfertig, der Irländer für ziellos, der Deutsche für einen Professor. Vielfach tritt eine gewisse Schwerfälligkeit hervor; das Sprüchwort: „english wit comes afterwards," ist nicht unrichtig, und der Franzose wirft seinem Nachbar jenseit des Canals einen Esprit d'escalier vor. Es ist nicht Eigensinn oder Liebhaberei oder bloße Sonderbarkeit, wenn der Engländer seinen londoner Theekessel mit auf den Aetna nimmt; er wüßte es eigentlich gar nicht anders anzufangen; er muß wenigstens ein sichtbares Stück von seinem „Home" mit sich schleppen, er könnte sich sonst kaum zurecht finden, was ihm außerhalb Landes überhaupt nicht leicht wird. Alles glaubt er mit Geld lösen und abmachen zu können. Als das Unwesen mit den Rochester=Klopfgeistern in Schwang kam, legte ein Engländer einen Kasten mit einer Hundertpfundnote in der dubliner Bank

nieder und machte in den Zeitungen bekannt, wer herausklopfen könne, wie hoch der Betrag seiner deponirten Note sei, werde dieselbe sogleich ausgeliefert erhalten. Nach sechs Monaten war der Preis noch nicht gewonnen, aber auch die Klopferei in völligen Mißcredit gerathen.

Eigentlich ist der Engländer ein mürrischer Geselle, und wenn er einmal froh und ausgelassen ist, so könnte man fast glauben, er habe einen Fieberanfall. Aber der Amerikaner ist noch melancholischer. Von Beiden gilt, was schon vor vierhundert Jahren Froissart bemerkte, als er in England war: ils s'amusent tristement, selon la coutume de leur pays, und kein anderes Volk umfriedigt seine Gärten mit so hohen Mauern. Ein Fabrikant aus Yorkshire erzählte, er habe die Fahrt von Leeds nach London auf der Eisenbahn mehr als einmal in der ersten Wagenclasse mit denselben Personen gemacht, aber niemals ein Wort gesprochen. Die Clubhäuser sind zur Beförderung der Geselligkeit bestimmt, aber auch in ihnen sieht man nur selten zwei Männer zusammen speisen; Jeder ißt am liebsten allein an einem Tische. Es war ein genialer Gedanke Swedenborg's, die englischen Seelen im Himmel in einen abgesonderten Pferch zu verweisen.

Der englische Eigensinn ist von wunderbarer Art, und die Laune manchmal seltsam verkehrt. Hezekiah Woodward schrieb ein Buch gegen das Vater-Unser. Burton, den man als den Anatomen der Melancholie bezeichnen kann, hat aus den Sternen Tag und Stunde seines Ablebens vorausgesagt; damit seine Prophezeiung nicht Lügen gestraft werde, knüpfte er sich mit eigener Hand auf. So behielt er Recht. Mit diesem Eigensinn paart sich Herzhaftigkeit; diese hat keine andere Nation in höherm Grade. Nelson sagte von seinen Matrosen, sie kümmerten sich um Kugeln so wenig, als seien es Erbsen. Die Engländer erstürmen Schanzen, entern Fregatten, sterben in den Laufgräben, sind willfährig zu jedem verzweifelten Dienste und

zu jeder Aufopferung, wobei am hellen Tage Ehre zu gewinnen ist, aber sie mögen sich nicht foltern lassen und wollen nichts wissen von lediglich willenlosem Gehorsam; kein Engländer würde auf das Gebot eines Czaaren vom Dach herunter springen, wie ein Russe.

Sie halten zäh an ihrer Eigenthümlichkeit, und wo sie mit anderen Völkern und Racen in Berührung treten, machen sie insgemein ein intellectuelles Uebergewicht geltend. Sie nehmen niemals die Sprache Anderer an, sondern theilen die ihrige mit, ohne sie gerade aufzudrängen; sie geben anderen Staaten Subsidien, nehmen aber dergleichen nicht, machen Proselyten, werden aber keine Proselyten, assimiliren sich andere Stämme, lassen sich aber nicht assimiliren. In den verschiedenen Erdtheilen verwalten sie nach gänzlich verschiedenen Gesetzbüchern; in Unter-Canada gilt noch altfranzösisches Recht, auf Mauritius der Code Napoleon, in Westindien gelten die Edicte der spanischen Cortes, in Ostindien Menu's Gesetzbücher, auf der Insel Man ist ein skandinavisches Thing maßgebend, am Vorgebirge der guten Hoffnung holländisches Recht, und auf den ionischen Inseln wird Recht gesprochen nach Justinian's Pandekten. England begreift seine vortheilhafte Stellung in der Geschichte vollkommen; es benimmt sich wie ein Gesetzgeber, Schutzherr, Lehrmeister und Verbündeter. Man vergleiche nur den Ton der französischen und englischen Presse; jene klagt oft, ist zänkisch und empfindlich über das, was die Engländer sagen: die englische Presse fürchtet sich nie vor dem, was die Franzosen äußern, sie ist vielmehr anmaßend und sieht mit einer gewissen Nichtachtung auf jene herab.

Die Amerikaner, welche flinker und rascher sind, als die Engländer, halten beim Anbeginn eines Verkehrs diese letzteren wohl für etwas stupid, sie merken aber bald das Gegentheil und finden heraus, daß die starke Seite allerdings auch vorhanden ist. Der Engländer hat eine ungemeine Ausdauer, er

ist durch und durch geölt, seine ganze Constitution mit einer Fettlage umgeben; auch sein geistiges Räderwerk ist gut geschmiert, und er kann mit demselben ungewöhnlich viel beschaffen. Er flackert nicht rasch auf, aber tief unten, in der englischen Masse schwelt das Feuer und lodert zu Zeiten hell auf; dann greift es um sich. Man tritt nicht gleich mit aller Macht und Kraft hervor, sondern hält sie zu Rathe und spart die höchste Anstrengung für den rechten Augenblick auf, ist dann aber auch großer Entschlüsse und jeglichen Opfers fähig.

Sollte einst der Kampf zwischen Willkürherrschaft und Freiheit verhängnißvoll werden und die englische Civilisation bedrohen, so würden diese Seekönige ihre schwimmenden Burgen besteigen und in ihren Colonieen eine neue Heimat der Freiheit in einem Reiche von tausendjähriger Dauer finden. Aber in Englands Stabilität liegt die Sicherheit für die Welt. Wäre der englische Volksstamm so wetterwendisch und veränderlich wie die Franzosen, worauf gäbe es dann Verlaß? Aber jener steht für die Freiheit ein. Der conservative, Geld liebende und den Lord ehrende Engländer liebt auch die Freiheit; und darum steht diese sicher; und der Engländer hat mehr persönliche Kraft und Macht, als irgend ein anderes Volk. Trotz seiner Regierung denkt er human und verständig über die Lage unterdrückter Völker, und namentlich auch über Schleswig-Holstein. Von Ruhm, Carriere machen und „Ambition", Worte, die unter dem Meridian von Paris in Aller Mund und Ohren sind, hört man in England nur selten. Nelson sprach bei Trafalgar nicht von Gloire, sondern erwartete, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue.

Der Engländer will weder gehorchen noch befehlen, aber er will Herr in seinem eigenen Hause sein, will das Eigenthum gesichert wissen, und wenn er eine Stiftung für einen Hund oder eine Hege-Anstalt für Krähen macht, so darf ganz Europa ihm nichts darein reden. Auch seine Lächerlichkeiten sollen un-

antastbar sein. Aber bei allem dem ist er durch und durch patriotisch, und da er sich auf seine Nation und sich selber so über alle Maßen verläßt, so macht er sich nicht viel aus anderen Völkern und mag überhaupt die Fremden nicht gerade gern. Wenn er in seiner Ueberfülle von Selbstschätzung etwas als vortrefflich bezeichnen will, so sagt er: es ist so Englisch, und wenn er uns ein Compliment zu machen gedenkt, fällt die Aeußerung: „Ich hätte Sie fast für einen Engländer gehalten." Er ist arrogant, namentlich den Franzosen gegenüber, und ich glaube, daß alle Menschen in Amerika, Europa oder Asien, die englisches Blut in den Adern haben, sich insgeheim darüber freuen, daß sie keine Franzosen sind. Am Schlusse eines öffentlichen Vortrages dankte Coleridge dem lieben Gott, daß er sich keines französischen Ausdruckes bedient habe. — Seine auswärtige Politik faßt er insularisch auf, er bleibt bei seinen Ueberlieferungen und Bräuchen, und seine insularischen Reglements und Protocolle müssen, wohl oder übel, von großen Ländern hinabgewürgt werden: Indien, China, Australien, Canada; er möchte Wapping über den wiener Congreß stellen und alle Nationalitäten mit seinen besteuerten Stiefeln niederstampfen. Lord Chatham will die Freiheit und mag keine Steuer zahlen, welche die Volks-Vertretung nicht bewilligt hat, denn das ist britisches Gesetz; aber drüben in den amerikanischen Colonieen sollten sie keinen Hufnagel schmieden, sondern ihre Hufnägel in England kaufen, denn das war gleichfalls britisches Gesetz. Die Thatsache, daß der englische Handel durch Nordamerika's Unabhängigkeit einen gewaltigen Aufschwung nahm, war ihnen im höchsten Grad überraschend.

Diese übermäßige Selbstschätzung, welche im englischen Hirn sich festgesetzt hat, bildet eines der Geheimnisse von Englands Macht und Geschichte; sie trägt dazu bei, Jeden an seinen richtigen Platz zu stellen, auf welchem er thun und leisten kann, was er soll; und sie gibt ihm eine

franke und männliche Haltung. Natürlich hat sie auch ihre lächerlichen Seiten. Am Rheine sprach ein Deutscher von den Engländern als „Fremden“; eine Lady entgegnete: „Wir sind hier nicht fremd, sondern sind Engländer, Ihr seid die Fremden.“ In London kann man täglich folgende Anekdote erzählen hören: Ein Engländer und ein Franzose waren in Zwist gerathen, wollten sich aber nicht duelliren. Am Ende mußten sie doch dem Drängen ihrer Freunde nachgeben, und kamen überein, daß der Zweikampf ohne Zeugen und im Dunkeln Statt finden solle. Die Lichter wurden ausgeblasen, und der Engländer, welcher seinem Gegner nichts zu leide thun wollte, glaubte sicher zu gehen, wenn er in den Schornstein feuerte. Dort aber erreichte die Kugel den Franzosen.

Die Engländer hegen Abneigung gegen den Bau der Gesellschaft, wie er in Amerika sich gestaltet hat, und doch drängen ihr ganzes Verkehrswesen, ihre Fabriken, die öffentliche Erziehung, der Chartismus und noch viele andere Umstände darauf hin, eine ähnliche gesellschaftliche Lage anzubahnen. Amerika gilt den Oekonomisten für eine Art von Paradies. Der nicht selten ans Kindische streifende Patriotismus bringt aber auch Nachtheil, wie alles Bornirte. Die Engländer beherrschen ihre Colonieen ohne Güte, regieren durch ihre Ueberlegenheit und ihr Geschick, sind aber mehr kalt=gerecht als warm und mild; sie erwerben sich keine Liebe und innige Zuneigung.

Auch der Umstand, daß sie so über alle Maßen dem Gelde, dem Reichthum, dem Vermögen huldigen, bringt manche Nachtheile und wird anstößig. Man kann sich einen Menschen nicht als Gentleman denken, wenn er nicht ein paar Fässer Wein im Keller liegen hat. Ein Engländer, der sein Geld verliert und dann „nichts mehr werth ist“, kann an gebrochenem Herzen sterben. Nelson erklärte den Mangel an Vermögen für ein Verbrechen; ein leerer Beutel ist fast gleichbedeutend mit moralischer Nichtswürdigkeit. Der politischen Oekonomie Englands haftet etwas

Brutales an. Aber man muß nicht vergessen, daß der Reichthum hauptsächlich auch deßhalb mit erstrebt wird, weil er persönlich unabhängig macht. Man ist der Ansicht, daß Jeder für sich selber sorgen müsse und somit seines Glückes Schmied sei. Ein wohlhabender Engländer hat allerdings das beste Loos auf Erden; er ist Bürger eines freien Landes und wie ein König im schlichtem Oberrock; er findet Achtung und Schutz in aller Welt, kann stets in guter Gesellschaft leben, er wird mit keinem Potentaten tauschen, denn er ist in tausend Dingen viel unabhängiger als ein Fürst.

Schulden richtig bezahlen, ist ein nationaler Ehrenpunkt, und Alles gedeiht, weil Alles solvent ist. Das Reich ist immer zahlungsfähig, obwohl die Reichsschuld immer höher anwuchs. Während der Kriege gegen Frankreich schrieen die Engländer gegen das Uebermaß der Steuern, von welchen sie sich erdrückt glaubten; dabei zahlten sie jedoch Subsidien an die Continental-Mächte und wurden alljährlich reicher. Es gilt bei ihnen als Maxime, daß man die Steuerlast nicht nach dem beurtheilen müsse, was man zahlt, sondern nach dem, was übrig bleibt. Zahlungsfähig sein und bleiben, steht voran im Gedankengange und im Mechanismus eines Engländers. Der berühmte Krystall-Palast galt erst dann für respectabel und honnet, als er sich deckte und selbst erhalten konnte. Wer nicht zahlen kann, kauft nicht gern. Die Regierung ist in manchen Dingen wie eine industrielle Compagnie, jedes Haus hat etwas von einer Fabrik; auch will man das Licht nicht unter den Scheffel stellen, wo möglich Alles nutzbar anwenden, und möchte selbst der Spinne Seidenfäden abgewinnen. Man liebt Ruhe und Ordnung auch deßhalb, weil sie für den Erwerb so nöthig sind; man macht keine Revolutionen, hat keine Soldatesca, welche der Krone Vorschriften machen oder das Volk drücken könnte, hat keine Poissarden und Barrikaden, sondern hergebrachte Geleise,

gutes Mittagessen, Wein, Ale, Porter, Genever, Branntwein und ruhigen, festen Schlaf.

Die Aeußerungen Emerson's über Aristokratie, Kirche und Universitäten sind in hohem Grade interessant und geben geistreiche Charakterzüge. Ich übergehe sie indessen, um Einiges aus seinen Betrachtungen über die Literatur mitzutheilen. Daß die Engländer keine Phantasie haben, behauptet auch er; sie lieben derben, von der Erde stammenden Ausdruck, wählen die Worte so, daß sie nicht mißverstanden werden und faßlich sind für den Fürsten wie für den geringsten Mann. Diese Einfachheit, Wahrhaftigkeit und der schlichte Styl ziehen durch die ganze englische Literatur von je her. Auch ihre Gesänge und Balladen haben etwas Geruch von der Erde und vom Viehstall; nie verlieren sie Braunkohl und Häring ganz außer Acht. Die englische Muse liebt den Viehhof, die Wege zwischen Hecken, die engen Gassen und den Marktplatz. Der Engländer hat eine derbe Faust, greift fest zu, und seine Hand ist nicht schlüpfrig; er ist materiel, ökonomisch, merkantil; das Schrillen der Dampfpfeife und das Geräusch in den Fabriken klingt in sein Ohr wie Musik. Er will auch in der Poesie stets ein Faktum haben, und der biblische Styl sagt ihm ungemein zu. Wie derb realistisch verfährt zum Beispiel Swift! Er beschreibt seine erfundenen Personen, als hätte er zu Nutz und Frommen der Polizei einen Steckbrief abzufassen. Shakespeare selbst ist immer exact, die sächsische Begränzung und Stofflichkeit, welche durch Shakespeare und Milton in die intellectuelle Spähre emporgehoben werden, machen den eigentlichen Genius dieser Dichter aus, und wenn Shakespeare sich in die Wolken versteigt, behält er doch sichern Tritt und ist so fest wie Diamant; das Eisen ist dann weißglühend.

Auch in der Sprache sind zweierlei Eigenschaften vermählt. Es ist stillschweigende Regel, daß das Gerüst und Geripp aus sächsischen Wörtern bestehen müsse; will man Schwung haben,

und Schmuck anbringen, dann werden romanische Wörter eingewoben, aber nicht in Uebermaß, sondern möglichst sparsam. Kein Satz und keine Sentenz kann allein aus romanischen Wörtern gebildet werden, ohne an Kraft zu verlieren. Kinder und Arbeitsleute bedienen sich des Sächsischen ohne Beimischung; starke romanische Zuthat ist für Gymnasien und Parlament. Richtige Mischung ist überhaupt eines der Geheimnisse jener englischen Insel. Das männliche Princip in der Sprache ist sächsisch, das weibliche romanisch, lateinisch. Ein guter Schriftsteller trachtet stets danach, seine Perioden durch englische Wörter zu kräftigen, wenn sie viele romanische Ausdrücke enthalten. Shakespeare ist ein vollendetes Muster einer Vereinigung sächsischer Deutlichkeit und Genauigkeit mit orientalischem Schwung und Flug. Aber auch bei Schriftstellern zweiten und dritten Ranges finden wir eine gesunde Einfachheit, eine rauhe Kraft und ein enges Anschließen an den Gegenstand, welchen sie behandeln.

Die geistige Cultur hat bereits vor länger als zweihundert Jahren eine hohe Stufe erreicht; schon die in der Literatur-Geschichte einzig dastehende Thatsache, daß man von dem Auftreten eines Dichters wie Shakespeare gar nicht etwa überrascht wurde, kann dafür zeugen. Seine Zeitgenossen haben über ihn keinen Panegyricus geschrieben.

Auch Baco hat diese englische Zweiheit. Seine Centurien von Beobachtungen und Betrachtungen über nützliche Wissenschaften und seine Experimente erachte ich von geringem Werth; ein Wink von Franklin, Watt, Dalton oder Davy sind mehr werth. Aber er hat aus einer göttlichen Quelle getrunken und bezeichnet das Einströmen des Idealismus in England. — Der Engländer liebt das Verallgemeinern nicht, er schaudert zurück vor dem Generalisiren; er blickt, wie Baco sagt, nicht hinaus in die Universalität, oder schöpft doch nur gelegentlich einen Eimer voll aus dem Strome der Philosophie für das

gerade vorliegende Bedürfniß; an den Urquell selbst geht er nicht. Edmund Burke generalisirt, aber seine Gedanken haben keine große Tiefe oder Umfang. Hume's Abstraktionen sind weder tief noch weise. Der gelehrte Hallam hat die Literatur-Geschichte der drei letzten Jahrhunderte geschrieben und über jedes wichtige Werk ein Urtheil ausgesprochen. Aber sein Blick erhebt sich niemals zu einem idealen Maßstabe; seine Verdicte sind alle aus London datirt; alle neuen Gedanken will er in alte Formen gießen; er verneint unablässig das expansive Element, welches Literatur schäfft, und stämmt sich gegen Plato und dessen Schule. Hallam ist immer höflich und polirt, ihm mangelt aber die Sympathie; er hat eine gewisse großmüthige Entschlossenheit im Urtheil, aber keine Ahnung von dem hohen Werthe der Mystik, welche oft als ein Samenkorn der Kraft und ein Quell der Umgestaltung viel bedeutender und wirksamer ist als alle correcten Schriftsteller und die berühmten Leute des Tages. Die tieferen Meister übergeht Hallam mit Schweigen, oder fertigt sie gewisser Maßen mit Nichtachtung ab; wer ideale Fülle und idealen Schwung hat, spricht ihn nicht an, denn dafür mangelt ihm das Verständniß; er ist vorzugsweise rückschauend. Nur wenige Engländer sind befähigt, die neuen Gestalten, welche am Horizont auffsteigen, zu erkennen und zu begrüßen, und neue und gigantische Gedanken zu würdigen, die man nicht mit Kleidern aus einer Garderobe der Vergangenheit umhängen kann.

Auch die Romanschriftsteller, Poeten und Essayisten unserer Tage leiden an derselben municipalen Begränzung. Dickens hascht unnatürlich nach Ausdrücken, die auf der Gasse gang und gebe sind, er hat Pathos und Gelächter, ist patriotisch und hochherzig, aber er schreibt im Grunde doch nur londoner Tractate; er ist ein Maler des englischen Details, ähnlich wie Hogarth, lokal und temporär in Färbung und Styl, dabei auch lokal in seinen Absichten und Zwecken. Die englischen Novellen-

schreiber verzweifeln am Herzen, sie verzichten auf das Ideal und nehmen London als eine Thatsache. So auch Thackeray.

Die Engländer sind entsetzlich prosaisch; überall wollen sie, den brillanten Macaulay nicht ausgeschlossen, „soliden Vortheil" haben, und unter diesem verstehen sie sinnliches Wohlbehagen. Solches erscheint ihnen als das höchste Gut. Die Hauptwohlthat, welche ihnen die Astronomie bringt, besteht darin, daß man mit größerer Sicherheit das Meer beschiffen kann und die Fahrzeuge sich in den Stand gesetzt sehen, dem londoner Kaufmann Citronen und Wein rascher in sein Magazin zu bringen als früher. Es ist ein seltsames Ergebniß, daß die Cultur und die Religion Englands nach tausendjähriger Arbeit darauf hinausläuft, die höhere Moral gleichsam zu negiren und das Intellectuelle in eine Bratenpfanne zu reduciren. Die Kritik ist skeptisch, nennt sich aber gern praktisch; wer der Vernunft ihr Recht vindicirt und an das Gewissen rührt, hat, wie sie meinen, romantische Prätentionen. Die schönen Künste fallen zu Boden; Schönheit ist nicht vorhanden, gilt für nichts als Luxus.

Coleridge, ein katholischer Geist, hatte Ideenhunger, er blickte nach dem Hohen und Idealen, er besaß eine hohe Kritik und rettete England vor dem Tadel, daß es nicht mehr fähig sei, die höchsten geistigen Potenzen zu würdigen, welche die Insel hervorgebracht hat. Aber sein Leben war nicht ohne Mißgeschick; er nahm gewaltige Anläufe, denen seine Leistungen nicht entsprachen; er hat nicht ein einziges Meisterwerk geschaffen, aber er bezeichnet den Abschluß einer Epoche. Auch in ihm war der Engländer, als Mensch der Tradition, zu stark für den Philosophen, und er verfiel in „Accommodationen". Burke hat gestrebt, den englischen Staat zu idealisiren, Coleridge engte seinen Geist ein, um das gothische Regiment und Dogma der anglicanischen Kirche mit ewigen Ideen zu versöhnen. Abgesehen von Coleridge und einer schweigsamen Minderheit, die sich im

Verborgenen hält und nur dann und wann einmal in einer Kritik Luft macht oder im Privatgespräch offen herausgeht, muß man sagen, daß für das Beste im englischen Genius das wahre Verständniß nur noch in Amerika und Deutschland vorhanden ist. Man kann es aber als ein Anzeichen nationalen Verfalles betrachten, wenn der Brahmine nicht länger die brahminische Philosophie versteht. Während der Zersetzung und der Lähmung, welche auf diese Art von Materialismus folgten, wurde Carlyle aus Ueberdruß an allen den Kleinlichkeiten und dem hergebrachten „Cant" dahin getrieben, daß er das Fatum predigte! — —

Der Hang zu praktischen Auffassungen und Fertigkeiten hat in England auf den Nationalgeist zurückgewirkt. Die Menschen dort sind nun unfähig geworden zu dem, was nicht praktisch nützlich ist, und respectiren die fünf mechanischen Kräfte selbst im Gesang. Die Stimme ihrer neuern Muse hat etwas von der Pfeife der Dampfmaschine an sich; das Gedicht ist gleichsam wie Schmuck und Politur für ihre Monarchie, nicht aber wie der Vogel, welcher den neuen Morgen verkündet, und aus Freude über das was kommt, alles vergißt was hinter ihm liegt. Der Engländer kann nur mit Mühe und Anstrengung ideal sein; Jeder ist tausend Jahre alt, lebt in seinem Gedächtniß, und ist erfreut darüber, wenn man ihm das sagt. In der Literatur überwiegen Politik, Reisen, Statistik, Tabellenwerke und Bücher über Ingenieurwesen; selbst was sie als Philosophie und Wissenschaft bezeichnen, ist mechanisch im Aufbau. Fast will es scheinen, als ob ihnen alle Inspiration abhanden gekommen sei und keine weitumfassende Hoffnung oder Religion, weder Sang noch Freude, Weisheit und Analogie mehr vorhanden wäre. Es scheint mir, als ob ich auf einem Fußboden von Marmor wandelte, aus welchem nichts hervorsprießt. Sie üben das Talent in sehr mannigfaltiger Weise, aber auf niederem Grunde, und der höhere Blick in Literatur,

Philosophie und Wissenschaft ist nicht mehr in ihnen. Ein guter Engländer sperrt drei Viertheile seines Geistes von sich ab und begnügt sich mit dem Rest. Er hat Gelehrsamkeit, gesunden Menschenverstand, Arbeitskraft und Logik, aber der moderne englische Geist verschmäht einen Glauben an die Gesetze des Geistes, wie Archimedes ihn hatte, oder die Ueberzeugung Kepler's und Euler's, daß Erfahrung den Gesetzen des Geistes folgen, nicht aber sie leiten soll, oder eine Hingebung an die Theorie der Politik, wie Hooker, Milton und Harrington sie hatten.

Auch der Naturwissenschaft streifen sie ihren Reiz ab. Und doch muß das Auge des Naturforschers einen freien Blick haben, so weit wie die Natur selbst, muß empfänglich sein für alle Eindrücke, für die Logik der Schöpfung, und warmer Schlag des Herzens darf ihm nicht mangeln. Aber die exacte Wissenschaft der Engländer wirft die Humanität vor die Thür und ist ohne innern Zusammenhang mit dem höhern Genius, sie ist falsch, weil unpoetisch; sie isolirt ein Weichthier oder ein Reptil, das sie erklären will, während solch ein Geschöpf doch nur im System, in Verbindung und Zusammenhang existirt. In England findet ein Eremit hier, ein anderer dort ein Factum, und lebt und stirbt, ohne den eigentlichen Werth und die wahre Bedeutung desselben zu kennen. Es gibt manche rühmliche Ausnahmen, welche dieser Tadel nicht berührt, aber zum größten Theil steht die Naturwissenschaft in England nicht in innigem loyalem Bunde mit dem, was wir als höhere Moral bezeichnen können, sie ist der Phantasie und des freien Gedankenspiels so bar, wie eine trockene Urkunde. Sie steht in scharfem Gegensatze zu dem Genius der Deutschen, dieser Halbgriechen, welche die Analogie lieben und vermittels der Höhe ihrer Auffassungen und Ansichten sich ihre Begeisterung bewahren und für ganz Europa denken. Der Engländer fürchtet die Ideen wie Geister, welche er nicht zu bannen vermag; er

möchte die unsterbliche Seele selber in ein Haus einfriedigen, in feines englisches Tuch kleiden und ihr Gamaschen anziehen. Ihn überkommt die Besorgniß, daß in den Ideen eine Kraft schlummere, welche das englische System hinwegfegen könnte. Die Poesie ist degradirt, die Insel ein tosender und krachender Vulkan von Fatum, materiellen Werthen, Tarifen, Gesetzen der Repression, überfüllten Märkten und wohlfeilen Preisen.

Frankreich und die Franzosen.

1852.

Man liest jetzt seinen Tacitus und Juvenalis wieder mit practischem Nutzen. Wenn der strenge Sittenrichter seiner verderbten, allen moralischen Haltes, und aller Ueberzeugungstreue baren, hin und her schwankenden Zeit zuruft:

Natio comoeda est, si dixeris aestuo, sudat!

ist das nicht, als ob er das heutige Frankreich meine? Seit drei Menschenaltern wird diese Nation vom Fieber durchschüttelt, auf Gluthhitze folgt Eiseskälte, ein eigentlicher Normalzustand hat gefehlt bis auf diesen Tag, und allem Anschein nach wird das Provisorium so bald noch nicht zu Ende gehen. Vor nun hundert Jahren küßten die Pariser einem Eilboten die Reiterstiefeln, als er die Nachricht brachte, daß Ludwig „der Vielgeliebte" dem Mordangriff des Damiens nicht erlegen sei. Ein paar Jahrzehnte später sank das Haupt eines andern Ludwig „des Vielersehnten" unter dem Fallbeil. Es waren Menschen einer und derselben Generation, welche für die Ludwige, die Nationalversammlung, den Convent, den Consul und den Kaiser schwärmten, für den idealistischen Lafayette, den feurigen Mirabeau, den stürmisch wilden, kolossal polternden Danton, und den abstract kalten Robespierre, welchen Thomas Carlyle so

bezeichnend „eine seegrüne Formel“ nennt. Sie schwärmten auch für den genialen und berechnenden Napoleon mit dem großen Geist und der kleinen Seele, diesen Imperator, der allein in einem zu Brei und Gallert zerquetschten Volke als ein willenskräftiger Mann von Charakter dastand. Und der war ein Italiener. Zuletzt haben sie ihn verflucht und fallen lassen.

Auch Napoleon ist nur ein Meteor gewesen, aber ein gewaltiges. Auf einer Insel tauchte es langsam empor, erhob sich zischend und prasselnd bis zum Zenith, auf welchen eine staunende Welt den Blick gerichtet hielt; dann sank es noch reißend schneller als es gestiegen war und verendete allmälig in melancholischer Agonie. Dieser Corse hatte das Erbe der französischen Revolution angetreten, als die Gesellschaft, schon ein ganzes Jahrzehnt von einem Paroxysmus nach dem andern ergriffen, endlich matt und müde war, und sich um jeden Preis nach Ruhe sehnte. Cuncta, discordiis civilibus fessa, nomine principis sub imperium accepit. Zehn Jahre lang führte er Schwert und Scepter eines Imperators. Und nachdem er den revolutionären Drang der Nation in andere Kanäle gelenkt und Europa von der Scylla und Charybdis bis zu den Hyperboräern siegreich durchzogen, verließ ihn sein Stern an der Beresina und auf den Blachfeldern bei Leipzig und Waterloo. Er hatte Thoren alle jene gescholten, welche noch von den Capets träumten, und doch war es nach ihm ein Capet, ein Ludwig, der wieder in die Tuilerien einzog und unter dem hellen Jubel derselben fiebergeschüttelten Nation die Adler und das dreifarbige Banner herabriß, um vom Dache des Palastes die lilienbesäete Fahne der Bourbons herabflattern zu lassen.

Und wieder nach fünfzehn Jahren krähte von demselben Dache der gallische Hahn über derselben dreifarbigen Fahne der Revolution; der Nachkomme des heiligen Ludwig flüchtete über den Kanal in die Verbannung, wie nach achtzehn Jahren

derselbe hochbetagte Orleans, Egalité's Sohn, welcher das weiße Symbol des alten Herrscherstamms in den Staub getreten hatte und nicht gen Reims gepilgert war, um dort in der Kathedrale den Inhalt des heiligen Oelkrugs auf seinen Scheitel träufeln zu lassen.

So schwach sind alle diese hintereinander folgenden Herrscher und ihre Systeme gewesen, daß nach dem Vorüberbrausen des ersten revolutionären Orkans, der alles „gleich gemacht“ hatte, auch die Regierungen wie im Nu verschwanden; so wenig konnten sie sich in Land und Volk fest bewurzeln, daß immer nur einige Tage und kecke Handstreiche vonnöthen waren, um sie aus dem Dasein zu vertilgen. Keine Hand erhob sich für das Directorium gegen den Mann der Grenadierbayonette von St. Cloud, keine Hand für den Sieger in hundert Schlachten, nachdem er durch sich selbst gefallen war; wenige Schwerter von Bauern und Edelleuten, und auch nur in einem kleinen Landeswinkel, wurden für die älteren Bourbons aus der Scheide gezogen, gar keine für die Orleans, und noch weniger für die zweite Republik, die man in demselben Frankreich herstellen wollte, dem es neben manchen anderen Dingen insbesondere auch an Republikanern gebricht. So konnte eine neue Auflage des achtzehnten Brumaire erscheinen, und seit dem 2. December 1851 liegen Land und Volk vor der corsischen Standarte im Staube, und vor dem Träger derselben, dem neuen Imperator.

Natio comoeda est, si dixeris aestuo, sudat.

Und der amtliche oder nichtamtliche Jubel und Enthusiasmus bringt dieser Nation aus allen Poren, ganz so wie schon zehnmal im Laufe der letzten siebenzig Jahre. Die hallucinations monarchiques, welche man einst so emphatisch verurtheilt, haben nun doch Mark und Bein gewonnen und traten in die Wirklichkeit. Wer könnte auch im französischen Tarantelwirbel oder in diesem brausenden Maelstrom mit Sicherheit behaupten, was geschehen oder nicht geschehen, angefangen oder

vollendet werden soll, ehe zwölf Monate ihren Kreislauf vollendet! Die Nation ist ja souverain kraft ihres „allgemeinen Stimmrechts," diese souveraine Nation verlangte, sagt man, als Symbol der Ruhe und Ordnung, und zur Erinnerung an „Tage des Ruhmes" einen Kaiser. Konnte ein Mann, der von sich rühmt, er wolle alles nur für Land und Volk, und nichts für sich — konnte er einem so sanften und liebevollen Druck von Seiten der Nation Widerstand leisten, ohne undankbar zu erscheinen? Er mußte sich fügen trotz der „hallucinations monarchiques", und obwohl er Dictator war. Die souveraine Nation war der Präsidentschaftsdictatur müde, sie wollte den Imperator, den Kaiser. Und man hätte ihr nicht nachgeben sollen?

Wer möchte so thöricht sein, den Mann, welcher bisher so große Erfolge für sich errungen, zu schmähen oder zu tadeln? Er that nur, was viele andere vor ihm gethan und was vielleicht manche andere nach ihm thun werden, je nach Zeit und Gelegenheit. Wo wären denn auch die Fälle, in welchen die vom Glück und Geschick hoch Emporgetragenen, eine dargebotene Krone sich nicht auf ihr Haupt gesetzt hätten? Frankreich ist ohnehin kein Boden für einen Washington oder Timoleon; und gab es dort eisenharte und uneigennützige Charactere, so haben manche derselben den Staub ihrer Heimath von den Füßen geschüttelt und ein stilles Asyl aufgesucht. Noch andere sind zu hunderten deportirt worden, und sollen ihre Tage in Cayenne beschließen, wo der Pfeffer wächst, während viele Anhänger der „Republik" im Ausland, in der Verbannung, den archimedischen Hebel ansetzen möchten, um das neue Imperatorenthum aus den Angeln zu heben. Das mag je nach Umständen sich schwer oder leicht ausführen lassen; aber wenn man auch dieses neue Imperatorenthum beseitigte, so würde deshalb doch nicht die vielbesprochene „Aera der Cäsaren" aufhören.

Denn Frankreich ist ja das Land des Wechsels, und im Wechsel allein beständig; man kann es ihm nicht nehmen, daß es von Zeit zu Zeit welthistorische Gastrollen auf der europäischen Staatenbühne giebt und sich selber gern die Partie des Helden in den Tragödien zutheilt, deren so manchen wir staunend und verwundernd zugesehen. Der erste und der letzte Act spielen allemal zu Paris, dem Treibhause und classischen Boden der erschütternden Revolutionen, und allemal entsprach bis jetzt die Katastrophe den Worten des Dichters: daß auf schwindelnde Höhe der tiefe donnernde Fall folgt.

Wie könnte es auch anders sein? Seit jener erste Revolutionsorkan über und durch das Land hinwegfegte, hat das Volk kaum erst Zeit gehabt, langen Athem zu holen und feste moralische und gesunde ökonomische Grundlagen wieder anzubahnen. Wie sehr auch die Sophisten, die Systematiker und die Parteimänner sich abmühen, die Zustände vor 1789 zu idealisiren und zu beschönigen, es ist und bleibt doch wahr und läßt sich mit Fug und Recht nicht bestreiten: diese Zustände waren rottefaul durch und durch. Schon allein die Art und Weise des Verlaufs der Revolution zeugt dafür; denn welcher Schmutz und Schaum kam an die Oberfläche, als die erste stürmische Böe mit Orkansgewalt diese stagnirenden Wasser durcheinander schüttelte? Und was von ethischen Characteren und Momenten da war, stand ja nur zum allergeringsten Theil auf Seite des Alten, über welches ein so fürchterliches Gericht hereinbrach. Es zeugt von gänzlichem Mangel an Unbefangenheit, jene gewaltige Katastrophe vom Standpunkt irgend einer Klasse oder Partei zu beurtheilen; man sollte sich vielmehr bemühen, sie in ihrer Erscheinung und Bedeutung zu verstehen und den historischen Prozeß, aus welchem sie hervorging und den sie weiter fortführte, zu begreifen.

Seit Ludwig dem vierzehnten war der Staat in Frankreich seinem innern Wesen und seinen äußeren Formen nach in

mancher Hinsicht ein Zerrbild geworden, das man leider auch in Deutschland nachahmte.

Die wunderlichsten und unverträglichsten Anomalien lagen hart neben einander: mittelalterliche Korporationen, denen aller Inhalt abhanden gekommen, die leere Form aber, und auch diese nur verknöchert, geblieben war; eine Sonderung des Volkes in Stände, die nicht neben, sondern unter und über einander standen, sich nicht durchdrangen, und gegenseitige Abneigung hegten, bis zur bittersten Feindschaft; ein Adel mit großen, zum Theil höchst widersinnigen Vorrechten, die er in einer um so anstößigern Weise ausübte, da er selbst seit langer Zeit gar keine Achtung oder Furcht einflößte; er war, wie Richelieu sich einmal ausgedrückt, kein „reißender Wolf" mehr, das heißt, er führte nicht mehr die Waffen für sich selbst, sondern er war, wie gleichfalls der große Kardinal sagte, zu einem „wedelnden Hofhunde" herabgekommen, dem man „die Zähne ausgebrochen", und der vor der Du Barry und Pompadour sich in den Staub drückte. Dazu war das straff autokratisch regierte Land in seinem Innern in Provinzen gesondert, welche mehr ein Aggregat als zusammen einen Organismus bildeten. Was etwa noch Gesundes in den aus dem Mittelalter herübergekommenen Einrichtungen lag, war bedeutungslos geworden, seit das mit Ludwig dem vierzehnten immer höher empor wuchernde Beamtenthum nebst der obligaten Zuthat polizeilichen Druckes, dem Adel wie dem Bürger jede freie Beweglichkeit auch innerhalb seiner Standesschranken geraubt, und alles ungehemmter Willkür preisgegeben hatte. Der Bauer konnte sich nicht rühren, er bildete das Proletariat schon in jener Zeit; Heer und Hof verschlangen ungeheure Summen; der letztere, den sechzehnten Ludwig und seine Gemahlin persönlich ausgenommen, war sittenlos wie die ganze höhere Gesellschaft; die Bildung und Literatur waren frivol, und dabei solchen Verhältnissen gegenüber mit Nothwendigkeit kritisch, und

zwar corrosiv kritisch; der Staat war mit Schulden überbürdet; kein Staatsmann von hoher Einsicht und eisernem Charakter vorhanden, so weit das Auge reichte. Denn wie hätte sich der Charakter stählen können, wenn man lediglich dienen und gehorchen sollte?

Das war Frankreich vor 1789. Wo fand man da ethische Grundlagen und sittliche Verbände? Wo hätte das Volk, wie es nun einmal geworden war, Achtung vor solchen lernen können? Und was Wunder, wenn eine Staatsgesellschaft zusammenbrach, welcher jede Stütze, jeder moralische Halt abging und wenn das längst schon völlig morsche Gebäude in Millionen Trümmer zerfiel?

Und ferner, was Wunder, daß man auf der abschüssigen Bahn der Revolution und in der wilden Fieberhitze, in welche man von Tag zu Tag mehr hineingerieth, nach und nach alles Alte wegwarf, das Gute sammt dem Schlechten, und dann am Ende reinen Tisch vor sich fand? Das Alte war unwiederbringlich dem Orcus geweiht, und unmöglich noch einmal heraufzuholen. Man wollte und mußte Neues schaffen, und borgte sich die Ideale für die neuen Einrichtungen aus — Griechenland und Rom, weil man selber unschöpferisch war, und in der Gegenwart keine Muster finden wollte, die der Nachahmung für werth gehalten wurden. So kam wieder ein schiefes Zerrbild zu Tage; statt der carikirten Monarchie eine neufränkische, auf Hellenisches und Römisches gepfropfte Republik, welcher abermals der Inhalt fehlte. Durch Ungeheuerlichkeiten suchte sie diesen Mangel zu verdecken, wie später Napoleon die auch ihm fehlende innere Berechtigung durch Krieg und Sieg zu erwerben trachtete, ohne doch damit glücklicher zu sein.

Es konnte unter den Verhältnissen, wie sie waren, gar nicht anders werden: die Revolution mußte mit der Vergangenheit völlig brechen und somit durchaus nivelliren. Und das

hat sie denn so durchgreifend gethan, daß Frankreich auch von heute ab wohl noch ein Jahrhundert die Nachwehen spüren wird. Sie machte alles „gleich", Höhen und Tiefen; der Boden war gefesselt, der Bauer geknechtet, der Handwerker eingeengt, — man machte alle „frei" und hob das Recht der Erstgeburt auf. Man war abstract und absolut gerecht in der Formel, ohne sich weiteren Erwägungen hinzugeben. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten! Das war einfach und leicht verständlich, und mußte in solchem Staate, wie Frankreich gewesen, ein zauberhaft wirkender Wahlspruch sein. Die Revolution gebar Gräuel in Hülle und Fülle, durch deren unendlich tragisches Pathos die Sünden der frühern Zeit berghoch übergipfelt wurden; aber sie gab den Massen auch reellen und handgreiflichen Gewinn, und so wuchs sie mit dem Volk auf das Innigste zusammen. Das ist ja unter anderen namentlich auch von Niebuhr treffend nachgewiesen worden. An Verfassungsformeln lag dem Volke wenig, und Stimmen, welche sich dafür erhoben, wurden durch kriegerischen Lärm übertäubt. Die Masse faßt beinahe aller Orten vorzugsweise nur die ökonomischen Resultate in's Auge, und diese konnten scheinbar und im Anfang auch wirklich nicht günstiger sein. Die Zollschranken im Innern waren gefallen, die Zünfte aufgehoben, der Boden freigegeben, zur Steuer wurden alle ohne Unterschied herangezogen; die Domänen und die Güter der Emigranten waren unter den Hammer gebracht; man konnte arbeiten, wo man wollte und wie man wollte. Das waren Errungenschaften, die auch Napoleon bestehen ließ, und welche alle Regierungen nach ihm anzutasten nicht gewagt haben.

Die Kriege mit dem Auslande zwangen zur Concentrirung aller Kräfte. Die Leitung der Dinge mußte von einem Mittelpunkte ausgehen, und die Zügel wurden immer straffer angezogen, je weniger Widerspruch erlaubt schien oder räthlich war. Der Convent machte den Anfang mit der eigentlichen

Centralisation; die späteren Machthaber bildeten das Erzeugniß der Noth weiter aus, schon deßhalb, weil es bequem schien; Napoleon aber machte den Staat völlig zur Maschine. Was vor ihm noch etwa von Freiheit vorhanden war, ging unwiederbringlich verloren; und die Freiheit blieb nur ein bloßer Name auf dem Papier, auch als mit den Bourbonen eine constitutionelle Verfassung ins Leben trat. Die napoleonische Centralisation, die Polizei behielt man bei, und machte so jede papierne Formel bis auf den heutigen Tag illusorisch; der Staat war und blieb ein bloßer Mechanismus, den sechsmalhunderttausend Beamte in möglichst leidlicher Ordnung halten sollten. Es mangelte ihm an jeglicher Gliederung, und von dem, was allein den Staat vor jähen Umwälzungen sichern, was ihm wirkliche Bürger ziehen, was ihm sittliche Verbände und Widerstandsfähigkeit gegen äußere Feinde schaffen kann — von Freiheit der Gemeinden, von Selbstverwaltung, von corporativen Elementen ist bis auf diesen Tag in Frankreich noch keine Rede.

Darum ist dieser Staat ein von Soldaten und Beamten getragenes Kartenhaus, in welchem der Bürger als solcher gleich Null bleibt. Ist der Soldat aufs Haupt geschlagen, so fehlt die eine vermeintliche Stütze; und die Beamten können nicht einmal scheinbar als eine solche betrachtet werden. Sie sind weicher Thon, den jeder beliebige Machthaber kneten mag, vorausgesetzt, daß das Monatsgehalt richtig ausgezahlt wird. Der Beamte ist ein viel hülfloserer Mensch, als der Tagelöhner; kann dieser kein Holz spalten, so kann er doch Steine klopfen oder Karren schieben; der absetzbare Beamte, der sich in die Routine eingelebt, wird ein Bettler oder ein Schreiber. Absetzbar ist aber jeder Beamte in Frankreich, und meist ad nutum. Täglich muß er beben für seinen und seiner Angehörigen Magen; daher schwört er, wie Talleyrand, allen und jedem; er muß leicht sein wie Korkholz, sonst schwimmt er nicht oben, sondern

geht zu Grunde. So hat er denn im Mund und in der Feder Ergebenheit, — das banale Wort lautet dévouement — Hingebung aller submissester Art für Napoleon den Ersten, Ludwig den Achtzehnten, Karl den Zehnten, Ludwig Philipp, Ledru-Rollin, Lamartine, Napoleon den Dritten, überschwengliches Devouement für alle, alle. Es bleibt ihm dabei unbenommen, nach unten hin den Pascha herauszukehren. Hier ist auch ein entsetzliches moralisches Proletariat, das den gleichfalls willenlosen Administrirten gegenüber den Staat regieren und tragen, die Geschäfte verwalten soll. Auch auf die Soldaten ist ein Theil dieser aller Selbständigkeit ermangelnden Willenlosigkeit übergegangen; auch sie haben immer und allemal flugs und ohne weiteres so geschworen, wie die siegreiche Parthei von Paris her durch den Telegraphen es verlangte. Wie kann dergleichen anders als grundverderblich auf die Gesammtheit des Volkes und dessen sittliche Haltung wirken? Es gibt ja nur einen Gott, den Erfolg. Darin steckt die ganze Moral. Selbst Individuen wie Herr Ludwig Blanc, schwärmen für Soldatenglorie, die sich wunderlich mit seinem platten und nüchternen Communismus zusammen reimt. Es ist nicht zu hart ausgedrückt, wenn man sagt: in Frankreich ist alles lose, selbst der Grund und Boden ist fliegend, wie die fahrende Habe. Wer mag nun auf solche schwindelnde und fieberhafte politische und moralische Zustände, die nicht das geringste Merkmal von Dauer an sich tragen, sichere Combinationen bauen wollen? Das Fieber ist immer im Blute, und am Ende wirft es sich allemal nach außen, meist in einer ganz incommensurabeln Weise.

Zu was helfen die Verfassungsformeln, gleichviel welcher Art, dem modernen Staate, wenn er einen orientalischen Zuschnitt gewonnen hat, nicht den einfachen orientalischen, erzväterlichen, sondern den byzantinischen Mechanismus, mit willenlosen Beamten, Prätorianern, allmächtiger Staatspolizei, übertriebener Centralisation, Vernichtung aller Gültig-

keit und Geltung der Individualität, wenn sie außerhalb des Mechanismus steht, und Vernichtung aller Selbständigkeit der Corporationen; wenn er, mit einem Worte, ein mechanisches Räderwerk an die Stelle organischer Gliederung gesetzt hat? Gilt das nicht etwa als ganz specifisch gerade von und für Frankreich? Wo wäre dort naturgemäße Gliederung, Selbständigkeit der Gemeinde, Freiheit der Staatsbürger?

Und dabei rühmen sie sich der „Gleichheit!" In der That, sie ist auch danach!

Die Revolution also hat nivellirt. Napoleon wollte einen neuen Soldaten= und Beamten=Adel schaffen, der ihn am Ende im Stich ließ; die Bourbonen gedachten, dem alten Adel wieder zu Glanz und Bedeutung zu verhelfen, mit Hülfe einer erblichen Pairie. Drei Tage des Jahres 1830 zeigten, wie zerbrechlich auch diese vermeintliche Stütze war. Ludwig Philipp machte den Versuch, dem, was hin und her geschwankt hatte, dadurch Festigkeit zu verleihen, daß er vorzugsweise im Interesse der Mittelklasse zu regieren vermeinte; ihm sei, sagten seine Gegner, der Staat im „Bourgeois" verkörpert. Auch der Bourgeois hat seinen Gönner nicht auf dem Throne halten können; ein Auflauf, dessen Erfolg selbst jene in Verlegenheit setzte, die ihn angezettelt, reichte hin, um Landheer, Flotte und Beamten in Republikaner zu travestiren. Nichts zeigte den Mangel an jeder moralischen Kraft deutlicher, nichts konnte die Haltlosigkeit der Mittelklassen heller ins Licht stellen, als ihr Jubel über den zweiten December, über dessen nothwendige Folgen gerade diese Volksschichten sich am wenigsten hätten täuschen sollen. Aber die Furcht ist immer der schlechteste Rathgeber und unzuverlässigste Calculator gewesen. Wie hätte denn der neue Machthaber sich auf den „Bourgeois" stützen können, der so offenbar ohne festes Mark war? Vom alten Adel konnte selbstverständlich keine Rede sein, und der Bourgeois hegt im tiefsten Innern doch nur Sympathie, wenn auch eine

ohnmächtige, zu seinen orleanistischen Gönnern. Blieben also nur die Massen, die ja in allen Ländern und zu allen Zeiten am leichtesten so zu formen waren, wie man sie eben brauchte.

Der neue Dictator brach mit der Vergangenheit am entschiedensten, als er die Güter der vertriebenen Königsfamilie antastete, und damit dem Bourgeois einen Stich ins Herz versetzte, dem gleich nachher ein zweiter folgte, durch Herabsetzen der fünfprocentigen Rente. Der Mittelstand hatte vor dem „rothen Gespenst" und dem „Socialismus" gezittert: er würde auch nach einem Strohhalm als rettendem Anker gegriffen haben. Man hatte ihm gesagt: die Massen seien rothrepublikanisch und communistisch durchsäuert; und es sind eben diese Massen, aus deren allgemeinem Stimmrecht der neue Staatsretter seine Machtbefugniß herleitet; es sind die rothen Proletarier, die communistischen Bauern, die ruhmessüchtigen Soldaten, die willenlosen Beamten, welche dem Neffen des Kaisers die Krone „aufdrängten", — den Senat nicht zu vergessen, der ja schon zur Zeit des alten Napoleon in Gluthhitze gerieth, wenn der Gebieter erst lauwarm war.

Das neue Regiment stützte sich, nachdem es den Mittelstand gleich dem Adel, in so weit er sich nicht unbedingt ralliirt, gleichsam bei Seite gelassen, auf die Massen, denen man gesagt hat, daß hauptsächlich für sie regiert werden müsse. Sie erhielten socialistische Abschlagszahlungen, wie die Soldaten vorerst noch Anweisungen auf Ruhm, für welche gelegentlich Incasso stattfinden sollte. Das „Kaiserreich ist der Friede"; es hat aber den Krieg gegen Rußland in der Krim geführt.

So liegen die Dinge für den, welcher sie unbefangen, ohne Parteigroll und Bitterkeit ansieht. Lege man doch ja an Ludwig Napoleon Bonaparte keinen geringen Maßstab; er ist ein Mann von hohen Fähigkeiten, von unbeugsamem Willen, von kalter rücksichtsloser Entschlossenheit, von höherm Blick, von staunenswerther Ausdauer; er hat sich große Ziele gesteckt

und sie zum Theil schon erreicht. Was er weiter will, muß die Zeit lehren; auf keinen Fall trachtet er nach Gemeinem, und das Abenteuerliche seines Auftretens in Boulogne und Straßburg hat er längst in Vergessenheit gebracht, seit ein gutes Theil der europäischen Geschicke in seine Hand gegeben ist. Er glaubt offenbar an seinen Stern, er legt sich ganz gewiß eine providentielle Sendung bei, die er mit seiner ganzen Energie zu erfüllen trachtet. Ist er ein „Epigone", nun so sind es seine Franzosen nicht minder, die er bis tief in Herz und Nieren kennt, und deren wetterwendisches Wesen gewiß einem so concentrirten Menschen am allerwenigsten Achtung einflößen wird. Alle diese Spectakel und Ehrenpforten, weißgekleideten Jungfern, Blumen und Vive l'Empéreur! Vive le Sauveur! weiß er sicherlich als das zu würdigen, was sie sind; auch kann er sich erinnern, wie vielen schon vor ihm ganz dasselbe zu Theil geworden. Er will damit Europa gegenüber imponiren, und die Berechnung ist auch nicht ganz verfehlt. Nach innen steht er fest genug, so fest, wie es in Frankreich überhaupt möglich ist, wo man in Gedanken immer sich sagen muß: en attendant — bis auf weiteres.

In der Hand des klugen, kühnen Mannes, der sich zum unbeschränkten Autokraten emporgeschwungen, liegt eine furchtbare Macht. Europa mag auf der Hut sein. Das politische Wetterleuchten in Italien und Konstantinopel, deutet es vielleicht nicht auf Sturm? Und steht Deutschland, wo hinein der erste Blitz fahren müßte, in sich fest, geschlossen, einig, stark da?

Diese Betrachtungen drängten sich uns auf, als wir die weiter oben erwähnten Worte des alten Satirikers lasen. Es fragt sich aber auch: wie es denn kommt, daß eine Nation, die in ihrem Grundwesen, trotz aller fremden Beimischung, so durchaus gallisch geblieben ist, wie zu des Julius Cäsar Zeit, in diese wetterwendische Ruhelosigkeit gerade während des letztverflossenen Menschenalters mehr als je zuvor gerathen konnte?

Theodor Mommsen sagt von den alten Galliern: „Sie haben sich unfähig erwiesen, ein Regiment bürgerlicher Ehrbarkeit, Sicherheit und Wahrhaftigkeit zu begründen, und im besten Fall es nicht weiter gebracht, als zur Gründung eines Soldatenstaates. Die militärische Ordnung ist die einzige, welche sie anerkannte." Und der alte Cato meinte: „Auf zwei Dinge legen die Gallier Werth, nämlich die Gloire und den Esprit." Die lateinischen Worte sind: Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui. Das gilt noch heute von den Franzosen. Auch der erste Napoleon sah mit italienischem Scharfblick den Franzosen in Herz und Nieren, und sein Urtheil stimmte mit jenem Cato's überein. Er schonte ihre Vorurtheile und benutzte ihre Schwächen mit kluger Berechnung. Während er jenen auf alle Weise ein Genüge that, sprach er sich doch manchmal ganz offen aus. In einer Sitzung des Staatsrathes wurde einst über Titel und Orden verhandelt, deren Einführung der erste Consul befürwortete. Auf die Einwendungen entgegnete er: „Meine Herren! Sie nennen Rangunterschied und dergleichen Dinge Kinderspielzeug; darin mögen Sie Recht haben, aber mit solchen Kinderklappern lenkt und leitet man die Menschen. Das würde ich allerdings nicht von der Rednerbühne herab sagen, aber in einer Versammlung von Staatsmännern darf ich es wohl aussprechen. Ich glaube gar nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt; die Revolution hat seinen Charakter nicht umgeändert. Die Franzosen sind noch heute, gerade wie ihre gallischen Vorfahren, eitel und leichtfertig; sie haben nur für eins Verständniß, l'honneur, das will sagen, Gefühl für Auszeichnung; diesem muß man Rechnung tragen, ihm Nahrung geben und deshalb Unterschiede zulassen. Sehen Sie doch nur, wie dieses Volk sich vor den Ordenszeichen der Ausländer bückt und tief verneigt. Voltaire hat gesagt, der gemeine Soldat sei ein Alexander für täglich fünf Sous Löh-

nung, und so ist es. Glauben Sie, man treibe die Menschen mit Raisonnements auf das Schlachtfeld? Ganz gewiß nicht. Man muß den Soldaten durch Ruhm, Auszeichnung und Belohnung bestechen." Die Maximen des ersten Consuls gelten in dieser Beziehung auch heute noch. Das Band der Ehrenlegion wird in verschwenderischer Fülle ausgetheilt, und die Helenamedaille ist noch hinzugekommen. In den Tuilerien gelten napoleonische Ueberlieferungen, die man vertagen oder aufnehmen kann, je nachdem es vortheilhaft erscheint. Die ethnische Eigenthümlichkeit erklärt vieles in der französischen Geschichte; verstanden wird aber die innere und äußere Geschichte Frankreichs erst dann, wenn man die administrativen und ökonomischen Verhältnisse näher ins Auge faßt. Hier wollen wir nicht ausführlich über die Centralisation reden; die Nachtheile derselben sind ja in den letzten Jahren wieder von Raudot auf das allerschlagendste nachgewiesen worden, und die Franzosen wissen selber recht gut, was ein so straffes Regiment bedeuten will. Es zieht sich bei ihrem Staatskörper alles Blut im Kopfe zusammen; ist dort ein wunderlicher Gedanke, ein Delirium, ein Schmerz vorhanden, so muß der ganze Leib Theil daran nehmen. Die Glieder sind nichts, und darin liegen alle Uebelstände. Aber keiner der verschiedenen Machthaber wollte sie beseitigen, weil die Uebergangszeit, während welcher man den Staat auf gesunden Grundlagen wieder aufbauen wollte, die Macht nach außen hin verringern, die Staatslenkung vorerst unendlich beschwerlicher machen müßte. So mag Niemand Hand anlegen, und die Eitelkeit von Paris, das nun einmal alles ist und alles sein und bleiben will, thut das übrige. Wenn Ludwig Napoleon seine Mission dahin verstände, daß er seine Macht anwenden wollte, um Frankreich des Joches der Centralisation zu entlasten, der Gemeinde Selbstverwaltung zu geben, die ökonomischen Verhältnisse in gesunder Weise neu zu gestalten, wahrlich er würde edlern Ruhm ernten, als die

Kriegsglorie ihm eintragen kann, die doch selbst einen so gewaltigen Heerfürsten wie Napoleon den Ersten am Ende nach Waterloo geführt.

Die französische Nation ist willenlos; die russische Dorfgemeinde ist in weit gesunderen Verhältnissen als die französische. Gewiß kann der europäische Staat der Neuzeit einer geregelten „Administration" nicht entbehren, so wenig wie der Vereinigung einer großen Summe von Machtbefugnissen in den Händen der Regierung. Das ist schon durch die Stellung gegenüber anderen Staaten geboten. Aber darauf kommt es an, daß das Beamtenthum nicht zu allgewaltiger, jegliches Lebensverhältniß bevormundender Büreaukratie ausarte, die stets charakterlos und in kritischen Zeiten gegen Demagogie, wie gegen Absolutismus durchaus unmächtig war und ist. Oder hätte die Geschichte nicht auf jedem ihrer Blätter Belege für diese Behauptung? Die europäischen Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie ohne freien Spielraum bis zu einem gewissen Punkt auf die Dauer nicht sein können oder mögen; wird ein solcher ihnen verkümmert, so fügen sie sich, und vielleicht lange Zeit, aber am Ende durchbrechen sie wie eine Sturmfluth alle Dämme, und tragen Verheerung weit und breit ins Land. Man sollte doch nicht übersehen, daß in dem schrankenlos demokratischen Nordamerika die Demagogie auf tausend und abertausend conservative Mauerbrecher trifft, an welchen sie gewöhnlich zerschellt. Kommt sie dagegen in einem straff zusammengezogenen Staat einmal oben auf, so mag sie gleich ungehindert in souveräner Weise schalten, denn sie findet keine hemmenden Schranken, am allerwenigsten in den Beamten, weil diesen die Bevormundeten bei jeder Gelegenheit zu entrinnen suchen, um mündig zu werden. Dann kehren sie den Spieß um und schlagen damit nach allen Seiten blind umher. Sie hatten ja nicht gelernt, im kleinen Kreise sich selbst zu bestimmen und, wo die Nothwendigkeit es gebot, sich selbst zu

beschränken im Interesse der Freiheit des Ganzen! Zu einer gesunden Auffassung der Dinge zieht nur die Selbstverwaltung der Gemeinde ein Volk heran, und diese Selbstverwaltung schließt eine angemessene Controle des Staates nicht aus. Vor zweihundert Jahren kümmerte sich der letztere noch gar nicht um das, was die Gemeinde anging, und Staat und Volk standen sich nicht schlechter dabei, als jetzt.

Wir haben es schon gesagt, daß das straffe Beamtenwesen aus Frankreich zu uns nach Deutschland herübergekommen sei; deswegen hat man für die meisten Beamtungen auch wälsche Namen. Es taugt nicht, wenn der Bürgermeister oder Schultze eines Dorfes, ohne vorhergehende Genehmigung eines Kreisrathes, nicht mehr als 24 Kreuzer vom Gemeindevermögen verausgaben darf, obwohl vorher die Gemeindeglieder ihre Zustimmung gegeben hatten.

Mir fällt ein Beispiel ein, welches die Nachtheile des modernen französischen Bevormundungssystems in helles Licht stellt. Herr Thiers war Minister des Innern, als eine Dorfgemeinde eine Brücke, irre ich nicht am Adour oder einem Nebenflusse desselben, schadhaft fand. Sie bat um Erlaubniß, die Brücke, natürlich auf eigene Kosten, ausbessern zu dürfen. Das Gesuch ging vom Maire an den Unter- und dann an den Oberpräfecten, von diesem nach Paris an drei verschiedene Ministerien, und am Ende lautete ein Decret: es solle eine Commission den Zustand der Brücke untersuchen, um zu entscheiden, ob die Ausbesserung auch nöthig sei. Dieser Bescheid auf das im Sommer eingereichte Gesuch kam im Frühjahr an die Gemeinde zurück, nachdem inzwischen der Eisgang die ganze Brücke hinweggerissen hatte!

Ich finde im Annuaire de l'économie politique et de la statistique pour 1851, Seite 485, ein Musterstück der „organisation paperassière", oder, wie wir Deutschen sagen würden, des Acten- und Schreiberwesens, das hier seine Stelle

finden mag, da es weit besser, als eine ausführliche Erörterung zeigen kann, wie furchtbar tief der Schaden um sich gefressen hat, und wie das ganze Leben in überflüssige Zwangsformen eingeschnürt worden ist; nebenbei ergiebt sich auch daraus, wie entsetzlich schwer die Regierenden sich das Regieren machen, und daß bei dieser Verkünstelei, Weitschweifigkeit und Unnatur Niemand etwas gewinnt. Das Beispiel erläutert zugleich den Einsturz der Brücke am Adour, dessen übrigens das Annuaire nicht erwähnt.

Eine Gemeinde will irgend ein öffentliches Gebäude, welches den Einsturz droht, in brauchbaren Stand bringen. Nun beginnt folgende Centurie von Hin- und Herberichten. Wohlgemerkt, fast alles schriftlich.

1. Der Maire sucht beim Unterpräfecten um die Erlaubniß nach, den Gemeinderath zu einer Berathung über den fraglichen Gegenstand zusammenberufen zu dürfen.

2. Der Unterpräfect bewilligt die Zusammenberufung.

3. Der Gemeinderath wird vom Maire zusammenberufen.

4. Der Maire entwickelt in der Sitzung seine Ansichten, und der Gemeinderath ernennt eine Commission.

5. Die Commission versammelt sich, erörtert den Gegenstand und beauftragt einen Berichterstatter mit dem Referat.

6. Der Gemeinderath wird wieder zusammenberufen.

7. Es folgt der Vortrag des Berichts; der Gemeinderath entwirft sein Programm.

8. Der Maire schreibt an einen Baumeister.

9. Der Baumeister entwirft einen Plan und Kostenanschlag.

10. Der Gemeinderath wird abermals zusammenberufen.

11. Er hält eine Berathung über Kostenanschlag und Plan, und beliebt allerlei Abänderungen.

12. Die Abänderungen gehen nebst Begleitschreiben an den Architekten zurück.

13. Dieser ändert seine Arbeit und schickt sie wieder an den Gemeinderath.

14. Der Gemeinderath wird wieder zusammenberufen.

15. Er entscheidet und genehmigt nun Plan und Kostenanschlag.

16. Die Genehmigung geht nebst Begleitschreiben an den Baumeister zurück.

17. Jetzt wird der Kostenanschlag definitiv festgestellt.

18. Der Kostenanschlag geht nun an den Maire.

19. Dieser ruft den Gemeinderath zusammen.

20. Der Gemeinderath genehmigt den definitiven Kostenanschlag.

21. Der Gemeinderath erörtert, wie in dem vorliegenden Fall ein Credit zu eröffnen sei; um nachzuweisen, daß die Gemeinde zahlungsfähig sei, werden Urkunden und Belege herbeigeschafft.

22. Das Gesuch, einen Credit eröffnen zu dürfen, geht nebst dem detaillirten Kostenanschlag an den Unterpräfecten.

23. Der ganze bisher in dieser Sache angehäufte Actenstoß geht an den Präfecten des Departements.

24. Die Acten erfahren im Bureau des Präfecten nun ein Sectionnement, d. h. das, was auf das Gesuch um Credit Bezug hat, geht an das Finanzbüreau des Präfecten, das übrige an sein Büreau für öffentliche Arbeiten.

25. Das Gesuch um Credit-Eröffnung geht aus der Präfectur an den Finanzminister ab.

26. Im Ministerium werden die Arbeiten nach der Reihe vorgenommen, das Gesuch kommt also erst nach längerer Zeit in Erwägung; doch erfolgt am Ende die Entscheidung des Ministers.

27. Die Entscheidung wird dem Staatsoberhaupt, also dermalen dem „Präsidenten der Republik", vorgelegt.

28. Der Präsident entscheidet.

29. Die Entscheidung geht an den Minister zurück.

30. Die Entscheidung des Ministers geht an den Präfecten.

31. An den Unterpräfecten.

32. An den Maire.

33. Der detaillirte Kostenanschlag geht an den Minister.

34. Er geht an den Divisionschef des zuständigen Büreaus.

35. Er gelangt aus dem Büreau an den Expedienten.

36 und 37. Er geht aus dem Ministerium an die Commission für Civilbauten.

38. Der Actenstoß wird auseinander genommen und classificirt, und liegt, bis an ihn die Reihe kommt.

39. Das Conseil versammelt sich, und die Acten werden einem Berichterstatter zugetheilt.

40. Der Berichterstatter entwirft seinen Bericht.

41. Der Bericht wird in der Sitzung vorgelesen, und es werden einzelne Abänderungen beliebt.

42. Von der Commission gehen die Acten an den Minister.

43. Von dem Minister an den Präfecten.

44. Vom Präfecten an den Unterpräfecten.

45. Vom Unterpräfecten an den Maire.

46. Dieser beruft den Gemeinderath.

47. Der Gemeinderath ertheilt den Abänderungen, welche beliebt wurden, seine Genehmigung.

48. Nun geht das Ganze mit Begleitschreiben an den Baumeister.

49. Der Baumeister ändert seinen Plan und Kostenanschlag jenen Abänderungen gemäß.

50. Seine neue Arbeit geht an den Maire. Der veränderte Plan und Kostenanschlag verlangen einen größern Credit, und nun geht die Procedur von 51. bis 62. abermals genau, wie von Nummer 21. bis 32., und von 63. bis 69. genau so, wie von 33. bis 39.

70. Die Commission der Civilbauten ertheilt ihre Genehmigung.

71., 72., 73. und 74. Rücksendung an den Minister, den Präfecten, den Unterpräfecten und den Maire.

75. Die Arbeiten werden in der Registratur verzeichnet und niedergelegt.

76 Oeffentlicher Anschlag wegen der Adjudication.

77. Die Adjudication.

78. Die Adjudication wird ins Register eingetragen.

79. Das Protokoll der Verhandlungen über den Zuschlag geht an den Unterpräfecten.

80. Von diesem an den Präfecten.

81. Von diesem an den Minister.

82. Erhält die Genehmigung des Ministers.

83. 84. 85. Vom Minister zurück an den Präfecten, an den Unterpräfecten, an den Maire.

86. Der Maire berichtet an den Baumeister.

87. Der Maire schreibt an den Adjudicataire.

88. Die Genehmigung des Ministers wird in das Repertoire eingetragen.

89. Die erforderliche Mittheilung geht an den Receveur de l'Enregistrement.

90. Das Protokoll wird einregistrirt.

91. Zurück an den Maire.

92. Vollzug des Protokolls und der Genehmigung des Kostenanschlags.

Jetzt beginnen die Arbeiten, aber die Schreiberei ist noch nicht zu Ende. Wenn der Baumeister fertig ist, wird ein Certificat nöthig.

93. Das Certificat geht an den Unterpräfecten.

94. Vom Unterpräfecten an den Präfecten.

95. Vom Präfecten an den Minister.

96. Der Minister genehmigt dasselbe.

97. 98. 99. Rücksendung des Certificats.

100. Anweisung zur Auszahlung der Summe; Ordonnancement.

Wir fragen, ist das nicht mehr als byzantinisch, wenn eine Gemeinde aus dem eigenen Säckel etwa ein Spritzenhaus bauen oder ausbessern will und dazu so ungeheuerer, endloser Schreibereien bedarf, sich an zwanzig verschiedene Behörden wenden muß, deren eine nur da zu sein scheint, um die andere zu controliren? Was kann bei solchem Mechanismus anders herauskommen, als vollständige Unmündigkeit, die sich am Ende selber nicht zu rathen und zu retten weiß, wenn es einmal darauf ankommt. Es hat nicht anders sein können, als daß die Nation unter einem solchen System verbutten und verkümmern mußte. Wirft man uns etwa ein, dieses Urtheil über die Franzosen sei zu hart, so entgegnen wir, daß es noch viel milder lautet, als die Aussprüche Timon Cormenin's, welche Frankreich nicht bloß ruhig sondern mit Beifall hinnahm. Es sind vielleicht zwölf Jahre her, als wir uns aus der Skizze über Mauguin, einen Mann, der bekanntlich damals eine politische Rolle spielte, folgende Stellen anmerkten:

„Frankreich ist ein Land, das wesentlich durch die Einbildungskraft beherrscht wird, diese schlägt allerwärts vor und beherrscht die Geister. In leichtfertigster Vergessenheit springen sie von einem System zum andern. Die Nation ist étourdie, elle a besoin d'être occupée, d'être éblouie par le spectacle des grandes choses." Dann schildert er die Wichtigthuerei der Advokaten in der Kammer: „Ohne Acten und viereckige Mütze beiseite zu legen, feuern sie Kanonen ab, schicken Flotten in See, öffnen Depeschen, senden Couriere aus und setzen Generale, Gesandten, Könige auf die Anklagebank. Der Advokat hält Reden, führt diplomatische Unterhandlungen, führt Kriege, er regiert, er verwaltet, er macht alles, und doch geschieht nichts." Dem „Advokatenregiment" ist nun freilich

längst gesteuert. Was aber Cormenin weiter von Bürgern und Bauern sagt, ist noch heute in voller Kraft und Gültigkeit, die Worte lauten: „C'est la servitude corporelle et spirituelle, c'est la crasse ignorance, c'est l'âbatardissement moral, c'est la corruption des abus qui coule à plein flot."

Diese tiefe Verkommenheit hat zu nicht geringem Theil ihren Grund in den wirthschaftlichen Verhältnissen, namentlich jenen der ländlichen Bevölkerung. Es ist hier nicht unsere Absicht, die Frage über unbedingte Theilbarkeit der Bauernhöfe ausführlich zu erörtern; vor einiger Zeit hat Stüve in Osnabrück zur Beantwortung derselben vortreffliche Beiträge geliefert. Wir wollen aus unserer eigenen Beobachtung nur herausheben, daß überall das Landvolk da, wo geschlossene Höfe sind, wohlhabender erscheint, als da, wo die Grundstücke fliegen. Man vergleiche zum Beispiel den Nordwesten Deutschlands, den Schwarzwald &c. mit manchen Theilen der Rheinebene oder Thüringens. Doch giebt es allerdings Landstriche, wo geschlossene Höfe nicht am Platze sein würden, und man muß gerade in Bezug auf diesen Punkt sich wohl hüten, von einem vorgefaßten Princip aus all und jedes nach einer Richtschnur zu beurtheilen. Wo aber ins unendliche getheilt wird, ist sicherlich der „kleine oder arme Mann," wie der Bauer sein Proletariat nennt, viel zahlreicher als in jenen Gegenden, wo der älteste oder jüngste Sohn erbt; auch ist hier die Wohlhabenheit größer und dem „Wucher" bei weitem nicht so viel Thür und Thor geöffnet. Vor etwa zehn Jahren starb in einer Stadt am Mittelrhein ein christlicher Capitalist, der als wenig bemittelter Mann sein Geschäft des Geldverleihens begann und nach vierzig Jahren seinen vier Erben mehr als fünfzig Bauerngüter in der bayrischen und rheinhessischen Pfalz vermachen konnte, die theils ihm eigen gehörten, theils ihm so verschuldet im Buche standen, daß die Inhaber mehr geduldete Taglöhner als Be-

sitzer waren. Dergleichen ist da, wo die Bauerngüter nicht flüchtig sind, unerhört, und auch unmöglich. Zehnten, Frohnden und andere Bürden wurden glücklicher Weise beseitigt; aber nun lastet der Druck des „Capitalfeudalismus" auf den Bauern überall, wo sie das Grundeigenthum ins Unendliche zersplittern, somit keinen Rückhalt in sich selber haben, und durch ein paar schlechte Erndten für immer in Verlegenheit gerathen. Das ist die Kartoffelnoth und die Heillosigkeit der Zwergwirthschaft, welche schon Friedrich List in so ergreifender Weise geschildert hat.

Doch ich wende mich wieder nach Frankreich. Der alte Adelsfeudalismus wurde beseitigt, die Landgüter sollten zu gleichen Theilen auf die Kinder vererben, kein Einzelner soll benachtheiligt werden. So vermehrte sich allerdings die Zahl der Grundeigenthümer, aber was sind sie? Wie stehen sie schon jetzt in der dritten Generation? In Ländern, wo ein Hang zur Auswanderung im Volke lebendig ist, wie in der Schweiz und in Deutschland, findet die Zersplitterung in diesem Umstand doch noch einige Gränzen; aber der französische Bauer bleibt auf seiner Scholle, und geht nicht einmal nach Algier hinüber, so großen Vorschub man ihm auch dazu leistet. Das Proletariat auf dem Lande wäre sicherlich noch weit zahlreicher, wenn ihm nicht zwei eigenthümliche Erscheinungen entgegenwirkten. Das Gesetz verlangt vom Bauer, er solle unter seinen Kindern das Gut theilen. Was thut er, um nicht dem Gesetz zu verfallen? Er sorgt durch Kunst und Kräuter, daß er möglichst wenig Kinder bekomme; zwei sind schon genug, das dritte betrachtet man als Aushülfe für ein etwa mit Tod abgehendes; ein viertes kommt selten vor. Das gilt von dem, welcher noch etwas Land hat; der eigentliche Proletarier zeugt Kinder, so viel nur zur Welt kommen wollen. So wird in einer Volksschicht dem Anwachs der Bevölkerung unnatürlich gesteuert.

Ein zweites künstliches Abzugsmittel bietet das Heer. Bei allebem ist in Frankreich das Grundeigenthum schon so zersplittert, daß das in Staub zerschlagen kaum noch weiter gehen kann. Uebergroße Gütercomplexe, wie wir sie z. B. in den deutschen Ostseeländern haben, taugen ebensowenig, weil die Myriaden von Taglöhnern kaum besser daran sind, als die französischen Proletarier. Diese besitzen oft so kleine Flecke, daß der Verkauf nicht einmal mehr die Kosten aufbringt, welche eine gerichtliche Uebertragung erfordert. Es giebt in Frankreich nahezu anderthalb Millionen Landgüter, die kaum fünf Morgen Flächeninhalt haben, und fünf Morgen gelten für ein respectables Gütchen. Aber wenn das nun getheilt werden soll, was dann? Schon jetzt kann man kaum eine Kuh davon halten (bei Mainz kennen wir einen Fall, daß drei Familien sich zusammenthaten, um zwei Kühe zu halten); woher kommt der Dünger? Bei so kleinen Aeckern ist er auf dem Lande kaum zu beschaffen und wie kann ein Bauer, der aus der Hand in den Mund lebt und in der Regel verschuldet ist, den Ackerbau rationell betreiben, wie kann er etwas für seine und seiner Kinder geistige Ausbildung thun? Was abstract=gerecht für den Einzelnen erscheint, ist in der Praxis zu einer volkswirthschaftlichen, politischen und moralischen Calamität der furchtbarsten Art geworden und es läßt sich kaum absehen, wie die Franzosen aus einer so grundverderblichen Sackgasse herauskommen wollen. Diese kleinen Grundeigenthümer sind, wie schon angedeutet, nur dem Namen nach Eigenthümer, in der That und Wahrheit sind sie nur Pächter, und nicht viel besser als Tagelöhner; sie müssen jahrein jahraus, um nur die Zinsen zu erschwingen, „scharwerken", wie der norddeutsche Bauer sich ausdrückte, als es noch Frohnden gab. Der Capitalist seinerseits hält solche Leute nicht einmal für sicher, und weiß durch Manipulationen aller Art es dahin zu bringen, daß er in manchen Fällen acht, zehn, ja bis zu zwanzig Procent macht.

Diesen hohen Zins soll nun der Inhaber eines Gutes von fünf Morgen aufbringen; dazu soll er dem Staat die hohen directen und indirecten Steuern zahlen. Was bleibt ihm für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt, wie viel zur Erziehung seiner Kinder, und was für Befriedigung jener Ansprüche auf Lebensgenuß, den wir jedem Menschen in seiner Sphäre gönnen müssen? Nach amtlichen Berichten giebt es in la belle France 348,000 Wohnhäuser, die keine andere Oeffnung haben, als die Eingangsthür und nahe an zwei Millionen, die nur ein Fenster haben. In Bezug auf den Ackerbau steht Frankreich weit hinter den übrigen Ländern Mitteleuropas zurück.

Zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft in Frankreich mangelt der innere Zusammenhang. Damit man nicht sage, ich ließe mich von nationaler Eifersucht oder Abneigung leiten, so möge ein Franzose das Wort führen, und zeigen, welche Elemente ein Volk in sich hat, das sich so gern als die civilisirteste Nation der Welt bezeichnet.

Graf A. de Gobineau, früher Legationssecretär der französischen Gesandtschaft an verschiedenen deutschen Höfen und in der Schweiz, und seit mehreren Jahren Legationsrath in Teheran, hat ein Werk über die Ungleichheit der Menschenracen geschrieben, das einen ehrenvollen Platz in der Wissenschaft einnimmt. (Essai sur l'inégalité des races humaines, Paris 1853 ff. vier Bände). Er erörtete, was eigentlich unter dem Worte Civilisation zu verstehen sei, charakterisirt die verschiedenen Abstufungen derselben, und kommt zu dem Ergebniß, daß in vielen Beziehungen die Gesellschaft unserer Zeit nicht so gewaltige Fortschritte gemacht habe, wie man gewöhnlich annehme. Er weist diesen Satz insbesondere an Frankreich nach, wo die weit überwiegende Menge der Bevölkerung noch weit zurückgeblieben sei und in tiefer Barbarei stecke. Ich lasse ihn selbst reden.

„Auch dem oberflächlichen Beobachter kann es nicht entgehen, daß in Frankreich eine ganz außerordentliche Verschiedenheit in Wesen und Manieren herrscht. Man weiß längst, daß zwischen Paris und dem übrigen Land ein Abgrund liegt, und vor den Thoren der Hauptstadt eine ganz andere Nation beginnt, welche von jener in der Hauptstadt ganz verschieden ist. Was ich hier sage, ist eine ausgemachte Wahrheit. Wer aus der bei uns eingeführten politischen Einheit auf eine Einheit in den Ideen und auf eine Fusion des Blutes schließen wollte, würde sich einer argen Täuschung hingeben. Auch nicht ein einziges sociales Gesetz, nicht ein einziges schaffendes Princip der Civilisation, wird in allen unsern Departements auf einerlei Weise verstanden. Es wäre überflüssig, hier auf den Menschen aus der Normandie, der Bretagne, den Bewohner des Limousin, oder des Anjou, auf den Gascogner oder den Provençalen hinzuweisen, weil Jedermann weiß, wie wenig diese Völker einander gleichen, und wie weit sie in ihren Anschauungen und Urtheilen auseinander gehen. Ich will nur eines anführen. In manchen Ländern sind die, für Aufrechterhaltung der Civilisation wesentlichen Begriffe und Anschauungen mit allen Classen verwachsen, aber bei uns ist das nicht der Fall. So ist zum Beispiel die allerwichtigste und so leicht zu erlernende Elementarkenntniß: Lesen und Schreiben, ein Geheimniß für die weit überwiegende Mehrzahl unserer ländlichen Bevölkerung. Der französische Bauer kann durchgängig weder Lesen noch Schreiben und er legt auch gar keinen Werth darauf beides zu lernen, weil er den Nutzen davon nicht begreift und keine Anwendung dafür weiß. In dieser Beziehung glaube ich sehr wenig an das, was die Gesetze versprechen und eben so wenig an die aufgeputzten Einrichtungen; ich traue vielmehr dem, was ich selber beobachtet habe, und den festgestellten Thatsachen. Die Regierungen haben sich alle mögliche Mühe gegeben, die Bauern aus ihrer Unwissenheit zu

ziehen. Den Kindern ist in den Dörfern Gelegenheit geboten, sich unterrichten zu lassen, und die Erwachsenen, welche ins Heer eingestellt werden, können in den Regimentsschulen die unentbehrlichsten Kenntnisse erwerben. Aber trotz aller Vorkehrungen, und obwohl die Behörden sich möglichst bemühen, das Compelle intrare durchzusetzen, lernen die ackerbautreibenden Classen nichts."

„Ich habe gesehen, und wer die Provinz kennt, muß ganz dasselbe beobachtet haben, daß die Aeltern nur mit dem größten Widerwillen ihre Kinder in die Schule gehen lassen, und daß sie die Zeit, welche auf das Lernen verwandt wird, für völlig verloren erachten. Sie benützen jeden Vorwand, um Knaben oder Mädchen den Lehrstunden zu entziehen. Sobald der junge Mensch einmal die Schulbank verlassen, hat er nichts eiliger zu thun, als das Gelernte möglichst rasch wieder zu vergessen. Ja, er macht sich gerade daraus eine Art von Ehrenpunkt, und die verabschiedeten Soldaten machen es gerade so; in manchen Theilen Frankreichs wollen sie nicht einmal merken lassen, daß sie Lesen und Schreiben gelernt haben; noch mehr, sie geben sich alle Mühe, das Französische wieder zu vergessen, und reden nur ihr Patois."

„Ich würde mit größter Ruhe manche preiswürdigen Anstrengungen loben, welche man vergeudet hat, um unsere Landbevölkerung heranzubilden, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß das, was man sie lehren will, nicht für sie paßt; und daß in dieser Gleichgültigkeit gegen das Höhere, ein unüberwindliches inneres Widerstreben gegen unsere Civilisation liegt. Den Beweis dafür finde ich auch in dem passiven Widerstande, und wo man denselben etwa besiegt, da dringt sich ein anderer Beweis auf, der für mich noch weit überzeugender ist. In einigen Gegenden geht es nämlich mit dem Unterrichte besser. In unseren östlichen Departements (die einst zum deutschen Reiche gehörten und ganz oder zum Theil deutsche Bevölkerung haben,

also Elsaß, Lothringen und Burgund) gedeihet der Unterricht. In den großen Fabrikstädten lernen allerdings viele Arbeiter sehr gern lesen und schreiben, denn sie leben in einer Umgebung, durch welche ihnen der Nutzen davon klar wird. Aber was thun die meisten dieser Leute, sobald sie die Elemente des Unterrichts bis zu einem gewissen Grad inne haben? Diese bieten ihnen ein Mittel, nicht mehr instinctartig diese oder jene Ideen und Gesinnungen anzunehmen, sondern vorzugsweise solche, welche activ gegen die gesellschaftliche Ordnung wirken. Eine Ausnahme mache ich nur für die Bevölkerung der Ackerbau- und Industrie-Bezirke im Norden, wo die Elementarkenntnisse weit mehr verbreitet sind als anderwärts. Dort wird das einmal Erlernte nicht wieder vergessen und es trägt auch gute Früchte. Aber man merke wohl, daß dort das Volk weit mehr germanisch ist, als im übrigen Lande und deshalb setzt mich jenes Resultat nicht in Erstaunen."

„Unser Volk hat wenig Geschmack für unsere Civilisation; und sehen wir genauer zu, wie es mit seinem Glauben und seinen Ansichten steht, so stellt sich noch deutlicher heraus, wie fern es dieser Civilisation bleibt. Bischöfe und Pfarrer haben noch heute wie vor hundert, wie vor fünfhundert und fünfzehnhundert Jahren gegen erblich überkommene Wahnvorstellungen und Vorurtheile anzukämpfen, und diese sind um so gefährlicher, da sie fast nie offen hervortreten, oder eingestanden werden und deshalb nicht angepackt und besiegt werden können. Jeder umsichtige Dorfprediger weiß, mit welcher listigen Verschlagenheit selbst der andächtige Bauer Manches in sich versteckt hält, mit dem er nie herausgeht. Spricht man ihm davon, so leugnet er, läßt sich auf eine Erörterung nicht ein, und bleibt bei seinem Wahn. Zu seinem Geistlichen hat er volles Vertrauen, nur nicht in Bezug auf das, was man als seine geheime Religion bezeichnen könnte. Deshalb ist in beinahe allen Provinzen der Bauer so schweigsam und verschlossen gegen den von ihm so

genannten Bourgeois, und deshalb ist die Scheidelinie zwischen ihm und dem gebildeten Gutsbesitzer, auch solchen, die er im Uebrigen ganz gern hat, nicht zu überschreiten. So verhält es sich mit der Mehrzahl dieses Volkes, welches angeblich der Civilisation vorzugsweise zugethan sein soll, und so ist seine Stellung der Civilisation gegenüber."

„Will man eine annährende Statistik entwerfen, so kann man, meiner Ueberzeugung nach sagen, daß in Frankreich etwa zehn Millionen Menschen innerhalb unseres Ideen=, Gesittungs= und Gesellschaftskreises leben, daß aber sechs und zwanzig Millionen völlig außerhalb desselben sich befinden. Diese Annahme ist eher zu niedrig als zu hoch."

„Wäre unser Landvolk lediglich plump und unwissend, so könnte man mit weniger Besorgniß auf diese Kluft blicken, und sich mit dem vulgären Trost beruhigen, daß diese rohen Massen wohl allmälig der Bildung zugängig gemacht werden könnten. Aber es verhält sich mit diesen französischen Massen platterdings wie mit den Wilden. Anfangs betrachtet man diese wie eine Art von Halbthieren, weil sie äußerlich unterwürfig, man möchte sagen unausgeprägt erscheinen; sobald man aber in ihr eigenthümliches Wesen eindringt, findet man, daß ihre Zuneigungen und Abneigungen nicht etwa zufällig sind, sondern in einer logischen Verkettung festere Ansichten wurzeln. Die Masse der Bevölkerung in Frankreich ist ein Abgrund, über welchem die Civilisation in der Luft hängt, und die tiefen, stagnirenden Gewässer, welche auf dem Boden dieses Abgrundes schlummern, werden dermaleinst hervorbrechen, und auflösend und zersetzend wirken. Viele tragische Ereignisse sind über Frankreich eingegangen, aber die Bauern haben nur einen gezwungenen Antheil daran genommen, und sich stets theilnahmlos verhalten, sobald ihr eigenes persönliches Interesse nicht ins Spiel kam. Der Bauer betrachtet uns gebildeten Menschen, uns Leute der Ci=

vilisation als seine Feinde. Von der letzteren versteht er nichts, trägt nichts zu derselben bei, aber er glaubt sich berechtigt, so viel als möglich Nutzen aus dem Mißgeschick zu ziehen, von welchem die Civilisation heimgesucht wird." —

Wer solche Verhältnisse erwägt, wird sich nicht wundern, daß das viele Millionen Köpfe zählende Proletariat sich einem „socialen Heiland" zuwendet, nachdem die Lilie, die dreifarbige Fahne und das rothe Banner diese ökonomischen Verhältnisse nicht verbessert haben. Wenige sind sehr reich, nicht viele sehr wohlhabend, die meisten sehr arm. Die französischen Statistiker haben berechnet, daß von 35 Millionen Franzosen nur etwa 800,000 Familienväter sich in völlig guten Umständen befinden. Davon sind neben den Capitalisten, die sich in Paris zusammendrängen und dort den staunenswerthen Luxus entfalten, welcher der Welt über das Frankreich, wie es in Wahrheit ist, die Augen verblendet, Tausende von „Wucherern", die dem Bauer sein Mark aussaugen. In jenen Bauern steckt allerdings Material zu einer neuen Jacquerie; aus ihrer Mitte konnte der Ruf erschallen: Nieder mit den Reichen! Sie waren bereit, die Formel des Eigenthums sei Diebstahl, in ihren Kopf aufzunehmen und dann in die Fäuste fahren zu lassen. „Wir wollen uns wieder nehmen, was man uns gestohlen hat," so lautete der Text im Jahre 1848.

Man sieht, daß die Krankheitsstoffe im französischen Volks- und Staatskörper viel weniger von politischer als socialer Beschaffenheit sind. Deshalb kann das Regierungssystem so rasch wechseln, ohne daß eben viele Spuren zurück bleiben. Die Proletariermassen erwarten von jedem neuen Regiment, daß es auf ihre Forderungen eingehe; der aller Energie baare Mittelstand wünscht Ruhe um jeden Preis, nur damit der Proletarier in Schranken gehalten werde, und soll denn einmal doch keine Ruhe bleiben, so wünscht er Krieg nach außen, in welchem die Reihen der Armeen gelichtet werden, die dann aus

dem Proletariat wieder rekrutirt werden muß, und die Zahl seiner Feinde vermindert. Der Bourgeois zahlt das Geld, der Proletarier giebt die Knochen.

Das sind die Schattenseiten der französischen Gesellschaft, die in sich keinen rechten socialen, organischen Zusammenhang mehr hat. Der Mechanismus, der aus sechsmalhunderttausend Köpfen bestehenden, zum Theil nur ärmlich besoldeten Büreaukratie und der Soldat hält sie äußerlich zusammen. Was kann man von ihr erwarten, nachdem Sancho Pensa sehr richtig bemerkt: „Daß sich von einem Ulmbaume keine Birnen herabschütteln lassen?" Ueber alle diese disparaten Elemente verfügt nur der Wille eines einzigen Mannes, der seine Absichten in ein räthselhaftes Geheimniß hüllt. Er hat eine furchtbare Macht nach innen, wie nach außen in seinen Händen, und er hält seit Jahren ganz Europa fortwährend in gespannter Erwartung. Wer mag sagen können, was werden soll, wenn er am Leben bleibt, und wer, wie weit der französische Vulkan seine Steine schleudert und seine Lava nach außen schiebt, wenn der „Retter und Heiland," der ein Napoleon ist, auf natürlichem oder unnatürlichem Wege des Todes erbleichen sollte? —

Wo wären in Frankreich gesunde conservative und wo gesunde liberale Elemente? Was vorhanden ist, wissen wir: ein ungeduldiges Proletariat, eine eingeschüchterte Mittelclasse, ein wohlgeübtes kriegslustiges Heer mit einem Napoleon an der Spitze, von dem es immerhin zweifelhaft bleibt, ob er auf die Dauer Befriedigung darin finden wird, lediglich ein Friedensfürst zu sein.

Nordamerikanisches.

Die Gesellschaft und die Frauen. Volk, Staat und Parteien. Das Vorwärts der Yankees.

Wir wenden uns von Seine, Rhone und Garonne über den atlantischen Ocean nach der Chesapeakebay, dem Hudson, an den Mississippi und zu den Gestaden des großen Weltmeeres.

Man kann sich keinen schärfern Contrast denken, als jenen zwischen dem keltischromanischen Franzosen und dem germanischen Nordamerikaner, der sich gern seiner angelsächsischen Abstammung rühmt und die Zuthat fremden Blutes zwar nicht verschmäht, sie aber mit sich zu verquicken sucht. Während jener straffe Centralisation hat, alles von seiner Regierung erwartet und ohne individuelle Selbständigkeit ist, sehen wir beim republikanischen Germanen der westlichen Erdhälfte gerade das Gegentheil. Bei diesem ist Alles auf die Individualität gestellt, und Jeder hofft Alles nur von und durch sich selbst, von seiner Kraft und Thätigkeit. Dort ist ein centralisirtes Kaiserthum, welches seine Berechtigung aus dem angeblichen Stimmrechte und der Souverainetät eines Volkes herleitet, dem alle Freiheit und alle staatsbürgerlichen Rechte abhanden gekommen sind, und hier finden wir uneingeschränkte Freiheit in einem vielgegliederten

republikanischen Staatenbunde, wo die Regierungen weder Bureaukratie noch Allmacht der Polizeigewalt kennen, sondern sich grundsätzlich die Aufgabe gestellt haben, zu versuchen, mit wie wenig Regierungsgewalt ein Staat in unseren Tagen sich behelfen und dabei doch das Interesse aller Bürger wahren könne. Für die europäischen Länder wäre ein solcher Versuch ohne Frage im höchsten Grade bedenklich, aber in einem neuen Lande, das sich seine Geschichte erst macht, und wo eine Menge europäischer Bedingungen fehlen, hat er keine Gefahren, und man kann nicht in Abrede stellen, daß er sich in den Vereinigten Staaten seither vielfältig und in großartiger Weise bewährt hat. Allerdings fehlen auch große Schattenseiten nicht, aber das liegt an der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge. Trotz derselben hat jedoch Nordamerika großartige Erfolge zu erringen gewußt, und steht als eine Weltmacht ersten Ranges da.

Bekanntlich führen die Nordamerikaner häufig Klagen darüber, daß ihre gesellschaftlichen Zustände wie überhaupt ihr ganzes Leben und Treiben von europäischen Reisenden falsch und ohne Wohlwollen dargestellt werde. In mancher Beziehung ist diese Klage vollkommen begründet. Namentlich zeichnen sich manche Engländer durch schiefe, theils von Neid und Mißgunst, theils von vornehmem Dünkel eingegebene Urtheile und ein absprechendes Benehmen aus, während andererseits die Deutschen sich der Unparteilichkeit befleißigen. Gewiß ist, daß man an die Amerikaner keinen europäischen Maßstab legen darf, wenn man ihr Leben und Treiben richtig auffassen und begreifen will. Auf der andern Seite des Weltmeeres giebt es eben noch nichts, was gesellschaftlich ganz festgewurzelt wäre, vielmehr ist noch Alles im Flusse, im Wachsen und Werden, und täglich strömen neue Elemente in das Land, die lange Zeit erst neben einander leben und Gegensätze bilden, ehe sie sich mit einander verquicken. In Europa haben wir dagegen in Bezug auf geselligen Verkehr althergebrachte Verhältnisse, etwas fest

Ueberkommenes von einem Geschlecht zum andern, einen regelrechten Gang der Dinge und verschiedene „Stände" mit besonderen Sitten, Gebräuchen, Ansichten und Vorurtheilen. In Amerika ist das alles anders.

Einzelne britische Reisende haben das wohl begriffen und sich daher bemüht, den Amerikanern gerecht zu werden. Zu ihnen gehört Alexander Mackay, ein kluger Schotte, der die ganze Union von Norden nach Süden als aufmerksamer und scharfblickender Reisender durchwanderte. Sein Buch über die Vereinigten Staaten gehört ohne Zweifel zu den besten, welche über Nordamerika erschienen sind.

In der gesellschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten, sagt er, ist vieles, das dem Europäer als abweichend und verschieden von dem erscheint, woran er gewöhnt ist. Er soll aber, wenn er urtheilt, nie vergessen, daß die Gesellschaft auf der einen Halbkugel nicht dieselben Grundlagen hat, wie auf der andern. In der alten Welt, wo noch so vieles vom Feudalsystem sich erhalten hat, besteht die Gesellschaft gleichsam aus verschiedenen Flözlagern, die zwar in enger Berührung mit einander stehen, aber sich doch nur theilweise mit einander vermischen. Allerdings eint ein gemeinschaftliches Band das Ganze, aber dieses ist nicht von ein und demselben Gefühl durchdrungen, indem jede Classe eine Art von gesellschaftlichen Sonderinteressen, Sonderansichten und Sonderbedürfnissen hat. Und neben der gesellschaftlichen Abgeschiedenheit der einzelnen Classen finden wir einen außerordentlichen Abstand zwischen den Ständen in Bezug auf die Vertheilung der Glücksgüter, wodurch die Ausschließlichkeit noch mehr gesteigert wird. In Europa ist nicht selten die eine Classe anmaßend und hochmüthig, die andere verbittert und servil. Im Allgemeinen ist der innere Verkehr der europäischen Gesellschaft weniger durch gütiges Wohlwollen als durch Förmlichkeit und mehr durch herkömmlichen Brauch als durch Sympathie bezeichnet.

Ganz anders in Amerika. Dort war die Ungleichheit der verschiedenen Volksbestandtheile niemals ein anerkanntes oder gültiges Princip; die socialen Verhältnisse wurden niemals in willkürliche und starre Formen eingeknetet und keine Person galt als solche jemals mehr, als eine andere. In Amerika nahm die Gesellschaft von dem Punkte ihren Ausgang, welchem sie, wie der Schotte meint, und was in Deutschland Gervinus ausgesprochen hat, gegenwärtig in Europa zustrebt. Dort war von Anfang an bis heute die „Gleichheit" der Menschen der wahre Eckstein des gesellschaftlichen Gebäudes, und die Gesellschaft in Amerika ist ein untheilbares Ganze. Wenn in Europa Classen= und Ständeansichten vorherrschen, so findet man dagegen in Amerika eine allgemeine Gesellschaftsansicht. Dort giebt es keinen Menschen, der nicht die Stellung jedes andern vollkommen begriffe; jeder hat seinen Schlüssel zum Verständniß der Ansichten seines Nachbars, und schätzt dessen Sympathien nach seinen eigenen ab. Da keine willkürlich gesetzte oder geschichtlich gewordene Ungleichheit vorhanden ist, so fällt auch im Verkehr jeder Zwang weg, und da einer des andern Ansichten begreift und zu würdigen versteht, so erhält der gegenseitige Verkehr ein Gepräge von Güte und Herzlichkeit, welche man in Europa nur im innern Verkehr jedes einzelnen Standes antrifft.

Das fällt sogleich auch dem oberflächlichen Beobachter auf. Sogenannte gute Bekanntschaften und entfernte Freundschaften kommen in Amerika nicht häufig vor. Der Verkehr führt zur Freundschaft, oder er führt zu gar nichts; es widersteht dem Wesen des Amerikaners gegen Personen, die ihm gleichgültig sind, herzlich zu scheinen. Er hat weder Classensympathien noch Classenantipathien; sein gesellschaftlicher Kreis begreift das ganze Land, in welchem es gar keine „Höhergestellte", sondern nur Gleichgestellte giebt. Lediglich die höhere geistige Bildung und die feineren Formen bedingen einen Unterschied. Der

Amerikaner ist vor allen Dingen erst Amerikaner und nur in zweiter Linie ein Gentleman; die Verfeinerung ist bei ihm nicht die Lasur, welche das unter ihr befindliche verdeckt, sondern eine Politur, welche den rechten Kern stark hervortreten und ihn in besserm Lichte, immer aber in demselben Charakter erscheinen läßt. „Ich bin oft erstaunt gewesen, wie rasch der franke Verkehr der Amerikaner zu einem völlig zwanglosen Austausche von Ansichten und Meinungen unter Männern führte, die einander im Leben noch nie gesehen hatten. Aber wie könnte das auch anders sein, da es dem Georgier gar nicht schwer fällt, sich sogleich in die Lage eines Missouriers zu versetzen, und der Bewohner Louisianas in jenem vom Maine gleichsam nur sein Nebenstück sieht? Diese Unumwundenheit im Verkehr hat für den Fremden allerdings etwas Auffallendes, weil er den wahren Grund derselben nicht kennt; sie ist aber natürliches Ergebniß der Universalität der Meinungen und Sympathien in Amerika; und was man in England für zudringliche Unverschämtheit halten würde, ist in Amerika etwas ganz Natürliches. Wenn der Amerikaner mit einem Mann in Berührung kommt, den er nicht versteht oder der ihn nicht verstehen will, so kann er so zurückhaltend sein, wie nur irgend Jemand. Und so erklärt es sich auch, weshalb manche Reisende in Amerika, die ihre exclusiven Begriffe nicht in Europa zurückgelassen haben und in dem Mantel steifer Förmlichkeiten gehüllt die Union durchwandern, die Amerikaner so kalt finden."

In Amerika ist die Gleichheit für Alle da, nicht blos in den Augen des Gesetzes, sondern auch in der socialen Stellung. Es giebt keinen Rang, zu welchem ein Mann geboren ist, keine Stellung, von welcher man ihn ausschließen könnte; Nichts wird ererbt, Alles muß persönlich erworben werden. In der europäischen Gesellschaft haben die „höheren Stände" viele gesellschaftliche Vortheile schon an sich voraus; sie lernen spielend feinere Formen und die Erziehung hilft nach. Der

Amerikaner hat keinen höher Gestellten bei Seite zu schieben, er hat nicht nöthig, sich aus sogenannten Standesrücksichten Zwang aufzuerlegen; die amerikanische Gesellschaft hat die Aufgabe dahin zu trachten, daß sich nicht derartige Classen und Stände bilden, wie Europa sie hat. Wo gewaltige Reichthümer sich anhäufen, wird es immer seine Schwierigkeiten haben, im gesellschaftlichen Verkehr eine waagerechte Scala zu behaupten. Reichthum hat in Amerika großen Einfluß, und da der Kreis der Reichen sich täglich erweitert, so würde das gesellschaftliche Gleichgewicht bedroht erscheinen, wenn nicht Gegenwirkungen und entgegengesetzte Einflüsse vorhanden wären. Giebt es in Amerika viele reiche Leute, so giebt es dagegen nur wenig Arme, durch deren Mitwirkung die Reichen gegen die zwischen beiden Extremen in der Mitte stehenden Classen nachtheilig einzuwirken vermöchten. Eine eigentlich arme Classe im europäischen Sinn ist gar nicht vorhanden; es giebt keine Classe, deren Lage unverträglich wäre mit ihrer Unabhängigkeit.

So übt allerdings der Reichthum Einfluß, und wer ihn besitzt, hat nebenbei mehr Consideration als ein anderer; er hat aber, bis jetzt wenigstens, in Amerika noch gar keine Macht, das Wesentliche und Charakteristische der Gesellschaft, nämlich die auf allgemeine Unabhängigkeit gegründete Gleichheit, zu beeinträchtigen. Auch in der politischen Gleichheit Aller liegt ein Gegengewicht, welches den socialen Tendenzen des Reichthums widerstrebt. In der großen politischen Lotterie, welche täglich in Amerika gezogen wird, kann auch der Reichste nicht sagen, welche Nummer herauskommt. Und nicht die Reichsten sind es, welche den größten politischen Einfluß üben, sondern die geschäftigen Politiker, welche sich ins dichteste Gefecht wagen, und um Einfluß und ihre Zwecke zu erreichen, Zeit, Bequemlichkeit und häufig auch ihr besseres Selbst opfern. Mit solchen, oftmals nicht allzufeinen Concurrenten, wagt der Reiche nicht gern ein politisches Wettrennen; für ihn hat das Leben auch

noch anderweitigen Reiz, und er überläßt daher insgemein den energischen Leuten, den Professionspolitikern oder den Abenteurern den Kampfplatz. Wenn ihm aber daran liegt, einen ihm dienlichen politischen Zweck zu erreichen, so kann er dabei der Mithülfe seines weniger reichen Nachbars, der vielleicht ein Mann von großem politischen Einfluß ist, nicht entbehren. So trifft der Politiker mit dem Reichen auf einem neutralen Boden zusammen; hier ist wieder die Gleichheit hergestellt, die ohne die angedeuteten Umstände als gestört erschiene. Auf der politischen Arena erscheinen sehr oft Leute, die aus „den Tiefen der Gesellschaft" auftauchen; sie glauben auf derselben rascher vorwärts zu kommen, als wenn sie langsam und mühevoll nach Gelderwerb trachten. Der Kreis der Reichen empfängt täglich neuen Zuwachs aus allen Classen, eben so jener der Politiker von Profession, nnd so halten beide einander ein Gegengewicht. Faßt man diese Verhältnisse ins Auge, so wird der freie und rückhaltslose Verkehr, welcher äußerlich zwischen den verschiedenen Mitgliedern des Gemeinwesens besteht, nichts Auffallendes mehr haben. Von demselben schließen nur ungeeignetes Benehmen und ehrlose Handlungen aus. So lange das allgemeine Stimmrecht in Geltung bleibt, wird es in der Macht der nicht reichen Classen stehen, den Reicheren einen Riegel vorzuschieben, sobald diese exclusive Zwecke in Staat und Gesellschaft verfolgen wollten.

Es braucht wohl nicht erst ausdrücklich versichert zu werden, daß alles Gesagte sich nur auf die Gesellschaft im Großen und Allgemeinen bezieht. Auf das innere, häusliche Leben, auf den speciellen Verkehr, auf die Etikette im Besuchzimmer, auf den gesellschaftlichen Charakter innerhalb des einzelnen Hauses hat es keinen Bezug, sondern es gilt nur von dem socialen Volksleben im großen Ganzen. Das fashionable Leben in Amerika ist anders gestaltet, dieses aber bildet nur einen Zweig an dem großen Stamme.

In Amerika ist die „Lady", die Frau, der eigentliche Herr im Hause; dieses bildet ihre Sphäre, in welcher sie fast unbeschränkt und unbeeinträchtigt verfügt und gebietet; der Mann behält sich stillschweigend nur eine ferne Controle vor. Aber die Frau in Amerika kennt ihre Stellung und deren Pflichten, deshalb kann sie sich so frei und ungezwungen bewegen. Hier kommt eine merkwürdige Erscheinung vor. Die gesellschaftliche Stellung des Mannes ist in den gesellschaftlichen Beziehungen seiner Familie nicht etwa von hervorragender Bedeutung oder Wichtigkeit. Sein Thätigkeitskreis ist außerhalb des Hauses, dort im Gewühl des Lebens, wo Alle gleich sind und auf gleichem Fuße leben. Das hat aber mit dem innern Leben der Familie gar nichts zu schaffen. Nach außen Gleichheit; im Hause gilt Ausschließlichkeit. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ein Beamter, steht mit dem Grobschmied im besten Verkehr, aber seine Töchter kennen die Töchter des letztern gar nicht, oder gestehen es nicht ein, wenn es auch der Fall wäre. Das häusliche und Familienleben ist in Amerika eben so streng abgegrenzt, wie das sociale Leben in Europa. Darin giebt es keine Allgemeinheit, sondern fashionable Quartiere und fashionable Kreise. In diesen sind sie eben so exclusiv, wie dieselben Kreise in Europa. Man sollte meinen, daß in einem so ausgedehnten Lande, über welches eine im Verhältniß keineswegs starke Volksmenge zerstreut ist, eine solche Auffassung in den verschiedenen Landestheilen auch verschieden sein müsse. Das ist aber eigentlich nicht der Fall; sie ist so starr und verknöchert, wie in Europa, und junge amerikanische „Ladies" sind eben so albern hochnäsig, als irgend ein vornehmer Zieraffe in Europa. Es ist für die Draußenstehenden keineswegs eine leichte Sache, in einen solchen abgeschlossenen Kreis hinein zu dringen. Diejenige Familie, welche ein neues Mitglied einführt, ist für dessen gutes Benehmen und Achtbarkeit verantwortlich, und oft reicht die

Bürgschaft einer einzelnen Familie noch nicht hin, um in den Kreis zugelassen zu werden.

In größeren Städten, wo die Zahl der wissenschaftlich gebildeten und sorgfältig erzogenen Leute größer ist, und wo so zu sagen die Linien längst gezogen wurden, kann man dergleichen nicht gerade auffallend finden; dort trifft der Fashionable genug „Amusement", das ihm zusagt. Aber ganz dasselbe tritt in jeder neuen Stadt zu Tage, wenn auch noch gar keine Ungleichheit in den Verhältnissen vorhanden ist; und hier gerade erscheint dieses exclusive Wesen in seiner lächerlichsten Weise; diese neugebackenen Would be's werden geradezu albern. Man muß aber nicht vergessen, daß die Männer in Amerika sich um derlei Dinge so gut wie gar nicht bekümmern; sie arbeiten, während die Frauen und Töchter die Familie in die richtige gesellschaftliche Position zu bringen trachten.

Diese Ausschließlichkeit wird in keiner andern Stadt so weit getrieben, als in Philadelphia; in Boston, Neu-York und Baltimore bemerkt man sie auch, aber sie tritt bei Weitem nicht so schroff hervor, als in der Stadt der Bruderliebe. Hier forschen die Fashionables erst bis in das Allerkleinste nach, ehe sie den einlassen, welcher an ihre Thür klopft. Im Allgemeinen wird indessen der Fremde willig aufgenommen, wenn er von respectabeln Leuten empfohlen ist, und man hat in der Regel ein gutes Vorurtheil für ihn; doch in Philadelphia deckt ihn die Empfehlung allein nicht, er muß ihr durch seine Person Geltung verschaffen. Ist man aber einmal innerhalb dieses gesellschaftlichen Kreises, so findet man sich reichlich entschädigt. Denn man findet in ihm Intelligenz ohne Pendanterie oder Steifheit, und eine sehr belebte, aber keineswegs lärmende Unterhaltung. Diese Gesellschaft hat die guten Eigenschaften jener von Boston und Neu-Yorf in sich vereinigt. Doch fällt ein Affectiren mit literarischer Bildung auf. In Neu-York überwiegt der Handelsgeist alles Andere und bringt auch in die

„Gesellschaft" ein. Dort bilden reiche Handelsleute den Mittelpunkt; die Gesellschaft selbst erhält immer neue Bestandtheile und fluctuirt, je nachdem das Geldvermögen der Einzelnen steigt oder fällt. Die Eingangsthüren zum auserwählten Kreise sind wohlbewacht, aber nie geschlossen; es strömt ab und zu, und so ist innerhalb desselben mehr „Herz" als Verfeinerung; man findet mehr lustige Heiterkeit und nicht so viel Conventionelles als in Philadelphia, wo der Handelsgeist nicht Alles durchwuchert und wo literarische Bildung als ein nothwendiger Schmuck, als ein Zierrath des Lebens betrachtet wird, nicht aber als ein Geschäft. Unter einander haben die Philadelphier einen vortrefflichen Ton; sie sind familiär ohne anstößige Derbheit. Wer sie näher kennen lernt, wird das bestätigen.

Zwischen dem Norden und dem Süden in den Vereinigten Staaten ist der Unterschied vorhanden, daß in jenem das gesellige Leben im engern Sinne sich vorzugsweise in den Städten entwickelt, während es in diesem mehr auf das Land beschränkt ist. Das rührt von der verschiedenartigen Weise der Vertheilung des Eigenthums und noch anderen Verhältnissen her. Im Norden und Westen giebt es eigentlich keine „Landgesellschaft" (country society) in der einmal angenommenen Bedeutung des Wortes. Hier ist das Land in kleinere Theile gesondert und jeder Besitzer hat im Allgemeinen nur so viel Land, als er bearbeiten will oder kann. Die Landleute sind Farmer, Bauern, die selber bei der Arbeit mit zugreifen und nur wenig Zeit haben für höhere geistige Ausbildung. Man sieht, wenn man durch das Land reist, viele behagliche und zweckmäßige Wohnungen und landwirthschaftliche Gebäude, aber keine Herrenhäuser (mansions); es giebt keine Classe von Grundbesitzern, die man mit den europäischen Landedelleuten, dem Landadel, vergleichen könnte. Aus diesen Farmern im Norden und Westen wird man vorerst noch keine elegante Gesellschaft bilden können. Ich kannte einen Landwirth im

westlichen Neu-York, der ein hübsches Stück Land mit einem „Wasserprivilegium" erworben hatte, das er vortrefflich zu benutzen verstand, denn er war für die ganze Umgegend der „lustige Müller" geworden. Allmälig erwarb er ein für seine Verhältnisse ganz beträchtliches Vermögen. Auf Zureden seiner etwas prunksüchtigen Frau bauete er nun ein zweistöckiges Steinhaus neben das alte hölzerne, in welchem er manches Jahr gewohnt hatte. Als ich ihn kennen lernte, war das Steingebäude seit fünf Jahren fix und fertig; er hatte aber nur zwei Räume in demselben möblirt, nämlich ein großes Besuchzimmer für festliche und feierliche Gelegenheiten und ein Schlafzimmer für fremden Besuch. Nach wie vor wohnte, aß, trank und schlief die Familie in dem alten hölzernen Gebäude. Und so wird es unter ähnlichen Verhältnissen mehr oder weniger überall gehen. Diese Leute sind fleißig und mäßig und legen keinen hohen Werth auf schöne Häuser, feine Kleider und hübsche Equipagen. Die Bedürfnisse des verfeinerten Lebens finden sich hier nur sehr allmälig ein. Das gilt im Allgemeinen vom westlichen Neu-York, mit einigen Ausnahmen im obern Theile des Genesee-Thales, in den Ansiedelungen am Mohawk und Hudson.

Im Süden haben die Dinge eine ganz andere Gestalt. In Maryland, Virginien, beiden Carolina, Georgien und Florida, überhaupt in den sklavenhaltenden Staaten bilden die Landgüter größere Complexe, und die Besitzer derselben leben nicht in den Städten, sondern auf dem Lande. Baltimore zum Beispiel hat seine gesellschaftlichen Kreise, aber die Hauptgesellschaft, the chief society, von Maryland, findet man außerhalb der Städte, und die Hauptstadt Virginiens giebt nur ein schwaches Bild von der Gesellschaft dieses Staats. Im ländlichen Leben und Treiben der beiden genannten Staaten, und auch in Südcarolina, findet man noch manche Gewohnheiten und Neigungen, welche an die alte Colonialzeit und noch an das

englische Landleben erinnern. Man trifft manche große Pflanzungen, die manchmal viele Tausend Morgen Landes begreifen; auf ihnen wohnen die Besitzer mit ihren Familien in großen bequemen Herrenhäusern, in ländlichem Wohlstand und Ueberfluß, von einer Menge Sklaven umgeben. Sie selbst verrichten keine Handarbeit, leben verhältnißmäßig einsam, erhalten dann und wann Besuche von ihren Freunden und Nachbarn, und haben Muße genug, sich geistig auszubilden. Im geselligen Verkehr der südlichen atlantischen Staaten, namentlich in den drei eben genannten, herrschen sehr angenehme Umgangsformen, guter Ton, Elevation der Ansichten und gefällige Manieren neben einem socialen Aplomb, und das Alles in einer Vermischung, wie sie nur bei einer nicht von Sorgen und Arbeiten überhäuften Volksklasse vorkommen kann.

Hin und wieder wird die amerikanische Gesellschaft durch das kirchliche Sektenwesen zerklüftet. Es kommt vor, daß die Anhänger der einen Sekte mit jenen einer andern gar keinen geselligen Verkehr unterhalten. Der bekannte theologische Haß, das Odium theologicum, hat aber mit dieser Entfremdung nur wenig zu schaffen; dieselbe entsteht mehr daraus, daß jede Congregation wegen ihrer religiösen Obliegenheiten und Versammlungen sich gleichsam von selbst mehr auf sich beschränkt. Zwischen Prayer-Meetings, und Bibelgesellschafts-Meetings, und Dorcas-Society-Meetings, und Sonntagsschullehrer-Meetings besteht eine innige Verbindung; man findet sich in den Wochentagen bald zu dem einen, bald zu dem andern Zwecke zusammen, und hat so viele gemeinschaftliche Corporationsinteressen, daß man bald gegen jene anderer Gemeinden gleichgültig wird. Namentlich die Dorcas-Societies sind bei den Frauen mit stark ausgeprägter religiöser Neigung sehr beliebt; es handelt sich dabei auch um wohlthätige Zwecke. Die Ladies einer Congregation, sowohl verheirathete, als solche, die erst noch heirathen wollen, und zwar die Letzteren in über-

wiegender Mehrzahl, kommen reihum in ihren Behausungen, und zwar schon früh am Nachmittage, zusammen und nähen fleißig bis zum Abend. Dann finden sich die jungen Herren ein und trinken Thee oder Kaffee, nachher folgt „a snug little party“ mit einem guten Theil Flirtation, zu Deutsch Liebelei und Kokettiren, und zum Schlusse wird gebetet. Die jungen Herren begleiten die jungen Damen nach Hause, beurlauben sich, und man trifft sich in der nächsten Woche unter denselben Verhältnissen wieder.

Der Parteigeist steigert sich in den Vereinigten Staaten manchmal bis zur Bitterkeit, doch wirkt er nur selten in störender Weise auf die gesellschaftlichen Beziehungen ein, schon deshalb nicht, weil die Damen nicht dulden, daß die Kreise, in welchen sie zu geselliger Unterhaltung sich zusammenfinden, durch politische Streitigkeiten gestört werden. Väter, Brüder, Ehemänner mögen sich in ihren politischen Turnieren noch so heftig befehden; die Frauen, Schwestern und Töchter kommen darum doch nach wie vor unter demselben Dache freundlich zusammen und singen und kichern mit einander auf die harmloseste Weise.

Dem Fremden fällt in Amerika ganz besonders die hervorragende Stellung auf, welche die jungen Ladies einnehmen. In Europa halten sie sich mehr im Hintergrunde und dominiren nicht, in Amerika stehen sie dagegen im Vordergrunde und sind Alles in Allem. Sie schicken oft die Einladungskarten herum, auf denen es dann statt Herr und Frau N. nur heißt: Fräulein N. Die Mutter wird immer und allemal durch ihre Töchter in Schatten gestellt. Ich weiß, daß Gesellschaften gegeben wurden, in denen sie gar nicht erschien. Sie hatte beim Anordnen und Einrichten geholfen und sich weiter gar nicht sehen lassen. Das findet man auch ganz in der Ordnung; Mama bleibt im Nebenzimmer und hilft das Abendessen anrichten. Das Uebrige besorgen die jungen La-

dies, sie empfangen die Eingeladenen und Alles geht auch vortrefflich und in der Ordnung. Denn eben durch solche Unabhängigkeit gewinnt die junge Amerikanerin ein sicheres Wesen, self reliance. Wenn der junge Gentleman einen Besuch macht, so fragt er der Form halber allerdings nach der Frau vom Hause, und tritt dann bei den jungen Ladies ein. Es ist nicht einmal lange Bekanntschaft nöthig, um mit ihnen auf einen freundlich vertraulichen Fuß zu kommen. Man wird in einer Gesellschaft bei einer jungen Lady eingeführt, tanzt mit ihr, schwatzt ein wenig, und gefällt man ihr, so wird man gebeten sie wieder zu besuchen, natürlich mit der Redewendung: „Wir werden sehr erfreut sein, Sie wieder bei uns zu sehen."

Das Alles hat seine Annehmlichkeit, aber auch seine Schattenseite. Es kommt in die Gesellschaft ein etwas frivoler Anstrich, der besser nicht vorhanden wäre. Aber wenn naseweise, muntere Backfische (pert young Misses) von sechszehn Jahren die Hauptrolle spielen, so kann man nichts anders erwarten. Gerade die jüngeren Mädchen spielen diese Hauptrolle und geben den Ton an. Sie leben sehr abgeschlossen, bis sie in die Gesellschaft treten, dann aber fühlen sie sich. Es hat manchmal etwas Peinliches, den frivolen Charakter eines amerikanischen geselligen Kreises zu betrachten; da ist keine Ruhe und keine Gemessenheit; die Wenigen, welche einen andern und bessern Ton einführen möchten, dringen den Unreifen gegenüber nicht durch. So erscheint die Gesellschaft in Amerika gleich einem jungen Füllen, das der Zähmung bedarf. Es wird in dieser Beziehung schwer werden, Abhülfe zu schaffen.

Die Folge dieser Uebelstände ist, daß sowohl Männer wie Frauen von intellectuellem Geschmack, die eine ruhigere, gleichmäßige Unterhaltung lieben, sich mehr oder weniger von der sogenannten Gesellschaft fern halten. Daher nimmt die Unterhaltung in derselben nur selten eine besonnene, vernünftige Wendung; sie dreht sich meist um Gemeinplätze, Späße, Com=

plimente; sie ist alltäglich und es wird zu viel gelacht, namentlich auf weiblicher Seite. Mit den Männern verhält es sich nicht besser; die meisten stehen auch in Bezug auf geistige Entwickelung und feinere gesellige Bildung auf gleicher Stufe mit ihren weiblichen Bekannten. In allen civilisirten Staaten liegt viel in den Händen und in der Macht der Frauen; sie können, wenn sie wollen, ungemein wohlthätig wirken. Aber in Amerika steht der Mann von höherer geistiger Durchbildung vergleichungsweise ziemlich vereinsamt da, weil er sich nicht auf das allgemeine niedrige Niveau herabschrauben kann. Allerdings schätzen die Amerikaner das Talent, und halten den bedeutenden Mann in hoher Achtung, aber sie halten sich mit dieser Verehrung mehr in weiter Ferne, und finden es bequemer, mit ihm nicht in allzunahe Berührung zu kommen. Falls er an ihren Reunionen wirklich einmal theilnimmt, so werden sie es ihm sehr Dank wissen, wenn er seine ausgezeichneten Eigenschaften unter dem Scheffel hält. Ich sah Senatoren, die das recht wohl wußten und die lustige Person spielten, um sich den kichernden Backfischen angenehm zu machen.

Im Allgemeinen kann man den Satz aufstellen, daß in Amerika die Männer in Bezug auf geistige Ausbildung und moralische Verfeinerung weit hinter den Frauen zurückstehen. Die meisten kommen schon sehr früh in's „Geschäft", bevor noch ihr Charakter ein Gepräge, ihr Geschmack Ausbildung gewonnen hat. Der Eifer, mit welchem sie sich ihrem Geschäfts- oder Gewerbszweige hingeben, läßt sie nicht zu höherer geistiger Ausbildung gelangen. Die „Gesellschaft" hat von solchen Leuten keine Bereicherung zu hoffen; sie behält einen rauhen Zuschnitt, und was noch schlimmer, sie ist nicht progressiv. Hier könnten allein die höher gebildeten Frauen die Dinge zum Besten lenken; diese begreifen recht wohl, woran es fehlt und was mangelt, sind aber nicht energisch genug, die Sache

anzugreifen. So lange die Backfische die Hauptrolle spielen, wird es nicht besser werden.

Jetzt widmet man in den geselligen Kreisen den verheiratheten Frauen nur geringe Aufmerksamkeit. Sie können jung, schön, liebenswürdig, und noch vor einigen Wochen Sterne ersten Ranges gewesen sein, — sobald sie verheirathet sind, werden sie auf das Sims gelegt: laid on the shelf, so lautet der Kunstausdruck. Eben so eigenthümlich ist die Erziehung der amerikanischen Mädchen. Sie können sich von Jugend auf vollkommen frei bewegen, aber man gewöhnt sie auch von früh an, sich auf sich selbst zu verlassen. Hier ist die Welt kein Buch mit sieben Siegeln. Sie begreifen bald ihre Lage, müssen ihre Kräfte prüfen, lernen die Gefahren kennen, von welchen sie umgeben sind, und gewinnen schon in jungen Jahren weit mehr Haltung und Charakter als die Europäerinnen; sie handeln für sich selbst, wenn diese noch am moralischen Leitbande gehalten werden. Kämen sie nun nicht so früh in die Gesellschaft, so würde diese nur dabei gewinnen können. Ob bei solcher Frühreife das Herz nicht auf Kosten der Charakterbildung beeinträchtigt wird, das ist eine andere Frage.

Der Verkehr zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts wird durch keine Schranke gehindert, und diese Freiheit wird nicht so häufig gemißbraucht, als man wohl annehmen könnte. Ein junger Mann ladet eine junge Dame zum Spazierengehen und zum Spazierenfahren ein; ob sie die Einladung annehmen will oder nicht, das hängt lediglich von ihr ab; er begleitet sie aus einer Gesellschaft oder einem Concert nach Hause; ihre Mutter und Schwester gehen inzwischen auf einem andern Wege heim. Was man in Europa für ungeeignet hält, erscheint in Amerika ganz in der Ordnung und dem Anstande gemäß, weil eben die Amerikanerin schon früh selbständig wird und weil die Devotion der Männer vor den Damen wirklich etwas Donquixotesches hat. Man begegnet denselben, und das

ist löblich, mit der größten Hochachtung, aber nicht selten bevorzugt man sie in der allerübertriebensten Weise und giebt allen ihren Launen und Einfällen nach.

Man hat den Amerikanerinnen Prüderie vorgeworfen. Es ist richtig, daß dieselbe in einzelnen Theilen, namentlich da, wo noch der alte Puritanismus in seiner Strenge sich erhalten hat, vorkommt; aber auch sie findet ihre Gegensätze. „Vor einigen Jahren war die Stadt Newport in Rhode Island als Seebad in Mode gekommen. Ich hielt mich einige Wochen dort auf. Gleich am ersten Tage, als ich mit einem Freunde am Ufer auf- und abging, begegnete uns eine Partie Damen und Herren, denen mich mein Begleiter vorstellte. Nachdem wir uns einige Minuten unterhalten, machte eine der Damen uns den Vorschlag, mit in's Bad zu gehen. Ich überzeugte mich nachher, daß in dieser Aufforderung gar nichts Ungewöhnliches lag. Für Herren und Damen sind verschiedene Räume zum Auskleiden vorhanden; man zieht Badekleider an, geht in's Wasser, und vierzig bis funfzig Männlein und Fräulein fassen einander an die Hand und erfreuen sich des Wellenschlages der Brandung. Hier lag ein antipuritanisches Extrem vor. Im Ganzen und Allgemeinen sind aber die Amerikaner auch nicht extrem, und man muß sich hüten, beim Urtheilfällen zu generalisiren."

Die Amerikaner heirathen sehr früh, und auch dieser Umstand wirkt sichtlich auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ein. Es hat für einen Europäer allerdings etwas Auffallendes, wenn er sieht, daß Knaben und Mädchen, welche kaum die Schule verlassen haben, als Mann und Frau auftreten. Aber in einem neuen Lande, wo Raum genug für Alle ist, und wo Jeder, wenn er nur fleißig und geschickt ist, sein gutes Fortkommen findet, sind frühe Heirathen nicht nur erklärlich und zulässig, sondern auch wünschenswerth. Aber man übertreibt in Amerika, und auf Schritt und Tritt begegnen wir Einem Ehepaare, die wirklich kaum den Kinderschuhen entwachsen sind. Eine Verhei-

rathung bedingt aber dort noch kein häusliches Leben und keine häuslichen Einrichtungen in europäischer Weise, denn das Paar wohnt vorerst in einem Hotel oder Kosthause; diese sind in allen Städten in Menge vorhanden, und die Hälfte ihrer Insassen besteht aus jungen Ehepaaren. Den jungen Frauen sagt das wirthshäusliche Leben zu; es hat für sie etwas Anregendes und sichert sie vor Langeweile; sie haben wenig zu arbeiten und für wenig zu sorgen, da alle Augenblicke Aufwärter genug zur Hand sind; außerdem ist die Tafel immer reichlich mit guten Speisen besetzt. In einem eigenen Hause führt dagegen die Amerikanerin ein mehr abgeschlossenes Leben; nachdem sie mit ihrem Manne gefrühstückt hat, geht dieser in's Geschäft und läßt sie bis zum Mittagessen allein; dann eilt er wieder in's Geschäft und kommt erst Abends zurück. Wohnt aber das Paar in einem Hotel, so hat doch die Frau „Zeitvertreib", wenn der Mann nicht daheim ist. Sie empfängt Besuche und unterhält sich mit jungen oder alten Herren in ihren Zimmern. Daß ein solches Leben in manchen Fällen nicht ohne Gefahr für die Sittlichkeit ist, liegt auf der flachen Hand. Es kann aber nicht ewig währen und am Ende muß die Amerikanerin doch Anstalt machen, sich ihren eigenen Hausstand zu gründen, was denn freilich mancher recht schwer ankommt.

Die Amerikanerinnen lieben die Musik, und manche leisten darin etwas Tüchtiges; auch tanzen sie gern, was den Presbyterianern im Norden für eine Sünde gilt, über welche die Kirche ihren Fluch ausgesprochen hat. Ich war einmal gegenwärtig, als sämmtliche Presbyterianer die Gesellschaft verließen, sobald das Tanzen anfing.

Der oben genannte Schotte erwähnt des Verhältnisses zwischen Herrschaften und Dienstleuten. In England ist der Abstand zwischen Beiden viel größer als in Amerika; dort steht der Herr höher, der Diener tiefer; aber in Amerika giebt es zwischen Beiden eine Linie, welche nicht überschritten werden

darf. Wenn hier das Verhältniß nicht so strenge Formen hat, so kommt es daher, daß Herr und Diener wohl wissen, wie bald der Letztere auch seinerseits ein selbständiger Mann sein wird. Denn mit Ausnahme der Sklavenstaaten giebt es in Amerika keine dienende Classe, das heißt eine solche, deren Individuen zeitlebens in ein und demselben dienstlichen Abhängigkeitsverhältnisse zu der Herrschaft bleiben. So lange Jemand dient oder „hilft", wie man sich ausdrückt, ist er auch ein Diener, obwohl kein so abhängiger wie in Europa. Er mag nicht so leicht zu behandeln sein wie in Europa, aber sobald er sich ungehorsam zeigt, wird er entlassen. In neuen Gegenden, wo noch Alles einfach hergeht, leben wohl häufig Herr und Diener auf ganz gleichem Fuße, aber das ist mehr oder weniger auch unter ähnlichen Verhältnissen in Europa der Fall; wie es denn thörig wäre, eine Scheidungslinie zwischen Individuen zu ziehen, wo sich schon in Folge gleicher Beschäftigung eine gewisse Gleichheit von selbst herausstellt.

In einem Volke, das aus so mannichfachen Bestandtheilen zusammengesetzt und über ein so weites Land verbreitet ist, findet man begreiflicherweise die verschiedensten Stufen gesellschaftlicher Entwickelung und eine große Verschiedenheit des Charakters. Es ist ein sehr buntfarbiges moralisches Gemälde. Der Hinterwäldler am Wabasch und Miami hat andere Züge und Eigenthümlichkeiten, als der leichtaufwallende, stürmische Südländer, oder der trockene Neu-Engländer. Man muß sich auch hier vor dem Verallgemeinern hüten. Mit Recht tadelt man die abscheuliche Art der Zweikämpfe, welche im Süden so oft vorkommen; aber wenn es richtig ist, daß auf dem Mississippi so viele Dampfboote verunglücken, so ist das doch auf dem Hudson nicht der Fall. Gerade im Norden hegt man gründlichen Abscheu vor der Duellwuth der Südländer, die ganz besonders in Virginien die Empfindlichkeit bis zum Krankhaften steigern. Das deutet auf keine gesunden moralischen Zustände;

denn entsteht ein Duell, so nehmen auf beiden Seiten Freunde, Bekannte, Verwandte, Frauen und Männer an dem sogenannten Ehrenhandel lebhaften Antheil.

Herr Mackay sagt über die amerikanische Schönheit: „In zwei Punkten steht sie unübertroffen da, in der klassischen Reinheit und Delikatesse der Gestalt und dem vollendeten Ebenmaße und der Kleinheit von Hand und Fuß. Namentlich sind in dieser letztern Beziehung die amerikanischen Damen beneidenswerth. Ich habe selten eine sorgfältig erzogene Amerikanerin gesehen, die nicht eine kleine Hand gehabt hätte, und dem Fuß einer maryländischen Dame ist nicht leicht etwas an die Seite zu stellen. Das wissen sie auch, und deshalb kokettiren sie am meisten mit dem Fuße. Dagegen fehlt den Amerikanerinnen die schön abgerundete Form. Das gilt freilich nicht von Neu-England und den gebirgigen Gegenden von Pennsylvanien und Maryland; dort kann die Amerikanerin an Rundung mit den Europäerinnen sich messen; aber anderwärts und im Allgemeinen hat sie etwas Allzuschmächtiges und Schlaffes, zum Theil wohl deshalb, weil sie körperliche Uebung und Bewegung scheut. Ein englisches Mädchen macht sich in einem Morgen mehr Bewegung, ohne über Ermüdung zu klagen, als eine Amerikanerin im Laufe des ganzen Tages. Deshalb schwindet auch die amerikanische Schönheit eher hinweg, namentlich im Süden, wo die Blume verwelkt, ehe sie noch recht zum Aufbrechen gekommen ist. Dagegen dauert sie im Norden und Nordosten lange an; das gilt von allen Landestheilen im Norden des Potomac und im Osten der Seen, und namentlich in Philadelphia habe ich unübertroffene Schönheiten in reiferm Alter gesehen."

Ueber diesen letztern Punkt ist in der neuern Zeit viel hin und her gestritten worden. Von Seiten der Engländer wird den amerikanischen Weibern vorgeworfen, daß sie in Folge einer unzweckmäßigen Erziehung körperlich zurückgingen, und die

Amerikaner haben zugestanden, daß das in den großen atlantischen Städten allerdings der Fall sei. Sehr unbefangen und sachkundig hat sich darüber ein deutscher Arzt in Neu-York, Dr. Gustav Blöde, ausgesprochen, dessen Bemerkungen mir ein nun verstorbener Freund, Hermann E. Ludewig, mit der Bitte überschickt hat, gelegentlich der von diesem erfahrenen und scharf beobachtenden Mann aufgestellten Ansichten zu erwähnen. Sie laufen im Wesentlichen auf Folgendes hinaus:

Die Amerikanerin der vereinigten Staaten von angelsächsischer Abkunft ist im Allgemeinen, im Durchschnitt, weder durch besondere Schönheit, noch Fülle, noch Zartheit oder Kraft ausgezeichnet, obgleich alle diese Eigenschaften bei einzelnen Individuen allerdings vorkommen. Allein es ist nicht zu läugnen, daß die Amerikanerin in physischer Hinsicht hoch steht, als nationale Erscheinung, und sie würde noch höher stehen, wenn nicht ihre Erziehung eine Reihenfolge von Mängeln und Fehlern darböte. Wer noch daran zweifeln möchte, ob in Nordamerika auch in physischer Beziehung eine neue Nationalität im Entstehen begriffen sei, der möge nur das Weib aller Classen scharf in's Auge fassen. Sie ist ein Erzeugniß der Mischung verschiedener Volksthümlichkeiten der alten Welt im Verein mit dem langsam aber sicher und rastlos schaffenden Einflusse von Boden und Klima.

Das amerikanische Weib hat in seiner äußern Erscheinung offenbar mehr nationalen Charakter als der amerikanische Mann. Während dieser, namentlich in den großen Städten, noch wenig Anhalt für einen nationalen Typus zeigt, und die Typen seiner Mischungselemente noch deutlicher an sich trägt, nimmt man beim Weibe mehr ausgeprägte Kennzeichen eines neuen, man kann sagen National-Habitus wahr, und dieser ist wohl eine Folge der größern Eindrucksfähigkeit für die Einflüsse des Bodens und Klima's. Die Nordamerikanerin ist weder Engländerin, noch Deutsche, noch Französin oder Spanierin, sondern

eine zu einer Nuance zusammengeschmolzene Mischung dieser und anderer Nationalitäten mit einem aus der Mehrzahl wieder zu erkennenden Typus, den man eben nur als den national-amerikanischen bezeichnen kann. Das Charakteristische desselben ist weder hervorstechende Schönheit oder Zartheit und Weichheit, noch Fülle oder Sinnlichkeit, es ist vielmehr eine Hinneigung zum Männlichen, Selbständigen, Verständigen, Ueberlegten, ein Vorherrschen des Ausdrucks über die Form. Der Wuchs der Amerikanerin geht durchschnittlich mehr in die Länge als in die Fülle; mittelgroße und übermittelgroße Figuren mit mäßiger, selbst mangelhafter Fülle sind vorherrschend. Aber davon abgesehen, ist die Körperbildung selbst untadelhaft. Das Verhältniß der Breite von Schulter zu Schulter zu der von Hüfte zu Hüfte ist das den Schönheitsregeln der Alten entsprechende, wonach diese jene überwiegen soll, während der schöne männliche Körper die entgegengesetzten Maaßverhältnisse beansprucht. Die Amerikanerin ist zur Erfüllung aller Mutterpflichten besonders tüchtig und geschickt, gebiert leicht und glücklich und säugt drei- bis viermal so lange als die Europäerin. Eine Folge der glücklichen Verhältnisse des Baues und ein besonderer Reiz der Amerikanerin ist ihre angeborene gute Haltung des Oberkörpers, ihr schönes Bewegen der Beine und Setzen der Füße, ihr hübscher Gang. Dieser ist nicht hervorstechend anmuthig oder kokett, wie jener der Französin, noch kraftvoll, wie bei der Römerin, aber er ist ausgezeichnet anständig, schön, selbstbewußt und würdevoll. Und dieses Merkmal finden wir durch alle Stände wieder. Die Farmersfrau, welche mit dem Milchkübel über den Hof schreitet, setzt Beine und Füße eben so anständig schön, wie die Modedame in der großen Stadt. Schon an den jüngsten Mädchen auch der ärmeren Classen kann man diese auszeichnenden Eigenschaften beobachten; noch ehe sie tanzen gelernt haben, setzen sie die Füße wie zum Ballet, und alle ihre Bewegungen sind fein und

gebildet, ohne gebildet worden zu sein. Freilich treten in Gang und Haltung vieler Frauen die Eigenschaften der Würde und des Selbstbewußtseins nicht selten allzumerklich auf Kosten der Anmuth und Weiblichkeit hervor, während man von dem männlichen Geschlechte nicht dasselbe sagen kann; dasselbe nimmt sich entschieden unvortheilhafter aus als die Frauen, die viel „vornehmer" erscheinen als die Männer. Das weibliche Geschlecht wird leichter und schneller amerikanisirt als das männliche, welches die Typen seines verschiedenen europäischen Ursprungs länger beibehält.

Die Köpfe der nordamerikanischen Frauen sind in Größe und Gestalt wohl proportionirt; das Gesicht ist länglich und wohlgestaltet, die Verhältnisse sind angenehm, aber der Ausdruck ist zu vorherrschend verständig, intelligent, männlich, selbstständig; und die überwiegende Mehrzahl hat zu große und in Form und Bau zu männliche Nasen. Da, wo dieser „Beherrscher der Physiognomie" sich durch Größe und Schärfe der Form bemerkbar macht, kann man das Ideal ächt weiblicher Schönheit nicht finden. Die Schönheit der Amerikanerin wird insgemein durch die männliche Größe und Form der Nase beeinträchtigt, welche ihrem Gesicht vorwiegend den Charakter der Intelligenz und Willenskraft aufdrückt. Dieser harmonirt allerdings mit Gang und Haltung, ist aber nicht geeignet, die Amerikanerin bei übrigens schöner Grundbildung und Anlage als das Urbild weiblicher Schönheit erkennen zu lassen, als deren Hauptmomente man Milde, Weichheit und harmonische Fülle zu bezeichnen hat. Auch trägt die starke Nase nicht wenig zu dem bekannten etwas frühen Verfall der amerikanischen Schönheit bei.

In genauer Uebereinstimmung mit diesen Formeigenthümlichkeiten steht das Colorit. So selten wir durchschnittlich an Amerikanerinnen üppiger Fülle und Weichheit der Form begegnen, eben so wenig ist saftige, blühende Frische der Haut

bei ihnen zu finden. Haar und Auge sind vorherrschend dunkel, die Haut entbehrt der rosigen Färbung, und wahrhaft blühenden Mädchen begegnet man selbst im Alter der ersten frischen Blüthe nur ausnahmsweise. Daß für Färbung und übrige Beschaffenheit der Haut klimatische Einflüsse ganz besonders entscheidend sind, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Wir können nicht der Ansicht beipflichten, daß durch bloßen selbst Jahrtausende hindurch fortwirkenden Einfluß die Farbenunterschiede der verschiedenen Racen entstanden seien, oder daß noch jetzt durch dasselbe Agens eine Race in die andere hinübergeführt werden könne. Eine solche Ansicht ist durchaus unbegründet und vollkommen irrig. Dagegen steht außer Zweifel, daß der Einfluß des Klima's auf Färbung, Dichtigkeit und Elasticität der Haut von großem Einflusse ist.

Die äußere Erscheinung der Amerikanerin ist ohne Zweifel anziehend, national-charakteristisch und interessant; aber eben so unzweifelhaft ist die ungemeine Flüchtigkeit und kurze Dauer ihrer Schönheit, ihr frühzeitiges Alter. Ein canadisches Blatt hat einmal von den Amerikanerinnen gesagt, sie seien reizend mit sechszehn Jahren, verblüht mit zwanzig, zahnlos mit fünfundzwanzig und häßlich mit dreißig Jahren. Darin liegt allerdings einige Uebertreibung, aber allzuweit ist dieser Ausspruch von der Wahrheit nicht entfernt. Man sollte die Frage in's Auge fassen, ob dieser ungemein rasche Verfall der weiblichen Schönheit nur eine Thatsache der neuern Zeit ist, oder ob er seit Gründung der Kolonien beobachtet wurde, also: ob die Ursachen mehr klimatischer oder socialer Natur sind? Wir möchten annehmen, daß beide Factoren zusammenwirken. Daß die Ursachen nicht lediglich klimatischer Beschaffenheit sind, möchte das Beispiel Canada's beweisen, wo jener rasche Verfall nicht beobachtet wird, während doch das Klima, abgesehen von den Breitengraden, nicht gerade specifisch von jenem der Vereinigten Staaten verschieden ist; denn im Allgemeinen finden wir dort dieselben

Verhältnisse von Land und Meer, und theilweise wenigstens dieselben Extreme der Temperatur. Also müssen starke sociale Einflüsse zu dem raschen Verfall der Schönheit bei den Amerikanerinnen der Vereinigten Staaten mitwirken, welche in Erziehung und Lebensweise begründet sind, und der zerstörenden Eigenschaft des Klima's nicht etwa entgegenwirken, sondern ihm in die Hände arbeiten.

Das Klima von Nordamerika enthält bekanntlich im Verhältniß zu den geographischen Breitengraden seiner Lage die äußersten Extreme in sich, welche, nicht wie in Centralamerika, Mexico ꝛc., über einander, sondern unter einander vorkommen, und denen man also nicht ausweichen kann. Im Laufe von sechs bis acht Monaten zeigt der Thermometer tropische Hitze und Polarkälte. Außerdem ist die Atmosphäre in Folge der großen Breite und Ausdehnung des Festlandes, in welches der Ocean nicht tief eindringt, von einer großen Trockenheit und Schärfe des Lichtes, welche zwar der Anfertigung von Lichtbildern günstig, aber für die Entwickelung und Schönheit der Haut nicht förderlich ist. Diese klimatischen Eigenthümlichkeiten sind im Ganzen nicht entschieden nachtheilig (die statistischen Thatsachen weisen in Betreff der Lebensdauer sehr günstige Ergebnisse nach), sie erscheinen vielmehr im Verein mit entsprechender Lebensweise und Gewohnheit ganz geeignet zu sein, eine gewisse trockene, sehnige, harte und widerstandsfähige Organisation zu begünstigen. Allein das sind Momente, welche wohl dem Körper des Mannes frommen, nicht aber jenem der Frauen. Wie wir bei dem Wachsen, Blühen und Reifen der amerikanischen Gewächse eine fast nur schußartige Entwickelung wahrnehmen, so beobachten wir dasselbe an dem Entwickeln, Blühen und Reifen desjenigen Geschlechtes, bei dem ja, wie uns die Physiologie lehrt, die vegetative Sphäre vorherrscht, welches deshalb der Pflanze und ihrer Natur näher steht, und aus demselben Grunde von den Ein=

flüssen des Klima's abhängiger ist, als die widerstandsfähigere Organisation des Mannes, bei welchem das animale Leben überwiegt. So wie die schönste Getreideart der westlichen Erdhälfte, der ächt nationale Mais, in wenig Monaten sproßt, grünt, zu üppiger Länge aufschießt und reichliche Früchte trägt, so schießt auch das amerikanische Weib auf in rascher, frühreifer Entwickelung zu kurzer Blüthe- und Fruchtzeit, längerm Verfall und oft frühzeitigem Tode.

Diesen elementarischen Einflüssen arbeitet die Erziehung, wie sie ist, nicht entgegen, sondern in die Hände. Eine nationale Erziehung fehlt. Wenn die Amerikaner glauben, mit ihrem Freischulwesen ein System nationaler Erziehung begründet zu haben, so ist das offenbar ein Irrthum, welcher auf ihrer bekannten Neigung zur Selbstüberschätzung beruht. Die eigentliche Erziehung der männlichen wie der weiblichen Jugend liegt bei ihnen in einer Weise im Argen, welche bei einer auf ihre Vorzüge stolzen und eifersüchtigen Republik wahrhaft überraschen muß. Ein Vortheil, die physische Ausbildung und Erziehung, fehlt den Amerikanern völlig. Man glaubt diesen Theil der Bildung dem eigenen Triebe der Jugend überlassen zu können, und bedenkt nicht, daß nur die geregelte, gebildete Kraft wirkliche nutzbare Kraft ist, daß diese in vielen Fällen erst geweckt und durch Uebung gesteigert werden muß, daß ein gesunder Körper die Vorbedingung normaler Geistes- und Gemüthsthätigkeit ist, und daß vor Allem in einem Freistaate, dessen Bestehen und Gedeihen auf dem Bestehen und Gedeihen jedes Einzelnen beruht, ein System harmonischer Erziehung des Körpers und Geistes die sichere Gewähr der Freiheit und der Zukunft ist Die Deutschen turnen; aber legt der Amerikaner den auf harmonische Bildung gerichteten Bestrebungen seiner deutschen Mitbürger einen höhern Werth bei, als etwa den der Spielerei und Schaustellung? Einzelne mögen allerdings eine bessere Einsicht haben; aber wo ist in der Union

ein Staat oder auch nur eine Gemeinde, welche zur Anerkennung nicht nur der Wichtigkeit, sondern auch der gebieterischen Nothwendigkeit einer systematischen Erziehung auch des physischen Menschen durchgedrungen wäre, und zu reformatorischen Bewegungen in dieser Richtung auch nur die ersten Schritte gethan hätte? Die Bildung der amerikanischen Jugend ist nur einseitig auf die Ausbildung der Verstandsanlagen, die Erwerbung von Kenntnissen im engern Sinne gerichtet, und das gilt eben so wohl von dem öffentlichen Schulsystem, als von Privatanstalten, und vom männlichen wie vom weiblichen Geschlecht.

Die weibliche Jugend wird von Kindesbeinen an in die spanischen Stiefeln sogenannter guter Sitte eingeschnürt, zu sittsamem Gehen und Stehen mit wohlgesetzten Füßen in und außer dem Hause angehalten und nicht selten gilt ein rasches Laufen für einen Verstoß. Ueber Seilspringen und Reifenwerfen, und später die Erlernung von Polka und Quadrille, geht ihre körperliche Ausbildung selten hinaus. Und dieses wenige wird durch angestrengte geistige Beschäftigung mit einer Unzahl von Unterrichtsgegenständen in „Primary- und High-Schools, Young Ladies Seminaries, Colleges und Academies“ oft bis in die zwanziger Jahre fortgesetzt und in Verbindung mit der übrigen verkehrten Lebensweise zu einem förmlichen Nichts reducirt. Auf Rechnung des Mangels einer kräftigenden physischen Pflege sind offenbar die vielen Auswüchse und Krankheitssymptome zu setzen, welche das geistige, gemüthliche und physische Leben des weiblichen Geschlechts namentlich in Nordamerika darbietet, und Niemand weiß besser als der Arzt, wie wenig wahrhaft gesunde Frauen es dort in Stadt und Land gibt. Eine Reform müßte sich nicht blos auf die Erziehung im engern Sinne, sondern auf die Sitte und Lebensweise selbst erstrecken. Die Canadier sagen von den amerikanischen Frauen, sie brächten ihr Leben zwischen Bett und Schaukelstuhl zu,

und wenn wir für einen Theil derselben die Kirche, für einen andern das „Schopping-Gehen" (das heißt in den Läden der Modewaarenhändler den neuangekommenen Putz und die Kleiderstoffe betrachten) hinzufügen, dann werden wir eben nicht weit von der Wahrheit sein. Während die Engländerin reitet, die Deutsche spazieren geht und Fußreisen macht, die Französin bei Stadt- und Landpartien tanzt und springt, wiegt sich die Amerikanerin, je nach ihrer Richtung, mit einem Andachtsbuch oder einer Modenovelle, im Schaukelstuhl, und blickt, das Köpfchen mit gelangweiltem Ausdruck in die Hand gestützt, durch die blanken Spiegelscheiben des „Front Parlours". Einige „fashionable Picknicks" mit den unvermeidlichen Bergen von „Ice Cream and Cakes", eine Badereise, oder ein „Trip zu den Falls", das heißt ein Ausflug zu den Wasserfällen des Niagara, das sind die einzigen Gelegenheiten, bei welchen die „Republican Lady" etwas anderes zu sehen bekommt als die glatten Marmorsimse des Kamins, die breiten Goldrahmen des Spiegels oder die schneeige Leinwand und polirten Bettpfosten in ihrem Schlafgemach; nicht zu vergessen die kahlen, glattgegypsten Wände, gefirnißten Sitze und bunten Teppiche der Andachtshäuser.

Ich kenne keine Nation, bei welcher der Sinn für Natur und Naturgenuß so gering wäre, welcher der Begriff des Spazierengehens um seiner selbst willen so mangelte, als die Amerikaner, für welche selbst bei ihren Erholungsreisen und „Pleasure Trips" der „Comfort" und dessen Tempel, nämlich die fünf- bis sechsstöckigen Hotels mit den drei unabwendbaren Mahlzeiten, mit dem obligaten Glockenläuten oder Gonglärmen, die Hauptrolle spielen. Orte und Plätze, an welche der Amerikaner nicht mit Dampf oder wenigstens mit der „Stage", dem Postwagen, gelangen kann, sind für ihn nicht in der Welt. Während kaum die kleinste Stadt in Deutschland ohne Anlagen und Promenaden ist, wird selbst in großen amerikanischen

Städten unter ungleich günstigeren äußeren Verhältnissen, an dergleichen nicht gedacht, und die schönsten Punkte in der Nähe volkreicher Städte liegen so einsam und unbeachtet, wie zur Zeit, als der jagende Indianer sie flüchtig durchstreifte. In den Ländern der alten Welt würden sie schwärmen von fröhlichem geselligen Leben oder das Auge zahlreicher Naturfreunde ergötzen. Aber der Amerikaner verlebt die Wochentage im Banne des „Busineß", des Geschäfts; die Amerikanerin lebt für das Haus oder den Putz, und der Sonntag vergeht, Geist und Gemüth tödtend, unter dreimaligem Kirchgang und schwunghafter Bewegung des Schaukelstuhls. Denn Spazierengehen am Sonntag gilt entweder für sündlich oder durch und durch „common", gemein; der Tag des Herrn muß zu dessen Ehre in möglichster Langweile verbracht werden, und selbst die armen Kinder müssen zum größern Ruhme Gottes ihren unschuldigen Spielen entsagen, im Kirchensitz bei Zeiten Andacht lernen!

Die eigentliche Lebensweise der Amerikaner, das heißt die Befriedigung der physischen Bedürfnisse, die Ernährung und Abwechselung zwischen Arbeit und Ruhe, böte an sich wenig Veranlassung zum Tadel; sie zeichnet sich durch Ordnung und Regelmäßigkeit aus. Der Amerikaner ißt und trinkt, arbeitet und schläft durchschnittlich nach der Glocke; aber seine Speisen und Getränke sind namentlich für das weibliche Geschlecht und bei seiner Neigung zu körperlicher Unthätigkeit, sowie für solche Männer, welche eine sitzende Lebensweise führen, zu reizend, zu vielfältig und zu nahrhaft; oft entbehren sie auch durch allzu änglichste, ja fanatische Vermeidung aller Spirituosen, eines Reizes, der mäßig angewandt, sich für die Verdauungsorgane und die Nervencentra sehr wohlthätig erweist. Dazu kommt die allgemeine Unsitte, das Essen als Geschäft, oder vielmehr als ein zwar nothwendiges, aber das Erwerbsgeschäft beeinträchtigendes und zeitraubendes Uebel, mit großer Hast abzuthun. Dadurch wird das Speisen nicht nur aller geselligen

Annehmlichkeit beraubt, sondern es wird auch das gehörige Kauen und Vermischen der Speisen mit der Mundflüssigkeit unmöglich gemacht; diese Verrichtungen sind aber zu einer gesunden Verdauung unerläßlich, indem sie dieser nicht nur vorarbeiten, sondern nach den neueren Forschungen der organischen Chemie für gewisse Stoffe dieselbe schon beginnen. Kein Wunder daher, daß, — neben der Anzahl jener, welche alljährlich an zu groß verschluckten Bissen ersticken, — halb Amerika beiderlei Geschlechts am Uebel der „Dyspepsie", an Verdauungsschwäche leidet, und daß man nicht selten, selbst in sogenannt guter Gesellschaft von den lautwerdenden Symptomen desselben unangenehm berührt wird. Der auffallend zeitige Verfall der Zähne, namentlich beim weiblichen Geschlechte, muß hauptsächlich den Fehler in Diät und Lebensweise zur Last gelegt werden. Dieselben Ursachen liegen der fast zur Regel gewordenen Hartleibigkeit und Verstopfung, sowie den allgemeinen Störungen ihrer eigenthümlichen Geschlechtsverrichtungen zum Grunde. —

Diese Bemerkungen des deutschen Arztes beziehen sich vorzugsweise auf die wohlhabende städtische Bevölkerung in den großen Städten; der Farmer auf dem Lande, welchem schon sein Geschäft zwingt, häufig im Freien zu leben, ist gewöhnlich ein körperkräftiger Mensch und in den Gebirgsgegenden Neu-Englands sind die Bäuerinnen so rothwangig, wie nur irgendwo in Deutschland. Jene Bemerkungen unseres Landsmanns sind im Jahre 1856 niedergeschrieben und nicht übersehen worden; wenigstens scheinen in der jüngsten Zeit die Amerikaner zur Erkenntniß der vielen Uebelstände in ihrer Lebens- und Erziehungsweise gekommen zu sein.

Es gehört zu den besten Eigenschaften des Nationalcharakters der Nordamerikaner, daß alle Stände den Frauen eine große Hochachtung beweisen. Den „Ladies" gegenüber schweigt im gesellschaftlichen Verkehr die Eigenliebe und Selbstsucht der Männer, das weibliche Geschlecht spielt unbedingt die erste

Rolle, das weibliche Wesen geht dem Manne vor. In jener großen demokratischen Republik hat die Sitte eine weit größere Macht gewonnen als das Gesetz, und jeder Gentleman betrachtet sich als einen natürlichen Besitzer eines jeden weiblichen Wesens. Das Weib nimmt in den Vereinigten Staaten eine weit einflußreichere Stellung ein als in irgend einem andern Lande, die allerdings nicht selten mißbraucht wird. Die amerikanischen Frauen sagen, sie ständen eben so sicher in ihren Schuhen wie die Männer; „wir fühlen uns, wir wissen was wir sind und was wir bedeuten!“ rief einmal eine Frau in einer öffentlichen Versammlung. Das Weib ist nicht so schüchtern wie in Europa, es läßt seine Individualität weit stärker hervortreten, und was bei uns in Deutschland dem Fluche der Lächerlichkeit verfiele und dem Spott herausforderte, nämlich eine öffentliche Versammlung, ein „Convent“ von Frauen, welche über öffentliche Angelegenheiten berathen, Reden halten und Beschlüsse fassen, das findet man auf der andern Seite des großen Wassers völlig in der Ordnung. Frauen stellen sich als eine sittliche Gerichtsbarkeit hin, und es giebt unter ihnen eine Partei, welche erklärt, den Weibern, als Gattinnen und Mütter von Bürgern, müsse ein größerer Einfluß auf die Angelegenheiten ihres eigenen Geschlechts eingeräumt werden. Ein Theil verlangt eine Besserstellung der Frauen und Ausdehnung ihrer Rechte; ein anderer Theil tritt noch radikaler auf und will eine völlige und unbedingte Gleichstellung mit den Männern. Bei diesen handelt es sich also um eine sogenannte Emancipation der Frauen. Die Agitation um eine solche „Freilassung aus der Sklaverei“ trägt aber im Allgemeinen einen andern Charakter als die Bestrebungen der „emancipirten Frauen,“ welche vor einigen Jahren bei uns in Europa so viel von sich reden machten; nur wenige Amerikanerinnen gehören den „free lovers“ an. Diese Bewegung entwickelt sich bei ihnen viel mehr aus der Sitte, aus der Stellung, welche

die Frauen gesellschaftlich einnehmen und aus demokratisch-republikanischen Staatswesen. Daß dabei viele excentrische Dinge und Lächerlichkeiten vorkommen, erklärt sich von selbst; bekanntlich übertreiben die Frauen leicht und gerathen in Extreme, sobald sie einmal aus dem Kreise der Familie und des Hauses hinausgehen. Das ist aber in Nordamerika sehr häufig der Fall.

Die verschiedenen Frauenconvente, welche alljährlich in den Vereinigten Staaten gehalten werden, sind für die Sitten und die Denkungsart in jenem Lande sehr bezeichnend. Zu Cincinnati in Ohio tagte einst ein Convent, in welchem die Frauen gegen den „König Rum," das heißt gegen den Genuß berauschender Getränke und gegen die Unsittlichkeit der Tagespolitiker sich aussprachen, und auf einer Versammlung zu Worcester in Massachusetts verlangten sie Gleichstellung mit den Männern. Bei diesen Frauenconventen wird genau die parlmentarische Ordnung beobachtet. In Cincinnati erklärte die Präsidentin: man müsse im Interesse der Sittlichkeit, der menschlichen Würde und der republikanischen Freiheit aus allen Kräften dahin wirken, daß die Männer dem Genusse der berauschenden Getränke entsagen. Nach ausführlichen, zum Theil ergreifenden Verhandlungen, wurde eine Erklärung angenommen, in welcher es unter Anderem heißt: „Wenn im Verlaufe menschlicher Begebenheiten die Nothwendigkeit eintritt, das politische Band zu lösen, welches ein Volk an seine Herrscher knüpft, so erfordert eine gebührende Rücksichtnahme auf die Meinungen der Menschen, daß die Ursache dargelegt werde, welche zu einer Trennung genügt. Wenn eine lange Reihe von Mißbräuchen und Anmaßungen immer auf dasselbe Ziel hinwirkt, nämlich das Volk einem unbedingten Despotismus zu unterwerfen, dann wird es für ein solches Volk ein Recht und eine Pflicht, eine derartige Regierung zu beseitigen und Vorkehrungen für seine eigene Sicherheit zu treffen. Die Erfahrung lehrt, daß die Menschen weit geeigneter sind, Uebelstände so lange zu erdulden, wie sie nur

irgend erträglich bleiben, als sich selber Recht zu verschaffen und die gewohnten Formen wegzuwerfen. So verhält es sich mit dem geduldigen Leiden der Weiber in diesem Volke, und so mit der Nothwendigkeit, welche sie zwingt, die Fesseln des Königs Alkohol abzustreifen. Die Geschichte dieses Königs kennt nur wiederholte Sünden, Unbilden und Anmaßungen, welche sämmtlich darauf abzielen, diese Nation zu Grunde zu richten."

Darauf wird dem „König Alkohol" ein langes Sündenregister vorgehalten, in welchem unter anderen Anklagepunkten auch folgende Beschuldigungen erhoben werden:

König Alkohol hat seine Einwilligung zu Gesetzen verweigert, welche doch der öffentlichen Wohlfahrt ersprießlich wären.

Er hat seinen Statthaltern verboten, Gesetze von dringender Nothwendigkeit ins Leben zu rufen.

Er hat die Ausübung der Gerechtigkeit gehemmt, indem er die Richter bethörte und bestach.

Er hat uns drückende Steuern zum Unterhalten seiner Unterthanen auferlegt; hat unsere Meere geplündert, unsere Küsten verwüstet, unsere Städte verbrannt, und alljährlich den Tod von tausenden und zehntausenden unserer Mitbürger verschuldet.

Er hat bürgerliche Aufstände unter uns angezettelt, unsere Freunde gezwungen, Gesetz und Ordnung zu verletzten, hat sie dann in Kerker, Zufluchtshäuser und Spitäler verwiesen, und ihr Eigenthum confiscirt, um seine Edelleute zu bereichern. Und in jedem Stadium dieser Unterdrückung haben Einzelne Bittschriften eingereicht, und in demüthigen Ausdrücken um Abhülfe nachgesucht, sie sind aber dafür nur mit Beleidigungen überhäuft worden.

Ein Fürst, der auf solche Weise in jeder seiner Handlungen sich als Tyrannen kennzeichnet, ist unfähig, Beherrscher eines freien Volkes zu sein.

Wir haben es nicht daran fehlen lassen, unsere Brüder, welche diesem despotischen Tyrannen Anhänglichkeit bewahren, zu warnen. Wir haben ihnen von Zeit zu Zeit eine Mahnung zugerufen, gegen das unbefugte und unrechtmäßige Verfahren ihrer Gesetzgebung, die uns und unsere hülflosen Kinder den räuberischen Gelüsten ihres brutalen Königs preisgab. Wir haben an die natürliche Gerechtigkeit und Hochherzigkeit appellirt, und haben sie bei den Banden unserer Verwandtschaft beschworen, sich solchen Usurpationen zu entziehen, welche zwischen uns und ihnen jede Verbindung und Gemeinschaft aufheben müssen. Aber sie sind taub und stumm gewesen gegenüber der Stimme der Gerechtigkeit und der Blutsverwandtschaft und haben im Angesicht des Himmels und der Völker dieser Erde öffentlich ihre Kniee gebeugt vor diesem Monsterkönig, dem sie einen Huldigungseid geschworen, und haben sich auf Tod und Leben verpflichtet, Alles aufzubieten, was in ihren Kräften steht, um beim Ausrauben und Vernichten des Volkes behilflich zu sein.

Wir, die Frauen von Cincinnati, die wir hier versammelt sind, berufen uns auf die höchsten Weltenrichter, daß wir lediglich rechtschaffene Absichten hegen und erklären feierlich im Namen und mit der Autorität des guten Volkes vor diesem vollmächtigen Staat Ohio, daß wir von Rechtswegen aller Anhänglichkeit an den Fürsten Alkohol entsagen und als freie und unabhängige Töchter Amerikas volle Gewalt und Befugnisse haben, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen und Bündnisse einzugehen. Wir rechnen auf den Schutz unserer tapferen Landsleute, welche bereits zu unserer Vertheidigung die Fahne erhoben haben. Und im festen Vertrauen zur göttlichen Vorsehung verpflichten wir uns gegenseitig zur Aufrechterhaltung dieser Erklärung mit unserm Leben, unserm Vermögen und unserer heiligen Ehre.

Dieses Actenstück ist der weltberühmten Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikaner nachgebildet, welche Thomas

Jefferson verfaßte, und macht in sofern einen komischen Eindruck. Aber jene Frauen meinten es offenbar sehr ernst und löblich mit dem Kampfe gegen den Branntwein, und eine Rednerin fällte ein scharfes Urtheil über die Regierungen christlicher Staaten, welche aus der Erzeugung eines so verderblichen Getränkes eine Hauptquelle ihrer Einnahme machen. Darauf wurden die Politiker namhaft gemacht und „gebrandmarkt", welche dem Branntweinhandel das Wort redeten, um mit Hülfe der Stimmen aller Rumverkäufer ein Amt zu erjagen.

Zu Worcester wurde die „Stellung des Weibes in der Gesellschaft" besprochen, und vollkommene Gleichberechtigung beider Geschlechter in all und jeder Beziehung verlangt. Die Frau eines Senators im Staate Neu-York wollte, daß Frauen auch Kapitäne auf Dampfern, Schaffner auf Eisenbahnen und Congreßmitglieder werden. Eine andere Frau schilderte ihre Geschlechtsgenossinnen als „Galeerensklaven"; aus der jetzigen Emancipationsbewegung müsse eine glückliche Zeit entstehen, eine neue Race von Männern, ein besserer Typus von Frauen hervorgehen. Elende, ungesunde Kinder würden kräftigen Sprößlingen Platz machen und die Frauen künftig Helden gebären. Eine andere äußerte: „Alle anständigen Berufsarten eignen sich für das Weib, es ist auch allen gewachsen, namentlich denen eines Geistlichen, eines Richters und eines Arztes." Aber eine Reform in der Tracht sei unbedingt nöthig; in den langen Schleppkleidern seien die Beine nicht frei, die Natur selbst verlange, daß die Frauen Hosen tragen sollen, damit sie sich ungehindert entwickeln und sich auch Berufsarten zuwenden können, welche jetzt der Mann als ein Monopol für sich betrachtet. Frauen sollen nicht aussehen wie Wespen, Stundengläser oder Luftballons. „Wie kann ein großes Herz in dem kleinen Raume schlagen, welchen das Schnürleib für die Entwickelung dieses edeln Körpertheils gestattet?" Eine andere Frau suchte die „Barbarei der Männer" in folgender Weise zu erläutern:

„In Neu-York hat neulich ein Mann ein Paar Stiefeln gestohlen, der andere seine Frau geschlagen; der Richter bestrafte den erstern und entließ den andern mit einem Verweise. Einem Geistlichen war zu Ohren gekommen, daß ich für die Rechte der Frauen gesprochen habe, und er eiferte am Sabbath von der Kanzel herab gegen mich; die Frauen, sagte er, dürften nicht gleiche Rechte mit den Männern haben, und zwar aus folgenden Gründen: erstens, weil Adam früher als Eva geschaffen sei, und zweitens, weil der Mann das Vorderrad, die Frau aber das Hinterrad sei. — Nun aber sage ich: Ein Mann ist ohne die Frau lediglich ein Barbar. Das Weib steht dem Manne in guten Eigenschaften nicht nach; nicht in moralischer Beziehung, denn es ist besser als er: nicht an Geist und Verstand, wie viele ausgezeichnete Frauen beweisen, aber an Leibeskraft? Ja freilich, wenn diese den Ausschlag geben soll, dann sind Ochs und Elephant mehr werth als der Mann. Die physische Schwäche der Weiber hat ihre Ursache in der Tyrannei der Männer. Erlaubt man denn dem Mädchen, seine körperlichen Anlagen und Kräfte in der frischen freien Luft zu stärken, zu entwickeln? O nein, denn ein kräftig entwickelter Gliederbau wäre nicht fashionable, das gesunde Roth auf den Wangen wäre ja frisch, also gemein. Und wenn das frische Leben im Mädchen so stark ist, daß man die Spuren davon auf dem Antlitz sieht, dann bleicht man es mit Essig und Citronensaft. Und dazu richtet man das Kind zu falscher Scham ab; es darf nicht einmal von Tischbeinen sprechen. Ich kenne einen albernen Geistlichen, der geäußert hat, die Tugend einer Frau, welche sich vor den Leuten in bloßem Kopf, ohne Hut oder Haube sehen lasse, könne unmöglich weit her sein."

Eine andere Rednerin, ein Fräulein aus Neu-York, war eine äußerst angenehme und elegante Erscheinung. Sie sprach ein vortreffliches Englisch, ihr ganzes Benehmen zeugte von

einer sehr guten Erziehung. Ihre Haltung war bescheiden und ihre Stimme wohltönend und nicht zu laut; ihr Ausdruck gemessen; Alles an ihr machte den Eindruck des Schönen und Harmonischen, des Keuschen und wirklich Jungfräulichen. Diese Dame legte ihren Hut ab und begann dann ihren Vortrag über „Womanhood", in dem sie unter Anderm Folgendes bemerkt:

„Es fragt sich, ob der Protestantismus nicht etwa der vollen Entwickelung der Frauenthümlichkeit hinderlich ist; in dieser Hinsicht bildet er einen nicht günstigen Gegensatz mit dem alten Heidenthum. In diesem gab es Priesterinnen am Altar, Sybillen auf dem Dreifuß; eine spartanische Mutter konnte zu ihrem Sohne sagen: Komm mit dem Schilde zurück oder auf demselben. In Rom beteten die Frauen für den Frieden, und die Matronen galten soviel wie die Männer. Einst wurden Frauenschönheit und Frauenbegabung von den Völkern wie Idole behandelt, jetzt stellt man sie zur Schau im Theater, im Ballsaal, in den Bädern, — welch ein lahmer und armseliger Contrast gegen die früheren Zeiten, da das Weib zugleich des Gedankens und der Schönheit Königin war. Doch soll man nicht darüber klagen, daß die Tage der Romantik vorüber sind; es fragt sich aber, was muß für die Frauen geschehen? Durch die ganze vergangene Zeit geht als lichtheller Streifen die Vorstellung, welche die Männer sich vom weiblichen Ideale gemacht haben; aber dieses Ideal war zu hoch, als daß die Frauen es hätten jemals verwirklichen können. (Etwas Murren.) Ich spreche ohne Scheu aus, was mir als richtig erscheint. Ich sehe nicht ab, daß ich als Weib eben großes Unrecht oder Beschwerlichkeiten leide. An den Uebeln, welche auf den Frauen lasten, sind diese zum Theil selbst schuld; sie sind manchmal ein Resultat der gesellschaftlichen Stellung, welcher aber der Mann gleichfalls unterworfen ist. Die Männer thun den Frauen zuweilen Unrecht, aber nicht

in planmäßiger Absicht, sondern mehr aus Unkunde. Im Kinderzimmer ist die Frau allmächtig, in diesem kann sie unendlich vielen Segen stiften, denn sie bildet in demselben künftige Väter und Mütter heran. Thut die Mutter im Kinderzimmer ihre Pflicht im weitesten Umfange, so kann sie dazu beitragen, die Welt zu erlösen. Ich spreche nicht für die Männer oder für die Weiber, sondern ich erstrebe die Humanität. Gegenwärtig sind beide Geschlechter in mancher Beziehung nicht in der richtigen Stellung, es liegt aber zu nicht geringem Theil gerade in der Macht der Frauen, die Dinge zum Bessern zu lenken. Ich möchte, daß viele unseres Geschlechts so heldenmüthig wären wie Antigone und voll so hingebender Liebe wie Maria. Wenn die Männer hochherzig und voll Wahrhaftigkeit sein werden, kann es nicht ausbleiben, daß die Frauen ihr Spiegelbild sind. Es ist wahr, das Weib unserer Zeit ist utilitarisch angestreift und verlangt eine weitere Sphäre. Man wird sie ihm gewähren müssen, denn mancher bürgerliche Beruf widerstreitet der weiblichen Eigenthümlichkeit in keiner Weise. Die Zügellosigkeit in der Welt würde zum großen Theil verschwinden, wenn beide Geschlechter im Publikum häufiger in Verkehr mit einander träten. Ich glaube an Fortbildung und Weiterentwickelung des menschlichen Geschlechts. Die schönsten Worte, welche Jesus sprach, äußerte er gegen Frauen; seine größten Wunder verrichtete er, dessen ganze Mission auf Selbstverleugnung beruhete, für jene Frauen, welche seine Füße mit ihren Thränen wuschen, während sein schärffster Tadel sich gegen Männer richtete, die Zöllner und Pharisäer. Ein allgemeines, abstractes Princip erleidet durch ein specielles Geschlecht keine Beeinträchtigung.(?) Unter den Juden fiel der Mantel der Prophezeiung sowohl auf Miriam wie auf Moses. Die Weiber sind nicht immer specifisch weiblich. Jesus und Shelly waren feminin im innersten Wesen, Elisabeth und andere ausgezeichnete Frauen waren masculiner

Art. Ich spreche hier Thatsachen aus. Bei den sechs irokesischen Nationen stand es besser wie bei den heutigen Christen; jene ließen Frauen zu ihren Berathungen. Zeigt doch schon der Garten von Eden, daß es für die Männer gar nicht gut ist, allein zu sein. Die Engel waren sociale Wesen. Sollen die Frauen auch mit in den bösen Krieg ziehen? Das verhüte Gott! Doch hat es manche Frauen gegeben, die tapfer mit den Waffen gekämpft haben (Beifall unter den Ladies). Doch am meisten zeichneten sie sich aus im Kampfe des Herzens, des Lebens; jetzt nehmen sie ein weiteres Feld in Anspruch. Der Mann ist immer der gewaltige Nimrod auf Erden gewesen, der mit Unheil und Verwüstung seinen Pfad bezeichnete, während leider, leider! die Weiber ihm schmeichelten, wenn sie ihn hätten tadeln sollen. Man nennt das Weib eine Pforte des Friedens, aber es ist falscher und blinder, als der Bruder, welchen es tadelt. (Murren und Mißbilligung.) Ja, das Weib ist eifersüchtig und voll Neid, weil es unter dem Zwange lebt und schwach ist. Weshalb sollen Weiber nicht mit sitzen und tagen in den Hallen der Gesetzgebung? Weshalb nicht auf der Richterbank? Die ewige Stimme der Gerechtigkeit findet ein Echo in jeder Brust. Die Frauen müssen auch das Priesteramt üben. Jetzt wird die Wahrheit von Jahr zu Jahr immer in derselben eintönigen Art gepredigt, und wirkt deshalb nicht so viel Gutes, als sie wirken sollte und müßte. Es fehlt die Abwechselung, die Mannigfaltigkeit. Ein Prediger, der es fühlt und sich sagen muß, daß er sich erschöpft hat, sollte sein Priestergewand ablegen und frischen, kräftigen Priestern Platz machen. Man sollte es dabei nur einmal mit Frauen versuchen; man würde sich überzeugen, daß sie für das Amt passen. Ein Weib, das ein Priester Gottes wird, ist weit mehr als der Mann geeignet, im Bewußtsein des göttlichen Berufes zu wirken. Man würde den geheiligten Sabbath dann nicht mehr verwünschen,

und der Geist würde heruntersteigen zu uns Allen. Denn vom Altar würden glühende Feuerworte ertönen und das Pharisäerthum würde dort ferner keine Stätte finden; der sichere treffende Instinkt der Weiber wird die Scheinheiligen vertreiben. Jesus war in seinem Charakter weiblich; eben so alle Schriftsteller des neuen Testaments; die katholische Religion hat sich des weiblichen Elements für den Gottesdienst bemächtigt; aber das richtige besteht in inniger Einigung beider Geschlechter. Hätte man das begriffen, so würde es keine Verfolgungen gegeben haben, keine Inquisition, keine Hekatomben von Menschenopfern, auch keine Priesterkaste. Denn der Priester ist der große Narrer der Menschheit, ein Sykophant, ein Autokrat oder ein Sklav, je nach seiner verschiedenen Stellung. Ich verlange ein wahrhaftig christliches Priesterthum, und es wird die Zeit kommen, da jede Seele ein lebendiger Tempel ist und jeder Christ ein Priester. Das weibliche Element ist nothwendig für die Erlösung des Menschengeschlechts. Der Geist der Männer ist zu sehr im Handwerksmäßigen befangen (mans mechanism goes ahead of his mind) und der Welt fehlt die schöne Idealität. Zwei Häupter sind besser als eins. Bedürfen wir nicht eines neuen Elementes, um dem Gedanken einen frischen Antrieb zu geben? Das leidige ewige Einerlei, das Abgegriffene, Abgetretene, sich immer Wiederholende ermüdet uns zum Sterben (helles Gelächter). Auch in die Stimmurne muß neues Leben kommen. Der Mann sagt: ich will für euch denken und kämpfen, arbeiten und sterben. Wir entgegnen, das ist viel zu viel, wir wollen ihm einen Theil der Last abnehmen, und da es einmal sein muß, auch sterben. Die elektrische Berührung ist nöthig, um die Welt ihrer Bestimmung entgegen zu führen, und sie so rein und frisch und kräftig umzugestalten, als damals, wo Gott sie schuf und die Englein sangen. Es ist auch in der großen moralischen Welt für den Mann nicht gut, daß er allein sei. Die Erde ist

verderbt, sagte Christus, darum komme ich. Man feiere den großen Hochzeitbund, die Vermählung des Menschengeschlechts. Möge die Welt ein großes Jubiläum begehen, dessen Tempel das menschliche Herz, dessen Priester Gott selber ist. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen." Mit diesen Worten schloß die junge und schöne Rednerin ihren Vortrag, der reichlich eine Stunde gedauert hatte, unter dem lautesten Beifall.

Noch eine andere Rednerin beantragt eine „Resolution", die darauf hinausgeht, festzustellen, wie sehr die Frauen von ihrer Verantwortlichkeit im Leben durchdrungen sind, und im Bewußtsein derselben, wie in Anbetracht der Erfüllung ihrer Pflichten, auch ihre Rechte erlangen würden. „Das Mädchen soll nicht eher heirathen, als bis es sich und einen Partner ernähren kann. Wir heirathen mit nichten den Geldsack, wir heirathen aus Liebe. Lehrt eure Töchter, schärft es ihnen ein, daß sie so gut wie eure Söhne verpflichtet sind, für sich selbst zu sorgen. Wir müssen von der Theorie zur Praxis übergehen. Webster sagt: handeln ist die beste Beredsamkeit. Nun, geht und handelt. Es ist kinderleicht, Nichts zu thun; hungert nur immerzu für eure Trägheit, hungert für eure Geistesbeschränktheit. O, Madame Präsident, hier ist allzu viel Tadel auf die Männer gehäuft worden, und es möchte schwer zu sagen sein, auf welcher Seite die meiste Schuld ist. An unserer eigenen Unwissenheit liegt wohl die Hauptschuld. Wir tappen im Finstern. Laßt uns vorwärts schreiten zum lichten hellen Tage. Ich tadle euch nicht aus Verdruß. Einst gab mir meine Lehrerin etwas zu lernen auf, was mich zu schwierig dünkte. Da sagte sie: geh hin und sammle eine Schürze voll Kieselsteine. Als ich diese gesammelt, hieß sie mich, die Steine wieder wegzuwerfen und eine Schürze voll Gold zu sammeln; das konnte ich nicht, aber die Nutzanwendung lag nahe. Alles was werthvoll ist, erwirbt man nur durch angestrengte Arbeit."

Eine vierte Sprecherin nahm Bezug auf die Aeußerung des Fräuleins aus Neu-York über die Stellung der Völker im Heidenthum, und hob zugleich hervor, daß erst das Christenthum den Frauen die rechte, wahre Weihe und die echte Würde gegeben habe. Aber die Welt, wie sie ist, sei immer noch weit von der Gerechtigkeit entfernt, welche dem Weibe gebühre. Sie stecke im schnödesten Vorurtheil. Weshalb solle denn eine Frau nicht öffentlich auftreten? Es sei, sagt man, gegen den Geschmack, Taste is a Humbug. Eine Frau kann vor tausend Frauen reden; dagegen wird nichts eingewandt; aber wenn auch nur zwei Männer zugegen sind, so ist es unschicklich. Oh, consistency, thou art a jewel! Soll denn nicht etwa ein Weib Lehrerin sein? Ja, sagt man, für Kinder im Schulzimmer, aber nicht für Tausende, nicht öffentlich. Oh, consistency! Die bibelfeste Theologin citirt dann ersten Petrus, ersten Korinther, Epheser 5 und noch andere Stellen der Schrift, um zu beweisen, daß nach christlichen Grundsätzen die Frau mit dem Manne gleichberechtigt sei.

Am Ende stellte man die Beschlüsse der Versammlung fest. Zufolge der Unabhängigkeitserklärung sind alle Menschen frei und gleich geschaffen, und haben unveräußerliches Recht auf Leben, Freiheit und Wohlergehen. Deswegen protestirt die Versammlung gegen die Ungerechtigkeit, welche den Frauen jene Freiheit und Gleichheit versagt, die allein Glück und Wohlfahrt befördern kann. Jene Ungerechtigkeit widerstreitet allen Principien der Humanität, wie der Unabhängigkeitserklärung. Laut der Verfassung der Republik ist Besteuerung ohne Vertretung Tyrannei. Aber das Eigenthum der Frauen ist eben so wohl besteuert, wie jenes der Männer; es ist daher ein Akt der größten Tyrannei und Anmaßung, den Frauen ihr Recht auf Vertretung vorzuenthalten, sie auszuschließen von der Theilnahme an der Gesetzgebung und an voller und gleicher Berechtigung mit den Männern.

Man ersieht aus diesen Mittheilungen, von welchen Gesinnungen die „Weiberrechtlerinnen" in den Vereinigten Staaten durchdrungen sind, und was sie erstreben. Freilich sind die Männer, bei aller übrigen Unterwürfigkeit gegen die „Ladies", so hartnäckig, bei der Ansicht zu verharren, daß es wohl im Allgemeinen bei der seitherigen Stellung von Mann und Frau sein Bewenden haben werde, obwohl nicht in Abrede gestellt wird, daß hinter dieser ganzen Bewegung, die nun schon ein Jahrzehnt anhält, eine sociale Krankheit stecke, durch welche die Emancipationsliebereien bedingt werden. Aber man hat ihnen Folgendes entgegengesetzt: „Wenn ein Haufen Frauen zusammengetrommelt wird, um das Capitol seiner Stellung dadurch zu beschnattern, daß es für die Frauen Sitz im Rathe und Stimme an der Wahlurne der Männer verlangt, und wenn solch ein Stimmrecht als der Grundpfeiler weiblicher Tugend und Wirksamkeit betrachtet wird, dann kann es uns Männern nicht verargt werden, wenn wir unsere Kinder nicht selbst säugen und uns nicht selbst Heerd und Küche besorgen wollten. In einer Communistenkaserne mag Vieles möglich sein und sehr abgeschmackte Ansichten mögen dort ihre Anhänger finden; im vollen Leben aber, wo die schaffende herrschende Natur beide Geschlechter durch geistige und körperliche Bildung geschieden hat, wollen wir das Naturgesetz achten."

Man sieht, daß auch die Frauen in gesellschaftlichen und staatlichen Fragen als Partei auftreten, und das ist sehr bezeichnend für die nordamerikanischen Zustände. Das Parteiwesen ist in der großen transatlantischen Republik von weit größerer Bedeutung und Wichtigkeit, als in irgend einem europäischen Staate. Seit Annahme der Bundesverfassung knüpft sich die Geschichte des Landes eben an die verschiedenen Parteien, welche ganz anders gestaltet sind, als jene in Europa. In der alten Welt stehen die Vertheidiger volksthümlicher Rechte den Vertheidigern des sogenannten göttlichen Rechtes, der Legi=

timität, gegenüber. In den Vereinigten Staaten hat dagegen die Demokratie vollständig gesiegt, und als die englischen Loyalisten und Tories das Land geräumt hatten, fand die Legitimität keinen einzigen Vertheidiger mehr. Jedermann steht von da an auf dem Boden unbedingter Volkssouveränetät, und seit 1789 erkennen alle Parteien ohne Ausnahme den Volkswillen als die einzig berechtigte Quelle all und jeder Staatsgewalt an.

Es muß dem oberflächlichen Beobachter allerdings auffallend erscheinen, daß in jenem Lande überhaupt ein so starker Parteigeist vorhanden sei. Wenn, wie man behauptet, die Regierung nur im Interesse der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung handelt, so müßte das, theoretisch betrachtet, gerade in den Vereinigten Staaten mehr als anderwärts der Fall sein, weil dort Alles von den Bestimmungen der Majorität, von der man annehmen müsse, daß sie gleichsam aus Instinkt den rechten Weg finden werde. So würde es sein, wenn das Volk so verständig wäre, als es sein könnte, und so patriotisch, als es sein müßte. Aber auch unbedingter Republikanismus bietet kein unbedingtes Hülfsmittel gegen die Schwächen der Menschen, und die unbedingte Demokratie keinen Schutz gegen die Selbstsucht der Einzelnen. In den Massen giebt es immer Viele, welche roh und ungebildet oder leichtgläubig sind; auch die besten Einrichtungen stellen das Gemeinwesen vor Mißbräuchen keineswegs sicher.

Die große amerikanische Republik ist nicht etwa der Schauplatz politischer Harmonie, sondern ein ungeheures breites Feld für ein politisches Parteitreiben, das sich durch eine Heftigkeit auszeichnet, wie sie kaum je in einem andern Lande vorgekommen. Aber dieses Parteitreiben ist unblutig; man „guillotinirt in Amerika nicht den Kopf vom Rumpfe"; sondern statt der Guillotine hat man die Stimmurne, und einer Partei wird von der andern der Hals abgeschlagen, ohne daß sie darum

aufhörte, sich des politischen Lebens zu erfreuen. Sie wird in den Wahlkämpfen besiegt und muß nun zuwarten, bis die Reihe zum Siegen wieder an sie kommt, was auch insgemein nicht allzu lange dauert. Sie kann aber nur auf einen Triumph rechnen, wenn sie ihre Gegner überstimmt; es wird also unumgänglich nöthig sein, so viele Stimmen als irgend möglich für sich zu gewinnen. So kommt es gleichsam von selbst, und liegt im Wesen des amerikanischen Volkslebens, daß Jeder ein mehr oder weniger thätiger Parteimann ist. In den Vereinigten Staaten ist Jedermann auf sich selbst gestellt und politisch durchaus unabhängig; er findet keine Thüre verschlossen, es kommt lediglich auf ihn an, was er aus sich zu machen weiß. Es giebt im Grunde eben so viele Parteimänner als stimmberechtigte Männer.

Für uns Europäer hat die Betrachtung dieser Wahlkämpfe ein großes Interesse. Wir erblicken auf der ungeheuern Arena, die von New-York bis San Francisco und von Minnesota bis Texas reicht, eine politische Regsamkeit, welche in Erstaunen setzt. Aber es ist nicht leicht, in diesem Gewirr des Parteilebens einen Faden aufzufinden, an welchem man sich hindurchwinden könnte. Wäre der Vergleich mit einer Maschine zulässig, so könnte man sagen, diese Maschine mit ihren Kurbeln, Rädern und Walzen arbeite nach allen Richtungen hin und in jedem nur irgend denkbaren Winkel; der Mechanismus sei ungemein verwickelt und in seinen Bewegungen sehr weit umfassend. Als das Wunderbare an dem Ganzen erscheint aber der Umstand, daß diese merkwürdige Maschine nicht in hunderttausend Trümmer zerschellt. Aber gerade das erklärt sich sehr leicht und einfach. In diesem scheinbaren Gewirr ist eben doch Regelmäßigkeit und Methode. Das amerikanische Parteiwesen ist wie ein großer Banianenbaum mit einem gewaltigen Hauptstamme und einer sehr großen Menge von Ausläufern und Nebenschüssen.

Die großen Parteien zerfallen nämlich in eine große Menge von Unterabtheilungen, Sectionen und Untersectionen. Im Allgemeinen sind sie über gewisse leitende Principien einig, und diese werden festgehalten; über einzelne Gegenstände aber zerspalten sie sich. Dann giebt es innerhalb der Partei die heftigsten Kämpfe; sobald es sich aber darum handelt, der andern Partei im entscheidenden Augenblicke entgegenzutreten und das Schlachtfeld zu behaupten, steht gewöhnlich die aus Millionen Köpfen zusammengesetzte Partei wie Ein Mann da. Das zeigte sich, als die Demokraten ihre Bevollmächtigten zur Convention nach Baltimore sandten, um dort über die Wahl einer geeigneten Persönlichkeit sich zu verständigen, auf welche die Stimmen der Partei bei der Präsidentenwahl sich vereinigen sollen. Durch die Sklavenfrage war ein tiefer Riß auch in die demokratische Partei gekommen; die Nationaldemokraten, Old Hunkers, und die Barnburners, Freesoilers, hatten bis dahin gleichsam einander die Ohren vom Kopfe gerissen. In Baltimore war der Kampf äußerst hartnäckig. Aber nachdem sich die Kräfte der einzelnen Fraktionen gegen einander gemessen, gelangte man zu voller Einmüthigkeit. In der scheinbaren Verwirrung der Parteien wird doch bei jedem irgend wichtigen Vorgange eine äußerst strenge Mannszucht beobachtet; namentlich bethätigt sich eine wunderbare Cohäsionskraft, sobald es sich um Wahlen und Maßregeln handelt, welche für das ganze Land von Bedeutung erscheinen. Dann vergißt man den innern Zwist, oder vertagt ihn bis auf Weiteres.

Aber welches auch die Frage sein möge, die gerade das politische Tapet einnimmt, und gleich viel, ob sie sich auf einzelne Ortschaften, Bezirke, Staaten oder auf die ganze Union bezieht, Eins steht allemal fest: — die Parteiwogen haben immer Fluthhöhe. In der alten Welt handelt es sich, wie schon oben bemerkt ward, meist um zwei große, einander entgegengesetzte Principien, zwischen alten und neuen Systemen. Bei

dem Kampfe über solche Lebensfragen, über Grundsätze, welche die eine oder andere Regierungsformen bedingen, ist die Stärke der Parteileidenschaft eben so natürlich als erklärlich; nicht minder begreift Jeder, welcher Menschen und Geschichte kennt, den zeitweiligen Enthusiasmus der Völker und die revolutionären Ausbrüche, welche oft das Gepräge der Großartigkeit tragen. Aber in Amerika wird oft bei scheinbar geringfügigen Dingen ein Luxus von Parteigeist entfaltet. Alles, worüber in Europa die Völker mit der Legitimität streiten, ist dort längst erreicht; es wird von keiner Seite her irgendwie in Frage gestellt oder angetastet und bedrohet. Hier ist also nichts mehr zu thun; man sieht sich auf praktische und innere Fragen beschränkt, und bethätigt nun bei der Wahl von Dorf= und Stadtbeamten einen Eifer, dem nichts gleich kommt. Denn bei der Eigenthümlichkeit der Staatseinrichtungen und bei der gegenseitigen Stellung der großen Parteien ist es nicht im mindesten gleichgültig, ob in der Gemeinde, dem Bezirke oder im Staate ein Anhänger der einen oder anderen Partei zu dem oder jenem Amte gewählt wird. Die politischen Gefechte gehen daher in der Union das ganze Jahr hindurch nicht zu Ende; in dem weiten Gebiete wird heute da, morgen dort eine Schlacht geliefert, und das Guillotiniren in der Presse, in der Stimmurne, im Gemeinderath, in den gesetzgebenden Versammlungen oder im Congreß dauert ohne Unterbrechung. Im Handel und Wandel kommen flaue Zeiten vor; der Landwirth hat seine ruhigen Tage in manchen Monaten des Jahres, aber in politischen Dingen kommt der Amerikaner, in seiner Gesammtheit betrachtet, nie zur Ruhe. Vom 1. Januar bis zum 31. December muß er unablässig auf der Warte stehen; das Millionentheil Vollmächtigkeit (Souverainetät), das er in sich verkörpert, bringt ihm eine Menge von Pflichten und Obliegenheiten, und da er mit seinen Nachbarn von der andern Partei unab=

lässig kämpft, so kommt allmälig etwas von politischer Strategie in ihn.

Gott Mammon hat in allen Ländern viele und allemal durchaus aufrichtige Verehrer, und in den Vereinigten Staaten reichlich eben so viele, wo nicht noch mehrere als anderwärts. Denn in jenem Lande giebt Reichthum ebensowohl Vortheile, wie in den Monarchien der alten Welt; der thätige Mann hat Aussicht, irdische Glücksgüter zu erwerben, und dann gesellschaftlich eine Rolle zu spielen, wenn er will. Aber die Reichen gelten in ihrer Sphäre doch nur so viel, als man sie überhaupt gelten lassen will; in die Schale der politischen Wage haben sie an sich eben kein Schwergewicht zu werfen. Denn Jeder ist eben Politiker und Alle haben gleiche Rechte.

In den nördlichen Staaten, welche bekanntlich stärker und dichter bevölkert sind, als jene im Süden, findet man sehr begüterte Classen vorzugsweise nur in den Städten; auf dem Lande leben mäßig begüterte Landwirthe, und für das Emporkommen einer ländlichen Aristokratie von Gutsbesitzern fehlt es bei der gleichen Vertheilung des Bodens an jeder Vorbedingung. Eben so mangelt auch ein ländliches Proletariat, welches durch die in Europa so unheilvoll wirkende unbedingte Theilbarkeit der Bauernhöfe nothwendig erzeugt wird. In den Vereinigten Staaten ist auch in den alten Staaten noch auf ein Jahrhundert hinaus neuer Grund und Boden für verhältnißmäßig billigen Preis zu erwerben; und wem es in den alten Staaten zu eng wird, der zieht nach Westen oder Süden, um sich dort anzusiedeln. So bildet überall ein mäßig wohlhabender Stamm von Landwirthen den Haupttheil der Bevölkerung außerhalb der Städte, und gerade diese Classe von Bürgern giebt den politischen Verhältnissen der großen Union ein eigenthümliches Gepräge. Der Landwirth ist nämlich meist ein Mann, welcher an öffentlichen Angelegenheiten sehr lebendigen Antheil nimmt. Zunächst bekümmert er sich um alle Verhältnisse seiner Ge-

meinde. Dort wählt er Mitglieder in die Ausschüsse für das Schulwesen, für Straßen- und Brückenwesen; er wählt den Friedensrichter und andere Beamte; er muß darauf gefaßt sein, eine Stelle oder mehrere selbst bekleiden zu müssen, denn alle werden durch Wahl besetzt. Seinen Pflichten als Wähler kann und will er sich nicht entziehen, und so wird er unwillkürlich und ganz von selbst ein Gemeindepolitiker. Aber auf diesem beschränkten Standpunkte kann er nicht lange verharren, denn die Gemeinde ist Theil eines Bezirkes (des County), und er kann nicht umhin, sich als ein Mann, welcher nun einmal der Oeffentlichkeit angehört, um die Bezirksangelegenheiten zu bekümmern. Er nimmt also auch an Bezirkswahlen Theil, und wollte er lässig werden, so würden seine Freunde und Nachbarn nicht ermangeln, den erschlafften Eifer neu zu beleben. In einigen Staaten, z. B. in New-York, haben die Bezirksbeamten auch legislative Befugnisse neben der ausübenden Beamtengewalt; jeder Bezirk hat dort sein „Board of Supervisors", und diese Körperschaft bildet ein Parlament im Kleinen, das in der Hauptstadt des Bezirkes die auf Finanzen, Wege, Schulen ꝛc. bezüglichen Dinge ordnet und bestimmt. Nun werden die Gemeindeämter und die Bezirksämter meist von solchen wohlhabenden Landwirthen bekleidet. Die Bezirke stehen aber mit dem Staat in innigster Beziehung, und so wird der Landwirth auch ein Staatspolitiker, und dadurch kommt er in häufige Berührung mit Männern, welche anderen Berufsclassen angehören; er ist nun einmal mitten im Strudel der Politik. Unter den Beamten des Staates findet man allerdings auch manche Advocaten und Kaufleute, aber an Zahl überwiegen die Landwirthe, während jene doch eigentlich leitenden politischen Einfluß üben. Der ländliche Politiker hat sich nun allmälig in allen Verhältnissen des Staates gründlich zurecht gefunden, und meist begnügt er sich in dieser Sphäre. Ist er aber ehrgeizig und trachtet er nach Höherm, so ist die

innere Politik des Staates für ihn nur ein Sprungbrett, von dem aus er das Höhere erreicht; er schwingt sich, wie man zu sagen pflegt, auf die Plattform der Union. Um aber jenes Sprungbrett zu erreichen, muß der Politiker viele Stadien durchmachen; in der Gemeinde zuerst, dann in der gesetzgebenden Versammlung oder als Beamter des Staats. Der ganzen Nation wird er eigentlich erst bekannt, sobald er über die Grenzen seines Staates hinausgeht. Man mag ihn in Ohio, Neu-York oder Virginien für einen ganz ausgezeichneten Mann halten, aber in der Union als solcher nimmt man eigentlich erst Notiz von ihm, wenn er im Congreß zu Washington auftritt, es sei denn, daß er längere Zeit Gouverneur in seinem heimathlichen Staate war, und sich in irgend einer großen nationalen Angelegenheit in der Weise hervorthat, daß er die allgemeine Beachtung auf sich lenkte.

Somit muß der amerikanische Politiker erst eine Reihenfolge von Stufen erklimmen, bevor er in weiteren Kreisen Ruf und Bekanntschaft gewinnt. Auf den ersten Blick mag es befremden, wie es einem Geschäftsmann, der seine eigenen Angelegenheiten nicht vernachlässigen will, möglich ist, der Politik so viel Zeit zu opfern. Und viel Zeit kostet sie allerdings, und sie greift in alle möglichen Lebensverhältnisse ein. Allein der Amerikaner hat es verstanden, dem Pfluge, dem Comptoir, der Werkstatt ihr Recht angedeihen zu lassen, und der Politik gleichfalls. Er hat nämlich die Parteien vortrefflich disciplinirt. Für den Landwirth, der über das Land zerstreut wohnt, müßten zum Beispiel die häufigen Wahlen sehr kostspielig in einem Lande sein, wo Zeit mit Geld gleichbedeutend ist; aber man hat die Sache in der Weise eingerichtet, daß dieser Verlust nur sehr gering erscheint. Die Wahltage fallen für Jedermann bequem, und die ganze Organisation ist der Art, daß der Geschäftsmann keine Einbuße an Zeit erleidet.

Man hält es für ehrenhaft, streng mit der einmal erwählten Partei zu gehen. So ist der Amerikaner als Parteimann in der Regel zuverlässig, er folgt den leitenden Männern, aber nicht blind. Es liegt ohnehin schon in seinem calculirenden Nationalcharakter, daß er prüft; die Anhänglichkeit der Einzelnen an die Partei ist also gewöhnlich nicht ein Werk des Zufalls oder der Unbedachtsamkeit, sondern reiflicher Ueberzeugung. In jenen Theilen, wo das Volk noch weniger sorgfältig unterrichtet worden ist, z. B. in einzelnen jüngeren Staaten, mag es sein, daß da und dort einzelne gewandte Führer einen ungebührlichen Einfluß üben; es wäre dann etwa ein Verhältniß vorhanden, wie in Europa, wo wir doch auch eigentlich nirgends von einer „aufgeklärten" Volksmenge reden können. Dagegen ist der Amerikaner von seinen Knabenjahren an mit politischen Dingen bekannt und an Raisonniren, an Erörtern gewöhnt. Mit Recht hat man gesagt, daß das junge Blut Amerikas einen ungeheuern Einfluß auf die Geschicke des Landes übe. Ob das gut sei, möge hier unerörtert bleiben; Uebelstände sind mit dieser Thatsache allerdings verknüpft; die jungen Leute, welche noch nicht stimmberechtigt sind, machen sich oft in politischen Dingen schon viel zu breit in ihren Flegeljahren; namentlich durch öffentliche Reden. Aber ländlich, sittlich. Die bejahrten Leute haben ihre Freude daran und muntern die Jugend auf; sie meinen, daß diese Jugend dann um so eher einen praktischen Anstrich erhalten und mit den öffentlichen Belangen um so eher vertraut machen werde. So kommt es, daß auch der gewöhnliche Mann in der Partei insgemein sehr genau zu sagen weiß, um welchen Hauptpunkt es sich bei einer Streitfrage handele, mit andern Worten: er hat über eine Sache gedacht, er versteht darüber zu raisonniren. Ob er immer richtig raisonnirt, ist eine andere Frage; es erscheint aber als bedeutsam, daß er sich die Dinge durch Erörterung nach seiner Art zurecht zu legen weiß. Wenn man Abends in

die Wohnstube des Farmers tritt, so ist es gewiß eine Ausnahme, ihn nach des Tages Arbeit und Mühen nicht beim Lesen einer Zeitung zu finden. Denn in Amerika liest jeder, Mann, Frau, Kinder, und der Landwirth meint sehr richtig, er sei doch zum allermindesten verpflichtet, die Lokalzeitung zu halten und zu unterstützen, welche Organ seiner Partei ist. Viele halten außerdem noch ein Blatt, welches in der Hauptstadt des Staates erscheint. Der Amerikaner kann es einmal nicht unterlassen, mit Jedem, am liebsten aber mit einem Ausländer, ein Gespräch über Politik anzuknüpfen. Zuerst wird er von den Marktpreisen sprechen, nachher kommen sicherlich öffentliche Angelegenheiten an die Reihe. Man findet diese ländlichen Politiker meist viel weniger einseitig, als man wohl anzunehmen geneigt sein möchte, denn sie lesen sehr eifrig auch die Reden und Zeitungsartikel der Gegenpartei, wäre es auch nur, um sie widerlegen zu können. So wird der Parteimann mehr oder weniger geistig geschult, und es ist daher keine ganz leichte Sache, ihn hinters Licht zu führen oder ihn zu bestechen. Bestechungen kommen allerdings vor, sie sind aber von ganz anderer Art als in Europa. Gewiß wird sich eine Partei vielleichter am Bande der Führer leiten lassen, wenn jeder Einzelne nicht so unabhängig denkt, wie das in Amerika der Fall zu sein pflegt; wo die meisten Leute mehr oder weniger nur Werkzeuge in den Händen Anderer sind, wird man sie bis auf einen gewissen Punkt leichter regieren können. Aber in Amerika beruhet das Wohl und die Sicherheit des Staates auf der Intelligenz der Massen, und deshalb war die Fürsorge, den Kindern aller Bürger unentgeldlichen Schulunterricht zugängig zu machen, eine Nothwendigkeit.

Wer einen rechten Begriff von dem Parteitreiben in den Vereinigten Staaten sich verschaffen will, muß die Bewegungen in der Zeit vor irgend einer wichtigen Wahl beobachten. Die Zeitungen befehden dann einander mit furchtbarer Heftigkeit,

man läßt an dem Candidaten der Gegenpartei nicht ein gutes Haar, die Reden in der öffentlichen Versammlung sind von der Art, daß sie den Unterthanen eines modernen europäischen Polizeistaates über alle Maßen subversiv erscheinen; wer die Lage der Dinge nicht näher kennt, kann sich der Besorgnisse nicht erwehren, daß eine fürchterliche Katastrophe unvermeidlich sei, und daß es zum Alleräußersten kommen müsse. Und hört er am Wahltage selbst den gewaltigen Lärm, sieht er die Masse von Menschen mit Fahnen und Musik durch die Straßen ziehen, so meint er wohl, es gehe nun bald los. Aber nach einigen Stunden überzeugt er sich, daß Alles in Heiterkeit sich auflöst; man stimmt eben ab. Dabei ereignen sich denn allerdings auch wohl ganz abscheuliche Raufereien, besonders seitdem die berüchtigten Know Nothings ihr Parteiunwesen treiben. So wird ein Präsident der Vereinigten Staaten, der Gouverneur irgend eines Staates manchmal in der allerfriedlichsten Weise erwählt; Millionen Leute gehen an die Stimmurne, und es kommt oft nicht einmal zu Schlägereien bei solchen Wahlen; bei denen, welche sich auf lokale Angelegenheiten beziehen, gewinnen dagegen die Dinge manchmal einen anderen Charakter, und es geht turbulent genug her. Man will bei dergleichen Wahlen möglichst viel Zeit ersparen; sie dauern daher nur ausnahmsweise länger als einen Tag. Die Landgemeinden wie Städte sind in kleine Bezirke getheilt, deren jeder seine besondere Stimmbude hat. So wird der große Strom der Wählerschaft in eine Menge von kleinen Kanälen abgeleitet; sie besteht selten aus mehr als einigen hundert Köpfen in den einzelnen Abtheilungen, und die Wahlhandlung ist allemal schon vorbei, ehe eine gefährliche Aufregung Platz greifen kann. Auch giebt es in den Vereinigten Staaten keine Hustings, öffentliche Rednerbühnen, von denen herab Candidaten vorgeschlagen oder Reden gehalten würden. Die Vorschläge werden in geschlossenen Räumen gemacht und dort auch die sogenannten Massen=

versammlungen gehalten. So hat man an der Stimmbude, am Wahltage, weiter nichts zu thun, als seine Stimme abzugeben. Zur Zeit, als General Harrisons Präsidentenwahl vor der Thür war, herrschte in der ganzen weiten Union eine furchtbare Aufregung; es wurden mehr als zwei Millionen Stimmen abgegeben, und doch hatte Alles einen ruhigen Verlauf; der Unfug, welcher stattfand, ereignete sich zumeist nur in den großen Städten, welche von Irländern heimgesucht sind.

Das amerikanische Parteitreiben strudelt und wirbelt dermaßen, daß man es mit dem Maelstrom bei den Lofodden verglichen hat. Man mag die jedesmalige Parteifrage sehr genau kennen, weiß aber darum noch nicht, wie die einzelnen Parteien sich zu denselben stellen; denn es giebt neben den grundsätzlichen Widersachern auch gelegentliche. Auf den bloßen Namen, welchen die Parteien führen, darf man nicht zu viel Gewicht legen. Da hat man Whigs, nördliche Whigs, südliche Whigs, progressive Whigs, Freiboden-Whigs, Higher Law Men, Demokraten, nationale Demokraten oder Old-Hunkers, Barnburners, Nullifiers, Seceders, State rights Men, Föderalisten, Native Americans, Know Nothings, Republikaner, Abolitionisten &c., und bei jeder wichtigen Gelegenheit bilden sich neue politische Schattirungen. Auch die Titel der Zeitungen drücken nicht allemal die Richtung der Blätter aus. Es giebt „Demokraten", welche von der Partei gar nicht als solche anerkannt werden, und eben so verhielt es sich oft mit dem Titel Whig.

Ein Prüfstein für die Parteien ist allemal eine Wahl zum Congreß; dann kommt plötzlich System und Methode in das scheinbare Chaos. Die Partei im Großen und Ganzen schaart sich zu einer Phalanx zusammen, und die lokalen Abneigungen und die Schattirungen schweigen dann. Die einzelnen Theile verschwinden nothgedrungen im Allgemeinen. Es ist dabei wohl in Obacht zu halten, daß die großen Parteien alle ihre Wurzeln in großen nationalen Fragen haben, deren Saft

von dem Hauptstamme ausgeht und zu demselben wieder zurückkehrt. Das Parteiwesen trägt nicht wesentlich einen sectionellen Charakter. Die Parteistreitigkeiten können in „sectionellen Differenzen" ihren Ursprung haben, sie sind aber dann im weitern Verlauf gar nicht durch eine geographische Scheidelinie getrennt. Es giebt keine südlichen und nördlichen, keine östlichen und westlichen Parteien. Die dem Norden genehm erscheinende Politik wird vielleicht in dem einen oder andern Falle vom Süden nicht gut geheißen und umgekehrt; aber darum ist diese Politik noch nicht specifisch nördlich oder südlich. Es giebt Freihändler und Schutzzöllner in allen Theilen der Union; es giebt im Norden auch viele Männer, die keine Gegner der Sklaverei sind, und das vielbesprochene Compromiß Heinrich Clays hat gerade im Norden die eifrigsten Vertheidiger und Freunde gefunden. Die feste Burg der Sklaverei ist im Süden, die Abolitionisten fußen im Norden; aber Freunde und Gegner der einen wie der andern sind überall. Allein die Sklavenfrage könnte eine geographische Partei-Bedeutung gewinnen.

In allen Fragen von nationaler Bedeutung treten zwei große Hauptparteien hervor. Die Union und die Verfassung bilden den Born, aus welchem diese Parteien hervorquellen und wie zwei mächtige Ströme das ganze große Land durchziehen. Sie senden, wie wir schon bemerkten, auch eine Menge von Verzweigungen aus, aber diese fließen zur rechten Zeit allemal wieder in die Hauptgewässer zurück.

Patriotisch durch und durch sind alle Parteien; sie stehen auf dem Boden der demokratisch-republikanischen Verfassung, über wirklich fundamentale Dinge ist unter ihnen eigentlich kein Streit, keine abweichende Meinung, und die Verfassung gilt der einen wie der andern für unantastbar, und weicht die eine einmal ab, so wird sie wieder zur Pflicht zurückgebracht. Das eben unterscheidet das amerikanische Parteileben von jenen in den

meisten europäischen Staaten, in denen auf eine Weise an den Verfassungen herumexperimentirt wird, welche deutlich zeigt, daß noch kein fester Boden vorhanden ist, auf welchem irgendwer sich sicher fühlen könnte.

In diesen Staaten haben die Demokraten die Mehrheit der Stimmen, in anderen die Republikaner. Man sagt daher, ein Staat sei demokratisch oder republikanisch. Es ist bemerkenswerth und für das amerikanische Staatswesen eigenthümlich, daß die Amerikaner nie als Gesammtheit eine allgemeine Wahl vornehmen. Es geschah das nur einmal, als es darauf ankam, über die Annahme der Verfassung zur Entscheidung zu kommen. Im Repräsentantenhause zu Washington handelt und verfügt das Volk als Gesammtheit durch seine von ihm gewählten Abgeordneten; sonst aber treten die Amerikaner in der Ausübung ihrer Rechte nirgends als Gesammtheit auf. Nehmen wir einmal die Präsidentenwahl. Dazu ernennt jeder einzelne Staat seinen besondern Wahlkörper, der zu nichts anderm befugt ist, als eben den Präsidenten zu wählen. Die Wähler des einen Staates kommen mit denen der übrigen, und wären es auch jene des Nachbarstaates, gar nicht zusammen. Sie wählen für sich, ohne sich um das, was in irgend einem andern Staate vorgeht, zu kümmern. Das Wahlcollegium versammelt sich in dem Capitolium der Hauptstadt, z. B. von Georgien oder Maine, verrichtet seinen Auftrag, und der Gouverneur des Einzelstaates übermacht das Resultat der Abstimmung an die Regierung nach Washington. Oder was geschieht, wenn eine Lücke im Senat der Vereinigten Staaten zu ergänzen ist? Dann wählt die Legislatur des betreffenden Einzelstaates den Senator. So aber kommt es, daß jede nationale Angelegenheit von Bedeutung zugleich eine wichtige Frage für den Einzelstaat wird. Wenn z. B. der Staat Neu-York einen Senator aus der republikanischen Partei nach Washington bringen möchte, so kann das nur geschehen, wenn zuvor die

Legislatur des Staates in ihrer Mehrheit aus Mitgliedern derselben Partei besteht. Andererseits berühren nationale Fragen den Einzelstaat bei der Wahl von Abgeordneten zum Repräsentantenhause, die in den Counties vorgenommen wird und also bis in jede kleine Gemeinde hin von Interesse ist; denn überall sind Wähler, überall Parteien.

Das Volk in den Vereinigten Staaten nimmt somit an nationalen Angelegenheiten nur innerhalb des Einzelstaates Theil. Darin liegt wesentlich eine Bürgschaft für Aufrechthaltung der Ruhe und des öffentlichen Friedens. Zur Zeit allgemeiner Wahlen richtet sich so von selbst die Aufmerksamkeit des Volks auf eine Menge verschiedener Punkte. Jedermann findet den Mittelpunkt seiner politischen Thätigkeit in seinem eigenen Staate; und das ist sehr zweckmäßig. Denn es würde bei einer so durchweg auf dem Volkswillen beruhenden Regierung gewiß oftmals gefährlich sein, wenn bei aufgeregter öffentlicher Meinung sich die ganze ungebundene Kraft auf einen einzigen Punkt hinlenkte. So aber wird diese Kraft vertheilt, und zwar jetzt mehr als dreißigfach. Man hat daher auch ganz richtig bemerkt, daß jeder einzelne Staat einen Theil des großen Wasserdammes der Union bilde, welcher diese selbst vor Ueberfluthungen sicher stellt.

Wenn aber die Nation keinen für Alle gemeinschaftlichen Fechtboden für die Parteien hat, so besitzt sie dagegen eine große Menge von Tummelplätzen in den einzelnen Staaten, und so kommt es, daß die beiden großen Parteien auf diese den größten Einfluß üben. Manchmal vergessen sie indessen über die inneren, rein häuslichen Angelegenheiten ihre sonstigen Parteiverhältnisse. Ist aber die Lokalfrage entschieden, oder handelt es sich auch während der Agitation gleichzeitig um eine Sache von nationalem Belang, dann schaart sich flugs ein Jeder um sein altes Parteibanner.

Ueberall, wo das allgemeine Stimmrecht gilt, kann es nicht fehlen, daß diejenigen, welche eine politische Rolle in der Partei spielen wollen, nach Popularität jagen. Das geschieht besonders auch in den Vereinigten Staaten oft in einer höchst anstößigen Weise, und die Massen merken es zuweilen doch, daß man sie „gehumbugt" hat. Bei der nächsten günstigen Gelegenheit geht aber der Humbug in anderer Gestalt wieder von vorne an. In den Mitteln, um Parteizwecke zu erreichen, ist man gar nicht allzubedenklich, und in den großen Städten bildet namentlich der zahlreiche irländische Pöbel einen Stoff, welchen die Parteiführer leicht mit Branntwein kneten. Diese Subjecte sind auch für Geldbestechung zugängig, und überhaupt ein widerwärtiges Werkzeug, dessen beide Parteien sich bedienen.

Uebrigens findet man doch, bei allem sonstigen Zusammenhalten der Parteien, zuweilen einzelne Abtheilungen derselben, welche auf eigene Faust operiren. Einer oder der andere äußerste Flügel einer Partei ist gewöhnlich in einer Art von Rebellion gegen die Autorität der ganzen Partei. Es giebt begreiflicher Weise unter den hunderttausenden auch ehrsüchtige Politiker und aufstrebende Geister, welche keine Zucht anerkennen mögen und von Unterordnung nichts wissen wollen. Es ist überhaupt nicht gerade leicht, die Disciplin in einer Partei aufrecht zu erhalten; Jeder will zeigen, daß er ein unabhängiger Mann sei, daß kein Anderer ihm etwas vorzuschreiben habe, und so werden Viele untractabel, auch dann, wenn es nicht einmal in ihrer Absicht liegt, der Partei entgegen zu handeln. Ein Parteiführer muß in Amerika mit der äußersten Umsicht verfahren, wenn er nicht anstoßen will. Aber sobald die Interessen der großen Partei einmal wirklich gefährdet sind, sobald der gemeinsame Feind sich anschickt, die Anarchie in der Partei bei wichtigen Vorfällen zu seinem Nachtheil zu benutzen, — dann sind im Nu alle jene Zwiste vergessen, die Insubordination ist wie durch Zauber verschwunden

und die Disciplin vollständig wiedergekehrt. Die kurz vorher einander so heftig befehdenden Fractionen sind zu einer festen und zusammenhaltenden Masse geworden, die nun ihrem Führer folgt wie eine gedrillte Armee den Befehlen ihrer Generale.

Am allerheftigsten treffen die Parteien in Washington zusammen, im Congresse, wo die Bundesangelegenheiten und die Maßregeln über die allgemeine Politik endgültig entschieden werden. Für die Interessen der Union ist es ohne Zweifel ein Vortheil, daß jene Bundeshauptstadt, das Herz des ganzen politischen Systems, nicht hunderttausende von Einwohnern zählt. Wäre sie zum Beispiel so volkreich wie Neu-York oder Philadelphia, so würde das chronische politische Fieber in den Volksmassen der Capitale steten Widerhall finden und der ganze Staatskörper würde von der Krankheit ergriffen werden, die sich dann kaum heilen ließe. Aber die politischen Pulsschläge in Washington allein sind zu schwach, als daß sie bis in die Extremitäten des Landes gefühlt werden könnten; die Entzündungssymptome gehen meist rasch vorüber. Während in Washington die Parteien sich so zu sagen in Stücke zerreißen, ist es im übrigen Lande vergleichsweise ruhig. Wäre das nicht der Fall, so sähe man auch gar nicht ab, wie den Amerikanern überhaupt Zeit bleiben sollte, sich mit etwas Anderem als mit der Politik zu befassen.

Man begreift, daß in einer über einen so weiten Raum zerstreueten Bevölkerung, die über mehr als dreißig verschiedene Staaten vertheilt ist, und schon aus geographischen Gründen manche verschiedene Interessen hat, für welche doch eine Ausgleichung gefunden werden muß, daß, sagen wir, in einem solchen Lande eine große Partei gar keinen wirksamen Einfluß üben könnte, wenn sie nicht sehr gut organisirt wäre, wenn nicht Alles wie eine Art Räderwerk in einander griffe.

Die Organisirung der Parteien schließt eine mannigfache Gliederung in sich. Eine Partei hat ihre nationale,

ihre Staats- und ihre Bezirksgliederung. Die nationalen Interessen der Partei werden vorzugsweise und in erster Reihe von Conventionen wahrgenommen und geleitet. Eine solche Convention besteht aus einer Versammlung von Bevollmächtigten, welche zusammengenommen und in ihrer Gesammtheit die Partei im Großen und Ganzen repräsentiren. Eine nationale Convention einer Partei ist weder durch irgend ein Gesetz geschaffen, noch weiß die Bundesverfassung von einer solchen; sie ist allemal nur zeitweilig und lediglich ein Ausfluß der Partei; man kann sie als eine Art von Partei-Parlament betrachten, indem mit ihr jede Partei neben ihrer gesetzgebenden Maschinerie in den Conventionen auch eine vollziehende Maschinerie besitzt. Diese letztere besteht in einem nationalen Centralausschuß. Dessen Aufgabe ist es, Zeit und Ort für die Zusammenkunft der Convention anzuberaumen, wenn seiner Ansicht nach das Interesse der Partei eine Zusammenberufung erforderlich macht. Derselbe richtet an alle Mitglieder der Partei im ganzen Lande einen Aufruf zur Wahl von Bevollmächtigten, und schreibt deren Anzahl und Wahlort vor. Bei einem Wahlkampfe stellt sich die Sache dann etwa in folgender Weise heraus:

Alle vier Jahre, ungefähr im Anfange des November, findet die Wahl eines Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika statt. Man begreift, welch eine Lebensfrage für die Partei es ist, daß sie einen Candidaten aus ihrer Mitte durchsetze. Sie operirt nun in eigenthümlicher Weise. Sehen wir uns zum Beispiel einmal die Parteitaktik der Demokraten an.

Schon im Frühjahr zeigt sich in der Partei größere Regsamkeit. Der demokratische nationale Centralausschuß erläßt einen Aufruf an die ganze Partei und fordert dieselbe auf, Delegaten zu wählen, welche an dem und dem Tage, in der und der

Stadt als Convention sich versammeln sollen, um in derselben den Candidaten zu bezeichnen, welchem in dem bevorstehenden Wahlkampf die Partei ihre Stimme geben soll. Insgemein entspricht die Anzahl dieser Delegaten der Anzahl der Wahlcollegien, welche endgültig den Präsidenten zu wählen haben, und die Partei in jedem Staate sendet so viele Delegaten zur Convention, als Wähler im Wahlcollegium des Staates Platz finden. Auf diese Weise ist die Vertretung in der Convention unter den verschiedenen Staaten so ziemlich im Verhältniß ihrer Volksmenge vertheilt. Insgemein kommt die Nationalconvention im Mai oder Juni zusammen, und man wählt am liebsten eine Stadt, welche sich von Süden und Norden bequem erreichen läßt, z. B. früher Philadelphia; jetzt hat Baltimore den Vorzug, das allerdings als eine sehr geeignete Oertlichkeit erscheint.

Bis zum Tage der Zusammenkunft hat die Partei es nicht an Regsamkeit fehlen lassen; sie hat ihre Delegaten in der vorgeschriebenen Weise gewählt, und diese finden sich zu rechter Zeit und Stunde ein. Mit und hinter ihnen strömen zugleich Massen von Faiseurs der Partei ein und hunderte von Berichterstattern für die Zeitungen; die Delegation constituirt sich, und bleibt dann in Berathung, bis der Zweck ihrer Zusammenkunft erreicht ist. Der Parteicandidat für die Präsidentschaft wird bestimmt. In der Convention sind alle Schattirungen der Partei ohne Ausnahme vertreten; die verschiedenen Ansichten und Wünsche treten einander gegenüber, werden erörtert, und man giebt sich die größte Mühe, das Abweichende auszugleichen und Alle dem großen ganzen Parteiinteresse ein- und unterzuordnen. Man erwägt ferner die Taktik, die Haltung, die Aussichten der Gegenpartei, erörtert die Beschaffenheit der einzelnen Candidaten, und am Ende fallen die Stimmen nicht auf den, welcher etwa als öffentlicher Charakter am meisten hervorragt, der als Staatsmann die größten

Verdienste, und bei einem großen Theile der Nation die meiste Beliebtheit hat, sondern manchmal auf einen Mann, gegen welchen die wenigsten Einwendungen erhoben werden. Die Wahl geschieht durch Kugelung, Ballot; und meist wird einhalb hundertmal gekugelt, ehe ein Candidat aus der Urne hervorgeht.

Sobald die Ernennung entschieden ist, wird sie der Partei bekannt gemacht. Und liegt in der einen oder andern Abtheilung der Union nicht etwa ein ganz außerordentlicher und zwingender Grund zum Mißvergnügen und zur Abneigung gegen den Candidaten vor, so erhält der von der Convention bezeichnete Mann alle Stimmen der Partei. Die Blätter stellen seinen Namen an die Spitze der Zeitungen, Tag für Tag, mit großen Lettern, bis im November die Entscheidung gefallen ist.

Während die Demokraten in der angegebenen Weise operiren, befolgen Republikaner und Know Nothings genau dasselbe Verfahren. Sie haben auch ihre Delegaten gewählt, die Lage ihrer Partei erörtert, ihre Aussichten hin und her erwogen, und denjenigen Candidaten „nominirt," von dem sie annehmen, er werde der überwiegenden Mehrheit ihrer Anhänger genehm sein. Manchmal kommen ihre Delegaten in derselben Stadt zusammen, in welcher auch die Demokraten ihre Convention abhielten, und zwischen beiden Versammlungen liegen immer wenige Wochen, zuweilen nur wenige Tage. So hat denn jede Partei ihren Candidaten zur Präsidentenwürde. Für jeden ernennt die respective Partei einen Ausschuß, welcher nun bis November ununterbrochen in Wirksamkeit bleibt, mit den Ausschüssen in den einzelnen Staaten correspondirt und Alles scharf im Auge behält.

Die Wahl eines Candidaten ist, wie gesagt, die Hauptaufgabe einer solchen nationalen Parteiconvention, aber insgemein beschränkt sie sich nicht allein auf diese Handlung.

Denn meist ist die Lage der Dinge von der Art, daß eine umfassende Erörterung der allgemeinen politischen Lage der Union und der Parteiinteressen zur Nothwendigkeit wird. Diese Erwägungen finden ihren Abschluß in einer Reihe von „Resolutionen“, welche als Manifest an die Partei oder an die Nation erlassen werden. Ein Hauptzweck ist, durch sie möglichst großen Enthusiasmus zu erregen. Sie werden dann von den Zeitungen als Parteiprogramm betrachtet, unterstützt und anempfohlen.

Wir haben schon gesagt, daß die Parteien in dem weitausgedehnten Lande, in welchem jeder Bezirk, ja jede Gemeinde eine eigene kleine Republik bildet, ohne eine feste Organisation gar nicht wirken könnten. Alles würde sonst aus einander fallen, die Partei hörte auf, irgend welche Bedeutung zu haben. Wenn man daher eine Partei der Tyrannei gegen ihre einzelnen Mitglieder beschuldigt, so ist dabei der angegebene Umstand nicht außer Acht zu lassen. Daß es überall heftig zugeht, wo die Woge der Partei hoch fluthet, ist übrigens leicht zu erklären. Wehe dem irgendwie aus der Menge hervorgetretenen Politiker, der vom Whigthume oder von der Demokratie abgefallen ist; die verlassene Partei brandmarkt ihn in öffentlichen Versammlungen und in der Presse; er läuft durch tausend Zeitungsblätter Spießruthen, und ist er von irgend welcher Bedeutung, so wird nichts unterlassen, wodurch er politisch vernichtet werden kann. Nicht einmal Reue über seinen Abfall nützt ihm dann noch etwas. Ein beliebiger Mann darf die an der Spitze seiner Partei stehenden Männer so arg schmähen als er will, man verzeiht ihm das; er kann in den Reihen der Partei sich äußerst ungeberdig und ungefügig zeigen, man sieht es ihm nach; so lange er nur die Partei nicht im Stiche läßt, so lange er nicht abfällt, hat das Alles nur wenig zu bedeuten. Aber verloren ist er, sobald er auch nur einen Finger gegen die Partei selbst erhebt und gegen ein Parteimanöver arbeitet, also wohl gar gegen die Partei in

einer wichtigen Parteifrage stimmt. Er kann dann allen politischen Aussichten und Hoffnungen Lebewohl sagen, falls ihn nicht die andere Partei rückhaltlos aufnimmt, was immer nur selten der Fall zu sein pflegt.

Das Alles bezeichnet man eben als politische Parteityrannei, als einen Despotismus, welchem jedes Mitglied unterworfen sei. Der Mann soll mit seiner Partei denken, soll handeln wie sie will, gewissermaßen seine Individualität aufopfern, denn der Wille der Partei, den er freilich mit bestimmen hilft, soll sein höchstes Gesetz sein. Diese Folgsamkeit wird in allen Dingen gefordert; das Programm der Partei soll in allen Stücken befolgt werden, ein Abweichen wird gar nicht verziehen. So betrieb die demokratische Partei den Krieg gegen Mexico, und kein Demokrat durfte etwas gegen denselben einwenden, wenn er nicht anrüchig werden wollte. Wer nicht heiß ist mit den Uebrigen, gilt für kalt, und wird als ein unbrauchbares Glied am Parteikörper betrachtet.

Diesem Einfluß sind nicht blos die gewöhnlichen Mitglieder der Partei unterworfen; — auch die Führer gehorchen ihm. In diesem Gehorsam gegen die Partei, auch gegen deren Irrthümer und Vorurtheile, beruht ein großer Theil ihres Einflusses. Um diese leitenden Männer herum stehen immer Hunderte, die jede nicht ganz richtige Handlung, jede etwas unbedachtsame Aeußerung dem gemeinschaftlichen Gebieter, das heißt der Partei, durch die Presse mittheilen. Man sucht sich unbequemer Nebenbuhler zu entledigen, indem man ihnen Fallen stellt. Kurz, politisch wird das Individuum in und von der Partei absorbirt, und darin liegt wohl ein Uebelstand des politischen Lebens in Amerika. Im freiesten Lande der Welt finden wir die Anomalie, daß ein Politiker weniger Freiheit im Denken und Handeln hat, als in denjenigen Staaten Europa's, welche wirklich constitutionell sind.

Das Alles gilt aber nur von Individuen. Sobald eine

Verschiedenheit der Ansichten oder Interessen eine ganze Abtheilung in der großen Partei zum Abfall treibt, so ist die Loosung nicht mehr Unterdrückung, sondern Wiederversöhnung. Eine solche hat zwischen den beiden großen Fractionen der demokratischen Partei, den Old-Hunkern und den Barnburnern stattgefunden.

Seit Jacksons Erwählung ist es bis auf Buchanans Wahl nicht mehr vorgekommen, daß eigentlich hervorragende Staatsmänner als Parteicandidaten für die Präsidentenschaft nominirt wurden. Der Grund davon liegt zum Theil in den sogenannten sectionellen Interessen. Ein Führer, welcher in der Hauptsache der großen Masse der Partei vollkommen annehmbar wäre, verstößt vielleicht gegen einen Zweig derselben oder gegen mehrere Abtheilungen. So ist seit längerer Zeit die Sklavenfrage der gefährliche Fels, an welchem mehr als ein hervorragender Politiker scheiterte. So sind namentlich angesehene Republikaner des Nordens in dieser Hinsicht dem Süden gegenüber compromittirt, und von den Demokraten gilt ganz dasselbe. Hervorragende Männer haben auch gegen den Neid anzukämpfen, welcher ja überall das Talent verfolgt, und kleine Geister zur Opposition antreibt. Wer in Amerika viele Freunde besitzt, hat auch viele Feinde selbst in den Reihen seiner eigenen Partei, und gerade diese arbeiten seiner Erhebung zur höchsten Würde entgegen. Das wissen die Parteien auch recht wohl, und um ihre Kräfte nicht zu zersplittern, finden sie es in der Regel nothwendig, beim Herannahen der Präsidentschaftswahl ihre Zuflucht zu einem mehr oder weniger unbekannten, als Politiker nicht bedeutenden Candidaten zu nehmen. Solche Männer heißen Compromißpräsidenten, und solche waren bei den Whigs Harrison und Taylor, bei den Demokraten war es Polk, und Franklin Pierce ward gleichfalls ein Compromißpräsident in diesem Sinne. Es kann übrigens

nicht in Abrede gestellt werden, daß die Vereinigten Staaten mit ihren Präsidenten Glück haben; die Wahl ist zumeist auf tüchtige, wenn auch nicht immer auf politisch hervorragende Männer gefallen. Auf keinen Fall brauchen sie einen Vergleich mit den Staaten der alten Welt zu scheuen.

Aus dem bisher Gesagten wird einleuchtend sein, in welcher Weise die Organisation der Parteien, die Maschinerie des ganzen Parteiwesens auf die Politik bestimmend einwirkt. In jedem Einzelstaate hat jede Partei wieder ihren besondern Staatsausschuß, welcher nöthigenfalls wieder eine Staatsconvention zusammen beruft, die dann Candidaten für die Besetzung der Aemter im Einzelstaate bezeichnet und die Parteiinteressen wahrnimmt, in so weit sie eben den Staat insbesondere angehen. Diese Staatsconventionen greifen aber auch manchmal weiter aus; sie stellen z. B. auch wohl eine Liste von Parteicandidaten auf, welche ihnen im Interesse der Partei auch in anderen Staaten genehm zu sein scheinen. Sie veranlassen Erörterungen über allgemeine nationale Gegenstände, und veröffentlichen darüber Resolutionen. Diese aber sind dann keineswegs bindend für die Partei im Allgemeinen, nicht einmal für jene in dem betreffenden Staate selbst; man macht sie bekannt, um zu sondiren, zu prüfen, das Feld, welches man beackern will, ein wenig vorzubereiten; und macht das Interesse der Partei es nöthig, sie fallen zu lassen, so läßt man sie eben fallen. So z. B. erklärte im Jahre 1847 die demokratische Staatsconvention des Staates Ohio, nachdem sie andere Geschäfte abgethan, den General Caß zum Präsidentschaftscandidaten; so wurden 1852 derselbe Caß, Webster, Fillmore, Buchanan und andere von der oder jener demokratischen oder whiggischen Staatsconvention zum Candidaten erklärt. Das hat aber weiter keine Bedeutung; man drückt damit nur einen Wunsch aus; denn die Entscheidung steht bei der Nationalconvention der einen oder der andern Partei. Es ist in der

amerikanischen Parteitaktik einmal hergebracht, Strohhalme in die Luft zu werfen, um zu erfahren, woher der Wind weht; weiß man das, so rüstet man sich für den eigentlichen Feldzug. Noch bevor die Nationalconvention zusammen tritt, kann die Partei alle Conflicte und Gegensätze in ihrer Mitte überschlagen und sich ein festes, sicheres Urtheil über die Sachlage bilden. Eine Ueberrumpelung durch Aufwerfen von Fragen, die man nicht schon erörtert hätte, ist auf diese Weise nicht möglich; es mag kommen was da wolle, die Convention ist orientirt und wird nicht überrascht.

Auch die Counties haben ihre Centralausschüsse und Conventionen, die im Allgemeinen nur Gegenstände von örtlicher Bedeutung erörtern, aber sich doch manchmal auch veranlaßt fühlen, ihre Ansichten durch Resolutionen ihren Mitbürgern im Staate kund zu geben. Und diese Organisation geht bis in die Gemeinden hinunter.

Das ist der regelmäßige Gang der Parteimaschine. Manchmal, wenn die Noth es erfordert, wirkt sie aber auch in außerordentlicher Weise. Sobald es zum Beispiel nöthig erachtet wird, Enthusiasmus zu erregen, dann beliebt man besondere Demonstrationen zu solchem Behuf, und organisirt zu diesem Zweck. Wenn die Partei es für angemessen hält, im Staate eine Demonstration zu machen, so ist der Staats-Centralausschuß ermächtigt, eine solche in Gang zu bringen, wie denn das z. B. vielfach während Kossuths Rundreise durch die Vereinigten Staaten geschah. So werden auch außerordentliche Bezirksversammlungen und zwar vom Central-Comitee des Bezirks ausgeschrieben. Nicht selten veranstalten auch die jungen Leute irgend eines Staates eine Demonstration auf eigene Hand durch ihre „Young Mens State central committee“. Doch haben solche Kundgebungen keinen entscheidenden Einfluß. Die jungen Leute lieben das Demonstrationen-Machen. Sie versammeln sich bei einer ihnen passend scheinenden Gelegenheit

zu Hunderten und manchmal zu Tausenden auf irgend einem centralen Punkt und lagern wohl auch im freien Felde. Sie ziehen in munterer Weise mit wehenden Fahnen und mit Spielleuten durch Dörfer und Städte, wo sie von den älteren Leuten ihrer Partei freundlich begrüßt, von den Gegnern ausgelacht werden. Dafür rächen sie sich durch Absingen eines politischen Spottliedes. Das Ganze nimmt einen lustigen Verlauf, indem gewöhnlich beide Parteien lachen. Da der Amerikaner Geschäftsmann durch und durch ist, so benutzt er namentlich auf dem platten Lande die politischen Versammlungen, um nebenher so viele Geschäfte als möglich abzuthun oder neue Verbindungen anzuknüpfen.

In Amerika bieten sich bekanntlich die Candidaten den Wählern nicht an, sondern sie werden von den Parteien aufgestellt. Dieses Verfahren dient wesentlich dazu, die Einigkeit in der Partei aufrecht zu erhalten; denn sie stellt den Mann auf und er kann daher auf ihre Stimmen rechnen. Braucht man einen Candidaten, so bespricht man sich vorher über die tauglichen Männer; dann wird gekugelt, nachher geschieht die Ernennung für denjenigen Candidaten, welcher die meisten Stimmen hatte. Nur ein solcher Candidat hat Aussicht, gewählt zu werden, nicht aber ein „Stump-Candidat", d. h. ein solcher, der auf eigene Faust sich den Stimmabgebern vorstellt.

Das amerikanische Staatswesen unterscheidet sich, wie man sieht, durchaus von dem europäischen. Dieses hat in den letztverflossenen Jahrhunderten die alte germanische Grundlage mehr und mehr verlassen, und ist in Bezug auf die Ableitung der Monarchie von Gottes Gnaden vielfach durchaus orientalisch geworden. Das deutsche Alterthum und Mittelalter kannte diesen Begriff eben so wenig, wie jenen der Legitimität. In Nordamerika hat das Staatswesen germanische Grundlagen zurückerobert, und was in England sich, wenn wir so sagen dürfen insularisch entwickelte, ist dort wieder continental geworden.

Schon vor der ersten französischen Staatsumwälzung äußerte der ältere Adams, von den Vereinigten Staaten sei das erste Beispiel einer Regierung gegeben, die ganz einfach und unvermischt auf natürlichen Grundsätzen beruhe; die Politik sei in Amerika ein Menschenwerk wie jedes andere. Allerdings gilt der Staat dem Amerikaner für ein Erzeugniß des Interesses, an welchem nichts mehr und nichts weniger „Göttliches" sei, als an anderen menschlichen Erzeugnissen auch. Man macht das Staatswesen, wie man es eben gebrauchen kann; man entkleidet dasselbe von jedem Nimbus; es ist ganz und gar irdisch, vollkommen von dieser Welt; es erkennt die christliche Sittlichkeitslehre vollkommen an, aber Religion und Kirche haben als solche lediglich gar nichts mit dem Staate zu schaffen; beide ignoriren einander völlig. Schon daraus allein kann man abnehmen, in welchem Gegensatze der amerikanische Staat zum europäischen steht.

Wir sehen, wie viele Eigenthümlichkeiten schon jetzt, nach einer erst so kurzen Geschichte, Nordamerika darbietet. Man darf die Staatenbildung, das Wachsthum und die Entwickelung der Gemeinwesen in den Vereinigten Staaten nicht nach europäischem Maaßstabe beurtheilen, weil auf der andern Seite des Weltmeeres sich Alles in neuer und eigenartiger Weise ansetzt und entfaltet. Der Boden, auf welchem die Menschen sich bewegen und ihre Evolutionen machen, ist ein ganz anderer, als in unserm alten Erdtheile und bedingt eine verschiedene Anwendung der Kräfte; in Amerika lebt sich von vorn herein ein jedes Individuum ganz anders aus, als bei uns.

Die Vereinigten Staaten sind erst vor drei Menschenaltern selbständig geworden, ihr Staatenbund ist noch weit jünger, und doch haben sie in dieser kurzen Spanne Zeit man möchte sagen ein Jahrtausend durchgemacht. So rasch und im Sturm, so sicher und zuversichtlich auf sich selbst ist kein Volk in die Geschichte eingetreten, und noch dazu ein Volk, das neu aus

aller Welt Ecken und Enden zusammengewehet wurde. Die Verquickung verschiedener Bestandtheile geht wunderbar schnell vor sich, und während in England Sachsen und Normannen Jahrhunderte lang wie Schichten neben und übereinander lagerten, die Waliser bis heute Kelten geblieben sind; während in Frankreich bis jetzt der Baske wie der Bretagner, der Flaming wie der Elsasser seine alte Volksthümlichkeit bewahrt hat, verschwinden die Millionen Einwanderer in den Vereinigten Staaten, wenn nicht in der ersten oder zweiten, doch in der dritten oder vierteu Generation zumeist in dem, was wir der Kürze halber als Yankeethum bezeichnen wollen; ihre Nationalität geht zumeist im Amerikanerthum auf, und läßt auch die Sprache des Mutterlandes fallen. Was ist denn noch Französisches übrig geblieben im alten Louisiana, überhaupt am Mississippi, und was von den Spaniern in Florida? Nur in Pennsylvanien haben die deutschen Bauern sich zäh verhalten, aber nur indem sie sich absperrten und lediglich auf den Ackerbau beschränkten. Die Deutschen freilich sind so zahlreich in der großen Union vertreten und erhalten ununterbrochen alljährlich so starken Zuschuß aus Europa, daß unsere Sprache nicht untergehen wird; wohl aber kann es nicht fehlen, daß unsere Landsleute in vieler Beziehung allmälig eine mehr oder weniger amerikanische Umwandlung erfahren.

Das „Immer Vorwärts!“, das go ahead, läßt keine Ruhe zu. Alles geht mit Windeseile; unser europäischer Begriff von Behaglichkeit, Beschaulichkeit und Umsicht fehlt dem Nordamerikaner. Er greift immer in die Zukunft hinaus und hinüber, er kann und mag nicht langsam warten, sondern will Schwierigkeiten und Probleme unverzüglich lösen. Gefahren vermeidet er nicht, sondern stürmt ihnen entgegen, um sie zu beseitigen; er packt den Stier bei den Hörnern und sieht zu, wie weit er damit kommt. Bis jetzt hat er stets ein beispielloses Glück gehabt und blickt mit Befriedigung auf Alles, was

er ruckweise, meist unter heftigen Geburtswehen, aber allemal rasch, erreichte.

Binnen sechszig Jahren haben die Vereinigten Staaten eine Kauffahrteiflotte auf Meere, Seen und Ströme gebracht, deren Tonnengehalt jenen Großbritanniens nun schon überflügelt; sie sind eine Handelsmacht ersten Ranges, ein großes Agriculturland, das jährlich mehr als drei Millionen Ballen Baumwolle in den Verkehr bringt; sie bilden eine Kornkammer für Europa; sie haben so viele Eisenbahnen als Europa zusammengenommen, ihre Kanäle und Telegraphen reichen von einem Ende des großen Landes bis zum andern, aus dreizehn Staaten sind dreiunddreißig geworden, und von den sieben Territorien werden in den nächsten Jahren die meisten gleichfalls als Staaten in jene große Union treten, welche vom atlantischen Ocean bis zum Gestade des Großen Weltmeeres reicht. Die materielle Entwickelung ist in wunderbarem Gedeihen. Auch in der Cultur haben die Amerikaner verhältnißmäßig Fortschritte gemacht und für den Volksunterricht sorgen sie mit Eifer. Das Alles muß erwogen werden, wenn es darauf ankommt, die Vereinigten Staaten richtig zu würdigen.

Andererseits ist wahr, daß uns Europäern das ganze rastlose, hastige, oft rohe und gewaltthätige Treiben der Nordamerikaner in hohem Grade unerquicklich erscheint; allein sie haben eben andere Anschauungen und Bedürfnisse als wir, und können sich darauf berufen, daß alle ihre inneren Fehden nicht so viel Blut gekostet haben, als eine einzige Revolution oder Schlacht in Europa. Sie können fragen: wie lange es denn gedauert habe, bis England am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts seinen Umwälzungen ein Ende machen konnte? Sie stürmten von jeher mit einer furchtbaren Heftigkeit in alle Controversen hinein, aber hauptsächlich deshalb, um sie möglichst rasch abzuthun. Sie haben und kennen die Hemmungen nicht, welche in Europa die politischen Leidenschaften auf andere

Wege und oftmals auf lange Zeit in die Tiefe drängen; bei ihnen hat der Vulkan immerwährend tausend Oeffnungen; jedes Zeitungsblatt, jede öffentliche Versammlung ist eine Fumarole. In den Grenzlanden, wo der Abschaum der Gesellschaft sich anzusetzen und abzulagern pflegt, ruft man, wenn Warnungen nicht fruchten, den „Richter Lynch“ und in Californien sind mehr als einmal Ueberwachungsausschüsse gebildet worden, „um die Luft zu reinigen“. Sobald die Behörden sich zu schwach oder zu pflichtvergessen zeigen, treten die Bürger zusammen, um auf eigene Hand der gemeingefährlichen Menschen sich zu entledigen; sie machen eine örtliche Revolution im Interesse der öffentlichen Sicherheit, aber allemal so rasch als möglich. Nachdem das Land gesäubert worden ist, kehrt die Ruhe zurück. In diesem ächt amerikanischen Behaben und Verfahren tritt die Rohheit, die Leidenschaft und das Parteigetriebe in ganz anderer Weise hervor wie in Europa. Aber das Volk erhält auch von früher Jugend an Begriffe vom Staatswesen und öffentlichen Leben, welche den unsrigen nicht entsprechen. Die politische Synthese ist in der neuen Welt eine ganz andere, als bei uns in der alten.

Ich habe die Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters der Nordamerikaner an einem andern Orte ausführlich geschildert. Daß derselbe noch keinen festen Typus und keine Gleichartigkeit hat gewinnen können, erklärt sich aus dem ganzen Werden und der Zusammensetzung der Bewohner des großen Landes. Den specifisch amerikanischen Sauerteig, welcher das Volk der gesammten Union mehr oder weniger durchdringt, bilden die Bewohner der sechs nordöstlichen Staaten, die sogenannten Neu-Engländer, Nachkommen der puritanischen Pilgerväter. Der ächte „Yankee“ steht als ein ganz eigenthümlicher Mensch da. Er ist fürsorglich, haushälterisch, auf Geld und Gut erpicht. Seine pfiffige Verschlagenheit, sein betriebsames Wesen, seine erfinderische Anlage und Sparsamkeit sind um so bemerkens-

werther, da alle diese Eigenschaften nicht geradezu als Kinder der Noth und des äußern Dranges erscheinen. Denn eigentliche Armuth ist in jenen Staaten nicht vorhanden und Arbeit immer in Hülle und Fülle gesucht. Der Yankee, seine Berufsart möge sein, welche sie wolle, streckt sich nach der Decke und geht als Hausvater nicht leicht über seine Mittel hinaus. In dieser Hinsicht gleicht er dem Schweizer, ist aber nicht so knickerig, als dieser manchmal zu sein pflegt. Bei jedem Geschäfte, groß oder klein, sucht er seinen Profit zu steigern. Zwar sagen ihm seine amerikanischen Landsleute nach, daß er es dabei nicht immer streng und genau mit der Redlichkeit nehme und daß man bei ihm sich vorsehen müsse, um nicht für ächte Schinken und Muskatnüsse täuschend ähnlich nachgemachte Waare aus Wallnußholz zu erhalten. Allein das sind Auswüchse, dergleichen überall vorkommen. Richtig bleibt, daß die Yankees aller Classen prosaische Nützlichkeitsmenschen sind, durchaus nüchterne Utilitarier. Sie haben manchmal einen kleinlichen Anstrich und zeigen eine beschränkte Auffassung; daneben bethätigen sie aber einen hartnäckigen Eigensinn, der oft zum Guten ausschlägt, weil er fast immer auf nützliche Dinge gerichtet ist. Bedächtiges und bemessenes Wesen wird an einem Manne hoch geschätzt; Jeder kleidet sich anständig, sucht sich sein Haus bequem einzurichten und seine Kinder gut zu erziehen. Gewiß sorgt er dafür, daß sie etwas lernen, und das Yankeeland liefert für alle anderen Staaten die betriebsamsten Schulmeister.

Man sagt allgemein vom Yankee, daß ihm, gleich seinem englischen Stammverwandten, liebenswürdiges, anziehendes Wesen fehle. Und in der That ist er gewöhnlich durchaus ein Mann des Soll und Haben, und sein Wesen zu nüchtern; er wird angeschuldigt, daß bei ihm das männliche Geschlecht lediglich aus Thalerjägern bestehe, und das weibliche habe keine andere Bestimmung, als dergleichen Thalerjäger zu gebären und

aufzuziehen. Dagegen wendet der Yankee ein, in seinem Bienenkorbe gäbe es keine aristokratischen Drohnen, welche nur verzehren und nicht arbeiten. Und es ist nicht zu läugnen, daß gerade in jenem Paradiese der Dollarjäger die Wissenschaft geachtet würde, und daß in gemeinnützigen Erfindungen die Yankees neben den Engländern ihren Platz behaupten. Denn ihre Erfindungsgabe ist ausgezeichnet und ihre Thätigkeit ungemein sinnreich.

Das Yankeeland, der Nordosten der Vereinigten Staaten, erscheint nicht blos an Arbeitsamkeit einem Immenkorbe vergleichbar; auch darin sind seine Bewohner den Bienen ähnlich, daß in jedem Frühling Tausende von ihnen in die Ferne schwärmen. Vorzugsweise dem Neuengländer wohnt noch mehr als den übrigen Nordamerikanern ein Wandertrieb inne, der keine Befriedigung fand, ehe er die Küsten des großen Weltmeeres im Westen erreichte. Der Yankee hat seine Heimath lieb, aber er hängt nicht an ihr, sondern sucht sich eine neue Heimstätte, gleichviel wo, wenn er dadurch seine Lage verbessern zu können glaubt. Er schweift umher wie ein Zigeuner, und nachdem er den Indianer verdrängt, wird er selber zu einer Art von Nomaden. Er schlägt aber auch in jedem Boden Wurzeln, breitet sich aus wie ein Quekengras, und es kommt ihm nicht viel darauf an, in zehn Jahren zehn Mal den Wohnort zu wechseln. Denn sentimentale Heimathliebe wohnt nicht in ihm, er ist in dieser Beziehung ein völliger Gegensatz des Deutschen, und eher ein Beduine. Aber diese Wanderlust übt auf Nordamerika im Großen und Ganzen einen segensreichen Einfluß, denn der Yankee verpflanzt seine Ordnungsliebe und Betriebsamkeit in alle Gegenden, er giebt den europäischen Ansiedlern in manchen Dingen ein gutes Beispiel und übt durch seine geistige Rührigkeit und als erregendes Element wohlthätigen Einfluß.

In den mittleren Staaten ist die Bevölkerung viel gemischter und der Yankeecharakter tritt nicht mehr in seiner vollen Eigenthümlichkeit hervor. Im westlichen Neu-York und in Pennsylvanien sind die Deutschen sehr zahlreich; sie vor Allen haben wesentlich beigetragen, das Land blühend zu machen, und insbesondere zeichnen sie sich als Ackerbauer aus. In diesen mittleren Staaten, wie im gesammten Westen, ist noch Alles in frischem Flusse, weil alljährlich mächtige Einwandererwellen einströmen, und es wird lange dauern, bevor sich dort ein fester Typus herausarbeiten kann. Der Charakter des Südländers ist von jenem des Yankee in vielen Beziehungen ganz wesentlich verschieden; schon gleich in Maryland und Virginien tritt ein anderes Gepräge auf, und auch die Einwirkung der Sklaverei macht sich fühlbar. Der Südländer ist mehr Normanne und Cavalier, der Yankee und der Mensch in den mittleren Staaten mehr Angelsachse. Jener Südländer ist weniger arbeitsam und nicht so rührig, aber seine geistigen Bestrebungen sind auch nicht lediglich auf das Nützliche gerichtet. Er ist in hohem Grade gastfrei, oft edelmüthig und im besten Sinne des Wortes ritterlich, aber er hat zu rasches Blut, ist viel zu empfindlich und zu Gewaltthätigkeit geneigt. Die Gesellschaft ist im Süden vielfach franker, nobler und angenehmer, als durchschnittlich im Norden.

Der Amerikaner denkt oft an Unternehmungen und entwirft Pläne, die einem Europäer gar nicht in den Sinn kommen. Vor einigen Jahren schrieb ein englischer Marineoffizier, Capitain Mackinnon, Transatlantische Skizzen, in welchen ich eine Schilderung fand, die für das amerikanische Wesen durchaus kennzeichnend ist. In den Hinterwäldern von Wisconsin begegnete ihm ein vierschrötiger Mann, mit welchem er in ein Gespräch gerieth. Der Ansiedler lud ihn in sein Blockhaus, wo sie mit einander ein Gläschen tranken und Maisbrod aßen. Der Yankee hatte ein ziemlich wildes Aussehen; er hatte

als Freiwilliger in Neumexiko und Californien gegen die Indianer gedient, und führte natürlich, wie so ziemlich jeder Amerikaner, den Titel: „Capitain." Dieser Capitain Ezekiah Conclin Brum war gar nicht abgeneigt, der britischen Regierung aus einer großen Verlegenheit zu helfen, und für diesen Zweck ihr ein Anerbieten zu machen. Er hatte nämlich vom Kap der Guten Hoffnung und vom Kaffernkriege gelesen, der sich so lang hinzog. Das wollte dem Amerikaner nicht einleuchten, und er wußte ein Mittel, dem Dinge rasch ein Ende zu machen. Er kannte die Musketen, mit welchen das englische Fußvolk bewaffnet ist. „Und nun sagen Sie, was wollen Sie denn mit einem so plumpen, erbärmlichen Dinge auch wohl ausrichten? Thun Sie mir den Gefallen und gucken Sie einmal hier aus der Thür heraus. Sie sehen dort den Baumstumpf; er hat jetzt sieben Fuß Höhe und ist breiter wie ich im Leibe. Er steht gerade einhundert und funfzig Yards von hier. In diesen dicken Kerl habe ich so viele Kugeln hineingejagt, daß mir der Kopf brummte und die Schulter wehthat. Aber nun sehen Sie auch einmal meinen Schießprügel an," — und dabei griff er nach einer revolvirenden siebenläufigen Büchse und schoß einen Lauf nach dem andern ab. — „Sie werden nun sieben Kugeln im Holze finden. Ich will jetzt sieben Spielkarten an den Baum nageln; Sie sollen sehen, ich treffe sie alle." Kurz und gut, Capitain Brum, der Yankee, machte Capitain Mackinnon, dem Schotten, in allem Ernst den Vorschlag, er, Brum, wolle fünftausend Mann amerikanische Schützen stellen, deren jeder mit einer siebenläufigen Büchse bewaffnet sein solle, und wenn man ihnen fünf Millionen Dollars zahle, so stehe er als Mann dafür, daß nach einem halben Jahr kein Kaffer am Kap mehr zu sehen sei. „Wir Amerikaner, sagte er, wären zum allermeisten soviel wie dreißigtausend Engländer mit so erbärmlichen einläufigen Dingern; und wir wollten bald mit

der Geschichte fertig werden — we should do it slick, right away!“

Ich will noch andere Eigenthümlichkeiten hervorheben. Unter den lebendigen Sprachen ist keine andere in so umfassender Weise zur Weltsprache geworden, als die englische; sie ist als lebendige Rede über einen weitern Raum verbreitet, als jemals irgend eine Zunge es gewesen. Und da sie literarisch wie geschäftlich von gleich großer Bedeutung erscheint, da sie tiefe Wurzeln auf beiden Erdhälften geschlagen hat, da eigentlich kein höher gebildeter Mensch die Kenntniß der englischen Sprache entbehren kann oder mag, so folgt mit Nothwendigkeit, daß sie von Jahr zu Jahr mehr Boden erobert. Sie herrscht in Nordamerika, am atlantischen wie am Stillen Ocean, ist über das ganze Binnenland verbreitet; sie hat sich an den Küsten von China, in Indien, in Australien und Neu-Seeland festgesetzt. Ueberall erscheint ihr Grundbau als ein und derselbe, sie behält ihr wesentliches und eigenthümliches Gepräge bei, aber in Einzelnheiten modificirt sie sich, je nach Beschaffenheit der verschiedenen Oertlichkeiten. Es kann auch nicht anders sein. Jede Sprache wird in einem neuen Lande, unter verschiedenen physischen und moralischen Verhältnissen, im Nebeneinander mit fremden Sprachen, manche Zusätze erhalten und Abänderungen erleiden. Auch werden viele Wörter neben ihrer alten Bedeutung noch eine neue gewinnen, auch wohl diese letztere allein behalten, jene erstere dagegen im Laufe der Zeit allmälig einbüßen. So erhält auch das Englische in fremden Erdtheilen nach und nach gewisse ganz neue dialektische Eigenthümlichkeiten, welche dann allemal bezeichnend für das Land sind, in welchem sie entstanden.. Ganz besonders gilt dies von den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dort hat der angelsächsische Mensch, der auf dem britischen Eilande einen insularischen Charakter zeigt, sich, wie schon mehrfach hervorgehoben wurde, wieder zu einem mehr continentalen

Menschen umgewandelt, und die Sprache ist eine in vielen Beziehungen besondere, eigenthümliche geworden. Auf den alten englischen Stamm sind bereits Tausende von Amerikanismen gepfropft worden.

Auch die englische Sprache hat bekanntlich manche Wandlungen erfahren. Bis auf Shakespeare war ihr Grundgezimmer vorzugsweise germanisch, der Charakter überwiegend angelsächsisch. Seitdem ist das Romanische mehr und mehr emporgewuchert, namentlich im achtzehnten Jahrhunderte, als die gebildete Gesellschaft in England französischen Einflüssen anheimgefallen war. Viele alte und gute Wörter kamen in Abgang; der Sprachgebrauch wurde ein anderer, ganz in derselben Weise, wie vor länger als achtzehn Jahrhunderten der alte Horatius gesagt hatte: viele Ausdrücke werden obsolet, denn so will es usus, quem penes arbitrium est, et jus et norma loquendi. Wer ein englisches Wörterbuch aus dem siebenzehnten Jahrhundert mit einem Lexicon aus unserer Zeit vergleicht, wird finden, daß die Zahl der veralteten, in der Schriftsprache und in der Umgangssprache der höher gebildeten Klassen nicht mehr gebräuchlichen Wörter ganz außerordentlich groß ist. Dagegen haben viele alte Ausdrücke sich in der Umgangssprache des gemeinen Mannes bis auf den heutigen Tag erhalten.

Es ist hier nicht der Ort, auf eine Geschichte der englischen Sprache einzugehen; wir wollen lediglich auf einige Eigenthümlichkeiten hinweisen, welche sie in Nordamerika gewonnen hat, wo Leute von verschiedener Abstammung mit und neben einander leben, die, ohne Unterschied der Nationalität, nicht umhin können, sich des englischen Ideoms zu bedienen. Dieser Umstand wirkt dann wieder auf die Sprache der Nichtenglischen ein, wie denn z. B. das pennsylvanische Bauerndeutsch fast zu einem Drittel aus englischen Wörtern und Redensarten besteht. Die Stadt Neu-York ist zuerst von Holländern besiedelt worden. Die Zahl dieser niederländischen Ansiedler ist

nie groß gewesen; sie drangen nicht über das Thal des Mohawk und das benachbarte Land hinaus, nichtsdestoweniger sind in dem nun schon mehr als drei Millionen Bewohner zählenden Staate nach Verlauf von zwei Jahrhunderten holländische Spuren in der Sprachweise zu erkennen. Namentlich schlägt mancher holländische Ausdruck in der Umgangssprache der Städte Neu-York und Albany durch, und in einzelnen Dörfern wird noch holländisch gesprochen und gepredigt. Ja, es giebt dort Leute, welche niemals ein englisches Wort gesprochen haben, und die lediglich holländisch verstehen. Insbesondere geographische Benennungen sind bis auf diesen Tag holländisch geblieben, sodann Küchenausdrücke, die mehr oder weniger umgestaltet worden sind. Dahin gehören zum Beispiel Cooky, für a cake, ein Kuchen; crullers, ein gerollter Kuchen — a cake, made of a strip of sweetened dough, boiled in lard, the two ends of which are twisted or curled together; sodann olykoke, Oelkuchen; spack and appeltjes, Speck mit Äpfeln; ferner kohlslaa oder kool slaa, d. h. Kohlsalat, cabbage salad. Ebenso pit, für kernel, z. B. a cherry pit. Ebenso sind noch manche Ausdrücke für Spielsachen und dergleichen unter den Kindern holländisch geblieben. Dahin rechnet man zum Beispiel: scup für swing, Schwenge, Schaukel; — hoople für hoop, Reifen; — peewee für Klickersteine; — pile, (pyl,) arrow, Pfeil; — pinkster oder pinxter für Whitsunday; — paas für paasch, Ostern. Auch einzelne Kleidungsstücke haben Benennungen, die auf holländischen Ursprung hinweisen, z. B. clock mutch für klapmuts, Nachthaube der Frauen. Manche holländische Ausdrücke sind indessen über die Gränze von Neu-York hinausgegangen, und in einigen nördlichen Staaten und Neuengland gang und gebe geworden. Dahin gehören sloop, a porch, und boss, statt baas, a master workman.

Die Zahl der Holländer in Nordamerika hat niemals die

Ziffer von vierzigtausend Köpfen erreicht, und doch sind, wie wir sahen, in die englische Sprache sehr viele niederdeutsche Wörter, rein oder mehr oder weniger umgestaltet, übergegangen. Aber von weit größerem Einflusse wird das Deutsche sein, welches gegenwärtig von reichlich fünf Millionen Menschen in Nordamerika gesprochen wird, und das bei dem mächtigen und von Jahr zu Jahr an Ausdehnung gewinnenden Wechselverkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten immer neue Kraft und frischen Zuwachs erhält. Die Zeit ist längst vorüber, in welcher nur weniggebildete Handwerker und Landleute nach der neuen Welt auswandern; ein sehr beträchtlicher Theil besteht aus Individuen, welche den gebildeten Schichten der Gesellschaft angehören. Die Deutschen geben und empfangen Einflüsse. Viele weit ausgedehnte Strecken in Pennsylvanien und Neu-York, Maryland und Virginien, besonders aber in den westlichen Staaten, haben eine überwiegend oder völlig deutsche Bevölkerung. Auch da, wo das deutsche Element vom englisch-amerikanischen bei weitem überwogen wird, hält jenes mehr oder weniger zäh an seiner Volksthümlichkeit fest. Und weicht nach langer Zeit allmälig das Deutsche dem Englischen, so geschieht es immer nur so, daß das Letztere mannigfach deutsch umgemodelt wird; es wird dann entschieden dialektisch. Wahrscheinlich ist es, daß die Norweger in Illinois nach und nach ihre sprachliche Eigenthümlichkeit werden aufgeben müssen, trotzdem sie aus der ältern Heimath Prediger und Schulmeister mit hinüber brachten. Sie sind an Zahl zu schwach, um sich auf die Dauer dem Einflusse der englischen Sprache gegenüber selbstständig erhalten zu können.

In Pennsylvanien und Neu-York wohnen viele Tausende von Ansiedlern aus Wales. In dem letztern Staate, namentlich im Bezirk Oneida, kann man viele Meilen weit reisen, ohne ein anderes Wort als walisisch zu hören. Diese Waliser haben Tageblätter und Zeitschriften in ihrer Sprache,

und in ihren Kirchen wird lediglich wallisisch gepredigt. Es ist aber auch bei ihnen die Frage, ob sie sich lange Zeit in dieser Weise werden erhalten können. Es scheint, als ob sie dazu nicht zahlreich genug sind, auch wohnen sie in Gegenden, durch welche ein starker Verkehrstrom zieht. Auf keinen Fall werden sie auf die englische Sprache Einfluß üben, da diese von der ihrigen zu verschieden ist.

Im Süden haben sich bekanntlich in früheren Zeiten Spanier und Franzosen niedergelassen; jene waren Jahrhunderte lang im Besitz der Küstenstrecken am mexikanischen Meerbusen, diese besaßen Louisiana, das weit hinauf nach Norden reichte. Deshalb sind im Mississippilande wie in Canada so viele französische Benennungen geblieben, namentlich für geographische Abtheilungen, Flüsse, Berge, Buchten, für Eigenthümlichkeiten des Bodens und des Klima's, für Fische, Pflanzen &c. So zum Beispiel: cache, calaboose, bodette (Tot. bedstead), bayou, sault, levée, crévasse (Deichbruch), habitan, charivari. Von den Spaniern hat man in's Englische herübergenommen die Ausdrücke: canyon (Gebirgsschlucht), cavortin (von cavar, to paw, mit dem Fuße kratzen; von Pferden gebraucht); z. B. in folgender Stelle der Georgia Scenes: „He tossed himself into every attitude which man could assume on horseback. In short he cavorted most magnanimously.“ Ferner chapparal, ein Waldgestrüpp; pistareen, von peseta sevillana, ein Fünftel eines Dollars, eine Münze im Werthe von 20 Cents; rancho, Gehöft; der Zuruf vamos, und viele andere.

Ebenso sind viele indianische Namen in's Englische übergegangen; namentlich geographische Benennungen. So blieben insbesondere in Neuengland die Namen der Berge und Flüsse, Vorgebirge und überhaupt der Landmarken indianisch, z. B. Housatonic, Connecticut, Quinnebaug, Pawcatuc, Merri-

mack, Kennebec, Penobscot, Narraganset, Passamaquoddy ꝛc. Eben so in anderen Theilen des Landes, z. B.: Ohio, Mississippi, Susquehanna, Roanoke, Altamaha, Chattahoochie, Alabama ꝛc. Ebenso haben die großen Seen im Norden, ihre Buchten und Vorgebirge die alten indianischen Namen behalten. Dazwischen nehmen sich denn die aus England herübergenommenen Namen wunderlich genug aus. In New-York zogen die Ansiedler vor dem Unabhängigkeitskriege indianische Benennungen für Wohnorte ꝛc. vor; nach der Revolution kamen die Namen großer Staatsmänner an die Reihe.

Ein großer Theil der Einwandrer bestand und besteht noch aus Leuten, denen jede höhere Bildung fremd ist. Sie drücken sich roh und gemein aus, und ihre Kinder thun ein Gleiches. So gehen schlechte Ausdrücke von einer Generation auf die andere über. Oeffentliche Redner bedienen sich derselben, um ihrem keineswegs gewählten Publikum sich recht verständlich zu machen und drastisch auf dasselbe einzuwirken. Selbst im Congreß und in den gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten wird nicht immer correkt geredet. Die unangemessenen Ausdrücke gehen in die Zeitungen über, und werden allmälig den Lesern geläufig; die Gewohnheit macht, daß man sie nicht mehr anstößig findet. Ferner muß man nicht vergessen, daß in Amerika die Reinheit der englischen Sprache am meisten durch die Prediger, überhaupt durch die Geistlichkeit leidet; unter ihnen sind viele, denen geradezu Barbarei im sprachlichen Ausdruck zur Last gelegt wird. Sie bilden Zeitwörter, wie to felloship, to difficult, to eventuate, to doxologize, to happify, to donate und dergleichen mehr.

Zum Theil ganz neu und von den englischen abweichend, ohne alle Analogie mit diesen letzteren sind die politischen Benennungen, Spitz- und Parteinamen, z. B. Old Hunker, Bucktail, Federalist, Barnburner, Locofoco,

Young-Democracy, Democratic-Republican, Native-American, Nullifier, Nullification, Coon, Coonery und andere mehr, welche weiter unten verzeichnet und erklärt werden. Ferner giebt es Wörter, welche ihren Ursprung eigenthümlichen Einrichtungen verdanken, dahin gehören: **Caucus, Bunkum, Congress, to lobby, mileage, gubernatorial, general court, general assembly, message, senatorial etc.**

Was die Ortsbenennungen anbelangt, so haben wir schon bemerkt, daß bis zum Unabhängigkeitskriege vorzugsweise gern indianische Namen gewählt wurden. Auf die indianische Periode folgte die patriotische Zeit. Damals entstanden Washington county, Washington village, ja Washington hollow. Eben so die Ortschaften, die man nach Jefferson, Jay, Adams, La Fayette, Hamilton, Madison, Pickney, Putnam, Pulaski, Schuiler, De Kalb, Steuben, Sullivan, Gates, Wayne rc. benannte. Auch Nelson, Moreau, Waterloo wurden Ortsnamen; sodann Freedom, Freetown, Freeport, Independence, Liberty, Victory, Hopewell, Harmony, Concord.

Dann folgt die classische Periode. Die Amerikaner plündern Griechenland, Rom und den alten Orient. Es wurde Mode, neue Wohnorte zu benennen nach Homer, Virgil, Solon, Ovid, Cato, Brutus, Pompey, Tully, Cicero, Aurelius, Scipio, Ulysses, Seneca, Hannibal, Hector, Romulus, Lysander, Manlius, Camillus und Marcellus; — Athen, Sparta, Troy, Corinth, Pharsalia, Palmyra, Utica, Smyrna, Rome, Carthago. Daneben grassiren Judennamen und Städte, welche in der Bibel vorkommen, selbst Sodom und Babylon neben Eden, Jerusalem, Jericho, Hebron, Goschen, Bethany, Bethlehem, Sharon rc. Ferner finden sämmtliche europäische Staaten und Städte in Amerika ihre Doppelgänger, z. B. Norway, Sweden, Denmark, Copenhagen, Russia, Greece, Italy, Sardinia, Holland, Wales. Die Deutschen gründeten Teu-

tonia, Hermann, Dresden, Frankfurt, Berlin *rc.* Auch giebt es Canton und Mexiko, Delhi und Peru, Cairo, Cuba und China. Auch berühmte englische Schriftsteller mußten Pathe stehen; z. B. Milton, Addison, Dryden, Scott, Byron, Chesterfield, Junius; selbst Marlborough ist nicht leer ausgegangen. Andere Namen sind eben so sonderbar, als willkürlich gewählt, z. B. Painted Post, Oxbow, Halfmore, Cow-neck; andere deuten die Eigenthümlichkeit der Lage an: Owl Pond, Oyster Bay, Mud Creek, Mosquito Cove.

Nothwendig und sprachgültig sind neugebildete Wörter, welche Gegenstände bezeichnen, die den Vereinigten Staaten eigenthümlich sind. Dahin gehören: backwoods, backwoodsmen (Hinterwäldler); breadstuffs, was auch als Brodstoffe schon in die deutsche Schriftsprache übergegangen ist; barrens, für sandige, hochgelegene Landstriche, z. B. pine barrens, sandige, mit Nadelwaldungen bestandene Strecken; bottom, für das marschige Land an den Flußufern, buffalo robe, Büffelhaut; cane brake, Rohrbruch. Ferner clap board, Schindel; corn broom, ein Besen vom sogenannten Besenkorn, Sorghum saccaratum. Corn shucking ist, wenn ein Landwirth die jungen Leute aus der Nachbarschaft zu sich einladet, um ihm beim Abhülsen des Welschkorns behülflich zu sein; clearing, eine zum Behuf des Ackerbaues gelichtete, von Bäumen befreiete Strecke im Walde. Deadening; in neu besiedelten Theilen der westlichen Staaten, wo man eine Strecke „klären" will, pflegt man einige Bäume zu fällen, andere werden geringelt, are girdled, oder wie man sich ausdrückt deadened, abgetödtet. Geschieht das mit der Mehrzahl der Bäume, so nennt man das Feld a deadening, im Gegensatz zu clearing, wo die Bäume abgehauen worden sind. Diggings (was man jetzt so häufig von Californien aus hört und liest) wurden die

Bleigruben im Westen genannt; man bezeichnet mit diesem Worte Stellen, an welchen Erz vorhanden ist. Man sagt nur selten a mine, sondern meist a digging. Dug-out heißt in den westlichen Staaten ein Nachen oder ein Boot, das aus einem einzigen großen Baumstamme ausgehöhlt worden ist. In Canada nennt man sie log canoes. Flat boat ist ein Boot mit flachem Boden. Husking: In Neuengland und auch im Westen laden die Landleute ihre Nachbarn ein, beim Abhülsen der Maiskolben behülflich zu sein; das letztere heißt husking. Dabei geht es gewöhnlich sehr lustig her und man hat dann a husking frolic. Ferner gehören in die Reihe dieser amerikanischen Wörter mit neuer Bedeutung: prairie, prairie dog, prairie hen, eine Art Kranich, shingle, sawyer, salt lick, savannah, snag, sleigh statt sledge und viele andere.

Im Westen sind viele metaphorische oder sonderbare Reden vorgekommen, die allmälig auch anderwärts in die Umgangs= und Schriftsprache übergegangen sind. Wir wollen einige derselben anführen:

to cave in sagt man von der Erde, welche niederfällt, wenn man an einem Ufer gräbt; bildlich heißt es soviel als: aufgeben, niederbrechen, einbrechen.

to acknowledge the corn, ein ganz neuer Ausdruck; it means to confess, or acknowledge a charge, or imputation. Ein Mann aus dem Oberlande war mit zwei Flachbooten nach Neu=Orleans herabgekommen. Das eine war mit Mais (Korn), das andere mit Kartoffeln beladen. Beide verspielte er in einem der vielen übelberüchtigten Spielhäuser und ging dann nach seinen Schiffen zurück. Das mit Korn beladene war inzwischen untergegangen. Am andern Morgen kam der Spieler, um beide Ladungen in Empfang zu nehmen. Der Oberländer rieb sich den Schlaf aus den Augen und sagte: Stranger, I acknowledge the corn, —

take 'em, but the potatoes you can not have, by thunder. Der Ausdruck ist sehr allgemein geworden.

to flash in the pan, soviel als to fail of success; auf der Pfanne abblitzen, to bark up the wrong tree, den unrechten Baum anbellen, bedeutet, daß man das Ziel verfehle, weil man einen unrechten Weg einschlägt. Auf der Jagd verfolgt ein Hund ein Eichhörnchen oder ein anderes Wild bis an einen Baum, vor welchem er bellt, bis der Jäger kommt. Manchmal bellt er vor dem unrechten Baume und das Wild entkommt. Daher diese Metapher im Westen.

to pull up stakes, fortziehen; to pack up ones furniture or baggage preparatory to a removal; to remove.

to be a caution, soviel als to be a warning.

to fizzle out, wird in Ohio häufig gebraucht für to be quenched, extinguished; to prove a failure. Ziemlich dasselbe bedeutet to flat out, fehlschlagen. Von einer politischen Versammlung, die nichts ausrichtet, sagt man: the meeting flatted out.

to fix ones flint, eine Redensart aus dem Leben der Hinterwäldler, welche soviel bedeuten will als to settle, to do for, to dish.

to give him Jessy, soviel als to give him a flogging; eine Redensart der Squatters und Hinterwäldler.

to see the elephant heißt im Süden soviel als in seinen Erwartungen sich getäuscht sehen. Es entspricht der Redensart to go out for wool and come back shorn. Ein Soldat, der in den Krieg zieht, und Ruhm zu erndten oder Beute zu machen glaubt, aber keines von beiden erwirbt, hat den Elephanten gesehen.

to fly around, sehr geschäftig sein. — tuckered out, abgesetzt, ermüdet. — to mizzle, weglaufen, sich verbergen; ein vulgäres Wort. — to use up, zerstören, to

discomfit, destroy. — to walk into, to get the upper hand of; to take advantage of; to punish. — to absquatulate, weglaufen. — to cotton to is to take a liking to him, to fancy him, buchstäblich to slick to him. as cotton would. Der Ausdruck ist im Süden sehr allgemein. — to hifer in Pennsylvanien für zögern, vertrödeln, to loiter. —

Besonders im Westen und Süden liebt man stark auftragende und übertreibende Beiwörter, z. B. awful, powerful, monstrous, dreadful, mighty, almighty, allfired und dergleichen mehr.

Aus den Indianersprachen ist, wie schon bemerkt, Manches in das amerikanische Englische übergegangen. So hat man vom Mais samp, vom indianischen Naseaump, was bedeutet a kind of meale pottage unparched; from this, schreibt Roger Williams, the English call their samp, gesottenes Welschkorn mit Milch und Butter. Aehnlich ist das Gericht supawn, und hominy oder hommony, gekochter Mais, zu welchem meist Honig gethan wird. Hommony and hog ist ein Lieblingsgericht der Ansiedler im Westen. Den Indianern sind auch die Ausdrücke hammoc, tobacco, mocassin, pemmican entlehnt.

Es ist begreiflich, daß in den verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten auch in der Aussprache manche Abweichungen vorkommen, und ein geübtes Ohr erkennt leicht, aus welcher Landesgegend ein Mann gebürtig ist. In New-York findet man am wenigsten Eigenthümlichkeiten; dort kommt täglich frischer Zufluß aus Europa, die Bevölkerung ist entweder flüchtig oder erhält aus allen Ländern so viel Zuwachs, daß keine besondere Eigenthümlichkeit in der Aussprache festwurzeln kann. Dagegen finden sich dergleichen in Neu-England. Auch die Gelehrten in dem letztern schreiben ein Englisch, das in Manchem von jenem der übrigen Amerikaner abweicht.

Das bei ihnen mit großem Eifer betriebene Studium der deutschen Sprache und Literatur hat auf ihre Ausdrucks- und Redeweise einen, wie wir glauben, sehr vortheilhaften Einfluß geübt. Sie drücken sich angelsächsischer, germanischer aus als die übrigen.

Die ackerbautreibende Bevölkerung im Innern Neu-Englands zeichnet sich durch einen sehr scharf markirten Provinzialdialekt aus, durch welchen sie sich von allen übrigen Nordamerikanern unterscheidet. Man zieht dort die Wörter sehr lang und spricht durch die Nase, und sagt z. B. eend für end, dawy für dog, Gawd für God. Vor ow und oo wird oft ein kurzes i eingeschoben, z. B. kiow für cow*); viow für vow; tioo für too; dioo für do. Die meisten neuenglischen Provinzialwörter sind gute alte englische Wörter und meist noch heute in Nord-England im Munde des Volkes. Im Süden und Westen spricht das Volk die Selbstlauter sehr breit aus, z. B. whar für where, thar für there, bar für bear.

Ich stelle in der nachfolgenden Liste eine Reihe eigenthümlicher amerikanischer Ausdrücke und Redensarten zusammen, welche sich auf das politische Leben und das Parteitreiben in den Vereinigten Staaten beziehen.

Antifederalist. Dieses Wort entstand um 1788, und bezeichnete die politische Partei, welche der Annahme der Verfassung der Vereinigten Staaten entgegen war, die man als Federal Constitution bezeichnete.

Anti-slavery, party, die Gegner der Sklaverei, wie

Anti-masons, die Gegner der Freimaurer; davon antimasonic.

Badger-State, Dachsstaat, heißt wegen seiner Ergiebigkeit an Weizen der Staat Wisconsin.

---

*) Etwa wie in Deutschland die Mecklenburger statt Peerd, Pferd, Pierd sagen.

Barnburners.

Eine Neu-Yorker Zeitung äußerte: „Spitznamen, welche Parteien beigelegt werden, sind nicht allemal logisch gerechtfertigt. Jene Abtheilung der demokratischen Partei, welche Anspruch darauf macht, radicaler, fortschreitender, reformatorischer &c. zu sein als die andere, gab dieser letztern den Namen Old Hunker, um anzudeuten, daß sie ganz andere Eigenschaften habe als diese. We believe the title was also intended to indicate, that those on whom it was conferred had on appetite for a large hunk of the spoils, — though we never could discover that the were peculiar in that. Andrerseits wurden die Gegner der Hunkers Scheunenbrenner, Barnburners, genannt. Dieses Wort bezieht sich auf die Geschichte von jenem alten Holländer, der sich der Ratten in seiner Scheune dadurch entledigte, daß er die Scheune niederbrannte. So wollen die Barnburners durch Ausrottung der Banken und Corporationen alle Mißbräuche beseitigen, welche mit diesen Anstalten verbunden sind." — So findet man auch den Ausdruck: barnburning radicalism.

Bay State; Name für den Staat Massachusetts. Diese Colonie wurde ursprünglich Massachusetts-Bay genannt.

Bear State; so nennt man im Westen im gemeinen Leben wohl auch den Staat Arkansas. Auf die Frage, ob derselbe denn so viele Bären beherberge, daß man von einem Bärenstaate reden könne, erfolgte die Antwort: „Yes, it does; for I never know a man from that state but he was a bar, and in fact the people are all barish to a degree." Man spricht nämlich in einigen südlichen und westlichen Staaten bar statt bear.

B'hoys, d. i. boys. So nennt man eine Classe von jungen Leuten aus den niederen Classen in Neu-York, welche sich durch Lärmen und rohe Unbändigkeit sehr unvortheilhaft auszeichnen, namentlich bei den Wahlen.

Bible Christians. Diese Sekte enthält sich aller thierischen Nahrung und geistigen Getränke; ihre Anhänger genießen lediglich Pflanzenkost. Sie glauben an die Einheit Gottes, die Göttlichkeit Jesu und die Erlösung der Menschen.

Blue book. Eine Druckschrift, welche ein Verzeichniß aller Beamten der Vereinigten Staaten Regierung, nebst Angabe ihrer Besoldungen enthält. Es entspricht dem red book der Engländer.

Blue nose. Spitzname für die Bewohner von Neu-Schottland. In dem humoristischen Romane Sam Slick wird gefragt, weshalb die Neu-Schottländer Blaunasen genannt werden, und die Antwort lautet: „It is the name of a patatoe, which they produce in great perfection, and boast to be the best in the world. The Americans have, in consequense, given them the nickname of Blue noses.

Blue skins, ein Spitzname, den man den Presbyterianern giebt from their alledged grave deportment.

Brother Jonathan. Ein achtzigjähriger Mann, welcher an dem Unabhängigkeitskriege Theil genommen hatte, machte dem „Norwich Courier" folgende Mittheilung: — Als General Washington zum Oberfeldherrn des Revolutionsheeres ernannt worden war, kam er nach Massachusetts, um dort Vorkehrungen für die Landesvertheidigung zu treffen. Es fehlte sehr an Kriegsbedarf, den man sich nur mit großen Schwierigkeiten verschaffen konnte. Unter so bedenklichen Umständen wurde eine Berathung gehalten; Seine Excellenz Jonathan Trumbull war damals Gouverneur von Connecticut. Washington äußerte: „Wir müssen Bruder Jonathan über die Sache in Rath nehmen." Er gab nämlich viel auf das Urtheil dieses Mannes, welcher in der That in Versorgung der amerikanischen Truppen Außerordentliches leistete. Wenn man später irgendwie auf Schwierigkeiten stieß, so pflegte man wohl zu sagen: Wir müssen uns bei Bruder Jonathan Raths erholen. Allmählig wurde

Bruder Jonathan ein bezeichnender Ausdruck für die Bewohner der Vereinigten Staaten, wie John Bull für die Engländer.

Buck-eye, Bocksauge. So nennt man die Bewohner von Ohio (nach den dort häufig wachsenden Kastanien, welche im gemeinen Leben Buck-eyes genannt werden).

Buck-tail, Bocksschwanz. Benennung einer politischen Partei im Staate Neu-York, die um 1815 entstand. Eine Abtheilung des demokratischen Tammanyvereins trug bei gewissen Gelegenheiten als Abzeichen am Hute ein Stück vom Hirsch- oder Rehschwanze. Sie war sehr einflußreich, und die Freunde de Witt Clintons gaben allen, welche die Ansichten des Tammanyvereins in Bezug auf diesen Candidaten theilten, den Namen Buck-tails. So hieß denn die Partei, welche sich gegen Gouverneur de Witt Clinton in Opposition befand Bucktail party.

Bullion State, der Staat Missouri; so genannt, weil der denselben im Congreß vertretende Senator Benton mit großem Eifer für den Umlauf baaren Geldes gegen Banken und Papiergeld in die Schranken trat. Man nannte auch den Senator Benton oft Old Bullion.

Caucus. Eine Privatzusammenkunft der leitenden Männer einer Partei, um über den bei einer bevorstehenden Wahl zu befolgenden Plan eine Vereinbarung zu treffen. Weil bei dieser Vorberathung auch Abstimmungen vorkommen, durch welche sich herausstellt, wie viele und wie wenige für einen Mann oder eine Maaßregel sind, so nennt man auch diese Abstimmungen einen Caucus. Man hat von diesem barbarischen Worte auch caucusing abgeleitet. Gordon bemerkt in seiner Geschichte der amerikanischen Revolution, 1788, es sei ihm trotz aller Nachforschungen unmöglich gewesen, den Ursprung dieses Wortes zu entdecken. „Vor länger als funfzig Jahren pflegten in Boston Herrn Samuel Adams Vater und etliche zwanzig

Andere zusammenzukommen, machten einen Caucus und legten Pläne vor, um gewisse Personen in einflußreiche Aemter zu bringen. Wenn sie damit fertig waren, gingen sie auseinander, und jeder machte seinen Einfluß im Kreise seiner Beamten für den Plan geltend.“ Da Samuel Adams Vater und die übrigen zwanzig Männer vom „ship business“ waren, so vermuthet Pickering, Caucus möge wohl eine Corruption von caulkers sein, also ursprünglich Kalfaterer bedeuten.

Census, die auf Anordnung der Bundesregierung veranstaltete Volkszählung. Man bezeichnet auch jede andere von irgend einer Staatsbehörde befohlene Zählung oder statistische Zusammenstellung, z. B. über den Ertrag der Bergwerke, des Viehstandes, des Ackerbauertrages ꝛc. als Census.

Come outers. So nennt man die nicht unbeträchtliche Anzahl von Leuten, welche in den nördlichen Staaten, besonders in Neu-England, aus den verschiedenen Kirchen-Sekten ausgetreten sind. Sie selbst haben sich noch nicht zu einer Gemeinde constituirt, und meinen, man solle jedem Menschen seine vollkommen freie Ansicht über religiöse Dinge lassen, über welche keine menschliche Autorität richten oder sich ein Urtheil anmaßen dürfe. Die Come outers weichen unter einander in ihren Meinungen ab. Einzelne glauben an die biblische Offenbarung, andere erklären die Bibel für ein bloßes Menschenwerk. Jesus Christus sei ein von Gott inspirirter Lehrer und seine Religion eine Offenbarung der ewigen Wahrheit. Seinen Lehren zufolge bestehe die Religion in Reinheit des Herzens und geheiligtem Leben, nicht aber in Ansichten und Meinungen. Das Christenthum, wie es in Christo existire, sei mehr ein Leben als ein Glaube.

Coodies, Name einer politischen Sekte im Staate Neu-York, wo sie 1814 entstand. Damals erschienen in den Zeitungen viele sehr gut geschriebene Artikel, die Abimelek Coody unterzeichnet waren. Der Verfasser gab sich für einen

mechanic aus, war Foederalist und ein Fürsprecher des Kriegs. Ein „Reisender“ antwortete, und sagte unter anderm: „die politische Sekte der Coodies ist von zwitterhafter Beschaffenheit; sie besteht aus zusammengeworfenem Rogen von Foederalismus und Jakobinismus, ist aber weder Fisch noch Fleisch.

Coon, eine Verkürzung von Raccoon, ein Spitzname für die Whigpartei; so sagt man auch Coonery, statt Whiggery.

Corn cracker, Spitzname für die Kentuckier.

County, Grafschaft, Bezirk. Die Amerikaner sagen the county of Berkshire, während die Engländer sagen: the county of Berks oder bloß Berkshire.

Court. In Neu-England gebraucht man das Wort für die aus Senat und Repräsentanten gebildete gesetzgebende Körperschaft, z. B. the general court of Massachusetts.

Cracker, ein Spitzname für die Hinterwäldler Georgiens.

Creole bedeutet in Westindien und dem spanischen Amerika einen Landeseingeborenen von europäischer Abkunft; auch spricht man von Creolennegern, um anzudeuten, daß dieselben im Lande geboren, nicht aus Afrika herübergeschafft würden. In den Vereinigten Staaten bezieht sich das Wort Creole (Louisiana ausgenommen) auf Leute, welche mehr oder weniger afrikanisches Blut in sich haben.

Cunnunk, in den nördlichen Staaten, ein Spitzname, mit welchem man die Canadier bezeichnet.

Dough-faces, Teiggesichter, ein verächtlicher Spitzname, welcher den Abolitionisten, denen welche die Abschaffung der Negersklaverei befürworten, beigelegt worden ist. Doch bedeutet es auch so viel wie das englische Nose of wax, „a pliable politician, one who is accessible to personal influences and considerations.“

Empire State, der Staat Neu-York, weil er in Bezug auf Volksmenge, Handel und politischen Einfluß der bedeutendste ist.

Federalist, ein Name, welchen man den Freunden und Anhängern der Verfassung der Vereinigten Staaten zu der Zeit gab, als dieselbe berathen und angenommen wurde; auch hieß die politische Partei, welche die Administration Washingtons unterstützte, die foederalistische; to federalize das Verbünden verschiedener Staaten zu politischen Zwecken.

Floor. Ein im Congreß gebräuchlicher Ausdruck, z. B. to get the floor, d. h. eine Gelegenheit zur Theilnahme an der Debatte erhalten und reden. Die Engländer sagen dafür to be in possesion of the house.

Fence riding, auf dem Zaun reiten, d. h. in politischen Dingen sich neutral verhalten.

Flunky. So werden von den Mäklern in Neu-York Leute bezeichnet, die keine Kenntniß vom Handel mit Werthpapieren, Eisenbahnaktien 2c. haben und doch Geld in solchen anlegen, meist zu ihrem Nachtheil.

Gerrymandering, heißt die politischen Bezirke in einem Staate so abtheilen und derart verlegen, daß die nummerisch in der Minderheit befindliche Partei doch bei den Wahlen die Mehrheit bekommt. Dieser Ausdruck kam 1811 in Massachusetts auf, wo seit einigen Jahren die demokratische und föderalistische Partei einander das Gleichgewicht hielten. Die Demokraten hatten in der Gesetzgebung die Mehrheit und beschlossen den Staat in neue Wahlbezirke zu theilen und zwar so, daß die Abtheilungen, in welchen die Föderalisten auf eine starke Majorität rechnen konnten, in einen Distrikt zusammengelegt wurden. Die Folge war, daß bei den nächsten Wahlen die Demokraten entschieden obsiegten und alle Stellen mit Männern ihrer Partei besetzten, obwohl aus der Stimmenzählung im Ganzen hervorging, daß fast zwei Drittel der Wähler zur föderalistischen Partei gehörten. Der schlaue Plan war von Elbridge Gerry erdacht. Daher der Name.

Grahamites, strenge Anhänger Grahams, d. h. Leute, welche keine geistigen Getränke genießen, Teetotallers, welche nach Sylvester Grahams Vorschrift auch kein Fleisch essen.

Granite-State, der Staat Neu-Hampshire.

Greek, ein Spitzname für die Irländer, wegen ihres angeblich milesischen Ursprungs.

Green Mountain State, der Staat Vermont.

Habitan, statt des französischen **Habitant**, bedeutet die niederen Classen von französischer Abkunft in Canada.

Hoosier, Spitzname im Westen für die Bewohner des Staates Indiana. Der Ursprung des Namens soll folgender sein. Unter den ersten Ansiedlern im Westen waren Viele, welche sich ihrer Körperkraft rühmten und dieselbe beim Rollen von Baumstämmen und beim Häuserbau gern bethätigten. Sie wurden von ihren Mitbürgern „**hushers**“ genannt, Stillmacher, weil sie die rechten Leute waren, welche ihren Gegnern Stillschweigen gebieten konnten. Man nannte im Westen jeden Großprahler, Renommisten und Eisenfresser (**bully**) einen **husher**. Die Bootsleute und Schiffer in Indiana waren sehr handfeste und reizbare Gesellen, und bestanden auf der Levee in Neu-Orleans manchen Faustkampf. Einst machte ihnen ein Ausländer die Sache nach, fing zugleich den Kampf mit Mehreren an und rief dabei: **I am a hoosier!** Die Sache wurde in den Blättern erzählt, und allmälig ging der Spitzname auf die Männer von Indiana insgesammt über.

Huge Paws, Großkrallen, Großklatschen, ein Spitzname in Neu-York für die Handarbeiter, welche zur Locofoco, d. i. entschieden demokratischen Partei gehören.

Hunker, siehe Barnburner.

Keystone State, der Staat Pennsylvanien, Schlußstein-Staat, weil er den Centralstaat bildete, als die Constitution der Vereinigten Staaten aufgenommen wurde.

Loafer, ist ein Umhertreiber, ein Taugenichts, Lungerer, an idle lounger. Dieses Wort ist seit etwa fünf und zwanzig Jahren allgemein verbreitet. Zuerst gebrauchte man es für die Vagabunden in den großen atlantischen Städten, etwa in dem Sinne, wie man in Neapel vom Lazzarone, in Mexico vom Lepero spricht. Jetzt wird es in der mündlichen Unterhaltung und in Schriften auch für Müssiggänger im Allgemeinen gebraucht.

to lobby. Man gebraucht diesen Ausdruck von Leuten, welche Einfluß auf die Mitglieder einer gesetzgebenden Versammlung, auch des Congresses, zu üben streben, ohne selbst die Mitglieder zu sein. Sie treffen die letzteren in den Vorzimmern oder Gängen des Hauses, und bieten Alles auf, um deren Stimmen zu gewinnen für eine oder die andere Maaßregel. Das lobbying ist jetzt allgemein im Schwange. Ein New-Yorker Blatt sagt: A committee has gone to Albany to lobby for a new bank charter.

lobby member heißt ein Mann, welcher sich in den Vorsälen des Hauses zu dem oben angegebenen Behuf aufhält.

Locofoco. Parteiname der Demokraten. Er entstand im Jahre 1835 als ein Zwist in der Partei ausgebrochen war. Ein Ausschuß hatte Herrn Gideon Lee als demokratischen Candidaten für den Congreß in Vorschlag gebracht. Diese „Nomination" sollte in hergebrachter Weise in einer allgemeinen demokratischen Versammlung in der Tammanyhalle bestätigt werden. Lee's Freunde besorgten eine nachdrückliche Opposition und erschienen deshalb in großer Anzahl. Zuerst sollte ein Vorsitzender gewählt werden; dabei mußte sich herausstellen, auf welcher Seite die Mehrheit war. Lee's Freunde, die sogenannten eigentlichen Tammanymänner, unterstützten Herrn Varian, die „Antimonopolisten" dagegen Herrn Curtis. Die Tammanyer drangen auf Hintertreppen in den Saal, sobald dessen Thüren geöffnet waren; aber zu gleicher Zeit stürmten auch die Män-

ner der „Equal Rights Partei" die Vordertreppe hinauf. Beide Parteien lärmten sehr stark; die eine erklärte, Herr Varian sei gewählt, die andere verlangte Herrn Curtis zum Vorsitzenden. Die Verwirrung nahm mehr und mehr überhand, und stieg noch, als plötzlich die Gaslichter im ganzen Saale erloschen. Die Equal Rights Männer hatten vielleicht etwas dergleichen geahnt oder einen Wink erhalten, daß die Lichter ausgelöscht werden sollten, genug, sie hatten sich mit Streichzündhölzchen, sogenannten locofoco matches, versehen und bedienten sich derselben. Der Saal war sogleich wieder erhellt. Die Zeitung „Courier and Inquirer" nannte die Antimonopolisten, welche sich der Streichhölzchen bedienten, Locofocos, und diese Benennung ging dann auf die ganze demokratische Partei über.

to lynch. Worcester erklärt dasselbe in folgender Weise: to condemn and execute in obedience to the decree of a multitude or mob, without a legal trial. Lynch law, an irregular and revengeful species of justice, administrated by the populace or a mob, without any legal authority or trial.

Mass meeting, eine große allgemeine Versammlung, die zu irgend einem besondern, meist politischen, Zweck zusammenberufen wird. Der Name kommt zuerst 1840 vor; jetzt nennt man jede große Versammlung so.

Meeting, a congregation. Die Methodisten sagen, wenn sie zur Kirche gehen, we are going to meeting.

Mileage, Meilengeld, welches die Congreßmitglieder auf der Reise von und nach Washington erhalten, und das sich für je englische 20 Meilen auf 8 Dollars beläuft. Constructive Mileage is the same allowance for journeys supposed to be made, hut not actually made, from and to the seat of government. The allowance enures the members of the U. S. Senate once in every four years. Wenn nämlich ein neuer Präsident sein Amt antritt, so vertagt sich der

Congreß am 3. März, und am 4. beginnt der Präsident seine Wirksamkeit. Der Senat wird aber sogleich wieder zur Session berufen, da er über die von Seiten des Präsidenten vorgenommenen Anstellungen rc. seine Entscheidung abzugeben hat. Keines seiner Mitglieder hat Washington auch nur einen Augenblick verlassen; man nimmt aber an, der Senator sei nach Hause gereist und wieder zurückgekommen, binnen der zwölf Stunden, welche zwischen der Vertagung und der Wiedereinberufung liegen. Für diese vermeintliche Reise wird den Senatoren ihr Reisegeld ganz in derselben Weise ausbezahlt, als ob der Weg in der That zurückgelegt worden wäre. Senatoren aus weit entfernten Staaten, z. B. aus Texas, erhalten auf diese Weise 1000 bis 1500 Dollars.

Native Americans. Sie bilden eine Partei, welche den Einwanderern aus Europa erst das volle Bürgerrecht dann ertheilt wissen will, nachdem dieselben ein und zwanzig Jahre lang im Lande gewohnt haben. Sie haben sich in den letzten Jahren zur Partei der Know nothings umgestaltet.

to nominate, nominiren, bedeutet einen Mann für irgend eine Wahl vorschlagen, ihn als Candidaten aufstellen und empfehlen.

to nullify, für ungültig erklären.

Nullification, the act of nullifying, a rendering void and of no effect, or of no legal effect. In den Vereinigten Staaten hat das Wort in politischer Hinsicht nur eine beschränkte Bedeutung. Der Congreß hielt Schutzzölle fest, um die amerikanische Industrie nicht durch die ältere, fester begründete, weiter vorgeschrittene und mit billigerm Kapital arbeitende englische Industrie zu Grunde richten zu lassen. In Südcarolina, das vorzugsweise Baumwolle ausführt, glaubte man den Absatz dieses Artikels nach Europa bedeutend ausdehnen zu können, wenn in den Vereinigten Staaten die schützenden Zölle beseitigt und dann recht viele englische und französische Fabrikate eingeführt würden. Der Congreß verwarf das Begehren Südcarolina's, das überhaupt einen in politischer Hinsicht sehr turbulenten

Staat abgiebt. Die dortigen Politiker wurden nun so ergrimmt, daß sie droheten, to nullify the tariff, d. h. fremde Fabrikate zollfrei in den Häfen von Südcarolina zuzulassen, somit die amerikanischen Zollbeamten außer Function zu setzen. So war nullification gleichbedeutend mit einer Handlung offenen Aufruhrs.

Nullifier, one who believes in or maintains the right of a State to refuse compliance with a law enacted by the legislature of the whole Union.

Old Country, bedeutet Groß-Britannien; Old Countrymen ist ein Eingeborener von England, Schottland, Irland oder Wales. Das Wort bezieht sich nie auf Personen vom europäischen Festlande.

Old Dominion heißt der Staat Virginien.

Palmetto ist die amerikanische Zwergpalme, auch cabbage tree genannt. Palmetto state, der Staat Südcarolina; Palmetto capital ist Charleston, die Hauptstadt von Südcarolina, das einen Palmettobaum im Wappen hat.

Passage, soviel als enactment. So sagt man von einem Gesetzentwurf, welcher durchgegangen, genehmigt worden ist: the passage of a bill into a law.

Pipe laying. Bartlett erklärt diesen Ausdruck so: this term, in political parlance, means any arrangement by which a party makes sure of a certain addition to its legitimate strenght in the hour of trial, — that is the election. In other words, to lay pipe means to bring up voters not legally qualified, also Wahlbetrügerei. In Mitte des vorigen Jahrzehnts wurden die Whigs der Stadt Neu-York beschuldigt, einen großen Plan entworfen zu haben, demgemäß eine Menge von Leuten aus Philadelphia kommen sollten, um in Neu-York für die Whigs Stimmen abzugeben. Die Anschuldigung war von einem bekannten Demokraten erhoben worden, der nicht gerade im besten Rufe stand und zugab, er habe seine Nachrichten von einem politischen Agenten

der Whigpartei erhalten. Dieser Letztere war von den Whigs in durchaus gesetzlicher Weise als Wahlagent verwandt worden; er wurde aber an ihnen zum Verräther und schmiedete mit jenem Demokraten einen Plan, um die Whigs gehässig zu machen. Eine Masse von Schriftstücken wurde bekannt gemacht, meist Briefe, welche der Agent an verschiedene Leute geschrieben hatte, und in welchen er den Fortgang seiner Wahlbemühungen schilderte; aber er hatte, gleichsam um die Sache zu verschleiern, einen geschäftsmäßigen Styl angenommen, und sprach z. B. von den Leuten, welche gemiethet seien nach Neu-York zu kommen und dort ihre Stimmen abzugeben, wie von so und so viel Yards Röhren (as so many yards of pipe); denn damals wurden gerade die Röhren für die Crotonwasserleitung gelegt. Man machte mehreren Whigs den Proceß, sie wurden aber von den Geschworenen freigesprochen. Seitdem ist der Ausdruck pipe laying gang und gebe.

Platform, bedeutet in einigen Staaten Neu-Englands an ecclesiastical constitution, or a plan for the government of churches, z. B. the Cambridge or Saybrook platform. In politischer Hinsicht bedeutet es ein Parteiprogramm; und so spricht man von der demokratischen Platform ꝛc.

Plumper bedeutet bei einer Wahl eine Abstimmung, bei welcher alle Vota auf einen einzigen Candidaten fallen, z. B. let the Whig voters turn out in a body and give Harry Clay a plumper.

Pow-wow, ein Wort, mit welchem man ursprünglich die Feste, Tänze ꝛc. der Indianer bezeichnet. Jetzt bedeutet es eine politische Versammlung, in welcher es sehr lärmend zugeht, wo mehr geschrieen und getobt, als erörtert und berathen wird.

Pro-slavery, zu Gunsten der Sklaverei; ein Wort, das sehr häufig gebraucht wird.

Protracted Meeting, eine religiöse Versammlung, die mehrere Tage lang dauert, z. B. bei den Methodisten ꝛc.

Prox oder Proxy. Der Gebrauch beider Wörter ist auf die Staaten Connecticut und Rhode Island beschränkt. Prox bedeutet in letzterm das „ticket," die Liste der Candidaten, welche bei Wahlen dem Volke vorgeschlagen werden. In Connecticut bedeutet es soviel als Wahltag, und die Wahl selbst.

to rat, bedeutet in der politischen Sprache soviel als eine Partei verlassen und zu der entgegengesetzten übergehen.

to row up Salt river bedeutet soviel, als eine politische Niederlage erleiden. In Kentucky ist der Salt river wegen seines gewundenen Laufes und der vielen seichten Stellen schwer zu befahren.

Split-ticket. Wenn gleichzeitig zwei oder mehrere Aemter durch Volkswahl besetzt werden sollen, so pflegen die einflußreichen Männer — die Drahtzieher, wire pullers — einer Partei die Männer derjenigen Candidaten, welche sie durchzusetzen wünschen, auf einen Zettel drucken zu lassen, der dann vertheilt wird. Manche Abstimmende wollen sich aber die Candidaten nicht octroyiren lassen, sondern selbstständig wählen. Sie kratzen dann den einen oder den andern Namen auf dem Zettel aus und schreiben einen andern hin. Einen solchen Wahlzettel nennt man split ticket.

to stump ist eigentlich soviel als to challenge, to defy, oder auch to puzzle, to confound. Sodann heißt to stump it oder take the stump Reden bei Wahlen halten. Diese Bedeutung stammt aus dem Westen, wo oft ein Baumstumpf die Stelle der Rednerbühne ersetzt. Daher ist ein Stump orator — a man who harangues the people from the stump of a tree or other elevation, und stump oratory ist the sort of popular speaking used by stump orators. So sagt man auch stump speech und stump speacher. Beides hat eine etwas verächtliche Nebenbedeutung.

Sucker, Spitzname für die Bewohner von Illinois. Auf den westlichen Prairien findet man viele Löcher, welche der „Crawfish" macht, ein Süßwasserthier, das an Gestalt dem

Hummer gleicht (Astacus Bartonii) und sich bis zum Wasser unter der Erde durcharbeitet. Wer vor Jahren eine Reise über die Prairien machte, versah sich gewöhnlich mit einem Rohre von Schilf oder dergleichen, steckte dasselbe, wenn er durstig war, in diese Löcher und sog das Wasser auf. Denn diese Prairiebrunnen, welche der Crawfish höhlt, haben gutes frisches Wasser. Die, welche dasselbe auffangen, hießen Sucker; und dieser Name ist allmälig für die Leute des Prairiestaates Illinois bezeichnend geworden.

Uncle Sam, ein Ausdruck, welcher die Regierung der Vereinigten Staaten bedeutet. Nachdem der Krieg an England erklärt worden war, kam ein Lieferant aus Neu-York, Namens Elbert Anderson, nach Troy am Hudson, wo er große Vorräthe von Lebensmitteln kaufte. Diese wurden von den Herren Ebenezer und Samuel Wilson inspicirt. Der Letztere wurde von seinen Bekannten und den vielen Arbeitern, welche er zu beaufsichtigen hatte, gewöhnlich als Oheim Samuel, Uncle Sam bezeichnet. Bei obiger Gelegenheit waren die verschiedenen Fässer mit den Buchstaben E. A. — U. S. bezeichnet. Ein Spaßvogel unter den Arbeitern, der gefragt wurde, was wohl jene Buchstaben bedeuten sollten, entgegnete: wahrscheinlich Elbert Anderson und Uncle Sam, (nämlich Samuel Wilson). Die jetzt allgemeine Bezeichnung der Vereinigten Staaten mit den Buchstaben U. S. war damals noch nicht sehr üblich. Jener Scherz fand weite Verbreitung, und seitdem haben die Worte Uncle Sam obige Bedeutung erhalten.

Wild cat bank nennt man im Westen eine Bank, welche keine genügende Sicherheit gewährt. In Michigan hatte eine solche Bank auf ihren Noten als Erkennungszeichen die Abbildung eines Panthers, den man dort zu Lande als wilde Katze bezeichnet. Die Bank machte bankerott; ihre im Umlaufe befindlichen Noten wurden dann als wild cat money bezeichnet, und von unsicheren Banken sagte man seitdem, sie seien wild cat banks.

Wire pullers, Drahtzieher, heißen jene Politiker, welche durch geheime Anschläge und Ränke die Bewegungen der Wähler im Interesse ihres Candidaten zu leiten suchen.

Man ersieht aus unseren Schilderungen, in wie eigenthümlicher Weise sich der Nordamerikaner sein Leben und sein Treiben gestaltet hat. Nicht minder eigenthümlich ist die Entwickelung seines materiellen Fortschrittes, und in dieser Beziehung steht er geradezu beispiellos da.

Nordamerikanische Gegenden und Städte.

Die rasche Entwickelung Nordamerika's wird zu nicht geringem Theil durch die Betriebsamkeit, die Kraft und Ausdauer des Volkes bedingt; aber sie wäre in so kolossaler Weise nicht möglich, wenn die nothwendigen geographischen Bedingungen fehlten. Diese aber sind in großartiger Weise gegeben. Amerika ist ein Land der Mitte, das von den beiden großen Weltmeeren bespült wird, zwischen welchen es sich in einer Breite von sechs bis siebenhundert deutschen Meilen hinlagert. Ein großer Theil dieser westlichen Erdhälfte liegt unter einem Himmelsstriche, der dem Gedeihen des Pflanzenswuchses günstig ist, und eine Menge werthvoller Erzeugnisse liefert. Die Küsten haben nahe an hundert mehr oder weniger vortreffliche Häfen, und die Vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen an 36,000 englische Meilen binnenländischer Wasserverbindung, die in Verbindung mit den über das ganze Land ausgespannten Netze von Schienenwegen, den Verkehr ungemein erleichtern. Allein auf den nördlichen Seen war 1851 der Bruttowerth des Handels auf die hohe Ziffer von 326 Millonen Dollars gestiegen, und er ist seit jener Zeit noch beträchtlich gewachsen. Der Bruttogehalt aller in dem genannten Jahre in den Häfen

der Binnenseen eingelaufenen Fahrzeuge wurde auf 9,469,506 Tonnen veranschlagt, und auf den Seen und den westlichen Flüssen waren nicht weniger als siebenhundert und funfzehn Dampfer in Thätigkeit. Im Stromgebiete des Mississippi wurden für 275 Millionen Dollars Waaren verschifft; der Güterverkehr auf den westlichen Flüssen und den nördlichen Seen betrug an 600 Millionen Dollars. Aber in dieser Ziffer ist die Waarenbewegung auf den Eisenbahnen und Kanälen nicht mitbegriffen. Die Union hat mehr als zwanzigtausend englische Meilen Schienenwege, die zur Belebung des Handels ganz ungemein viel beitragen. Die Nordamerikaner bemerken: „Wenn der Binnenverkehr im Seeland und im Westen während der letztverflossenen dreißig Jahre sich in so wunderbarer Weise entwickelt hat, was wird erst in der Zukunft der Fall sein? Wenn so gewaltige Ergebnisse sich herausstellten, da nur erst ein Theil der neuen Verbindungswege dem Betrieb eröffnet waren, was wird kommen, wenn das System dieser in einandergreifenden Straßen vollendet ist?" Sie meinen, die Antwort ergebe sich von selbst, und noch bevor das Jahr 1860 ins Land komme, werde der Binnenverkehr in den Vereinigten Staaten auf Seen, Flüssen, Kanälen und Eisenbahnen eine Ziffer von achtzehnhundert Millionen Dollars nachweisen.

Denn gerade in ihrem nördlichen Theile und im Westen haben die Vereinigten Staaten eine reich gegliederte Wasserwelt; schon ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt den Zusammenhang der verschiedenen Theile untereinander und mit dem Meere. Für die große Seenkette, welche das größte Süßwasserbecken der Erde bildet, ist der Sanct Lorenzstrom ein mächtiger Abzugskanal, wie für das vielfach verschlungene Flußgeäder im Süden der Seen der Mississippi das große Aufnahmebecken abgiebt; durch ihn gelangen der Ohio, der Illinois und Tennessee, der Cumberland und Missouri, der Wisconsin, der des Moines, der Bohnenfluß (Fève) und

viele andere zum mexikanischen Meerbusen. Die Quellen der Flüsse, welche zwischen den Alleghanies und dem Mississippi in den Staaten New-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois und Wisconsin entspringen, liegen alle dem großen Seebecken nahe, und sind mit den Flüssen, welche dem letztern zufallen, gleichsam in einander verschlungen. Denn an vielen Stellen ist die Wasserscheide so wenig scharf hervortretend, daß im Frühjahr bei lange anhaltendem Regen und beim Schmelzen des Schnees die Gewässer der beiden großen Systeme in einanderfließen und derselbe Fluß einen Theil seines Wassers den Seen, einen andern dem mexikanischen Meerbusen zusendet. So sind durch die Natur selbst das „Thal" (the Valley), von welchem wir später reden und das „Becken" (the Basin) mit einander verbunden worden, und zur gegenseitigen Ergänzung gleichsam auf einander angewiesen. Die Kette der Alleghanygebirge hängt ununterbrochen zusammen, und die auf der Westseite derselben entspringenden Gewässer haben nur vermittelst des Mississippi oder des St. Lorenz einen Ausweg zum Meere.

Aus dieser ganzen Bodengestaltung ergiebt sich von selbst, daß eine künstliche Verbindung zwischen den beiden großen Wassersystemen sich verhältnißmäßig leicht herstellen ließ. Daher denn auch die Vereinigten Staaten schon längst eine beträchtliche Anzahl von Kanälen besitzen. Dadurch gewannen sie eine zusammenhängende Wasserstraße von den großen Seen, dem St. Lorenz und Hudson, also dem atlantischen Meere und von dem St. Antons-Wasserfalle bis zum Missouri und dem mexikanischen Golf, und eine ununterbrochene schiffbare Wasserstraße mitten im Binnenlande von etwa dreißigtausend englischen Meilen Länge. Das Thal und das Becken hatten zusammen im Jahre 1850 einen Flächeninhalt von nahezu neunmalhunderttausend englischen Geviertmeilen und eine Bevölkerung von dreizehn Millionen Seelen. Es kamen somit ungefähr erst 14 Menschen auf die Quadratmeile. Der Boden

ist zum bei weitem größten Theil ungemein fruchtbar und kann durch sorgfältige Bearbeitung zu außerordentlich hohem Ertrage gebracht werden. Das Mississippibecken ist überwiegend flach, und seine Flüsse haben nur an wenigen Punkten Stromschnellen, welche der Schifffahrt ein ernstliches Hinderniß entgegensetzen. Im untern Theile seines Laufes liegt der Hauptstrom auf eine beträchtliche Strecke höher als das Land, welches daher durch Uferdämme gegen Ueberschwemmungen gesichert werden muß. Gerade diese Flächenbildung erleichtert die Anlage von Eisenbahnen.

Das St. Lorenzbecken und der Beginn der Seen hat eine andere Bildung; theils ist der Boden wellenförmig, theils bildet er flache Prairien, oft ist er auch gebirgig, fruchtbar jedoch ist auch er beinahe überall. Die Schifffahrt stößt auf Hindernisse zunächst am Ausgange des Obern Sees beim St. Marien-Wasserfall. Doch soll hier ein Kanal gegraben werden, den auch die größten Schiffe passiren können. Er soll etwa eine Meile lang werden und wird nicht viel über eine halbe Million Dollars kosten. Die Bundesregierung hat dem Staate Michigan eine große Strecke Landes bewilligt, damit derselbe dieses Werk bauen könne. Auch die canadische Regierung, welcher die linke Seite des sogenannten Marienflusses gehört, ließ zum Behufe der Anlage eines Kanals von großartigstem Maßstabe Vermessungen veranstalten.

Aus dem Huron-See und St. Clair-Flusse, welcher den Ablauf dieses Sees bildet, gelangt man in den St. Clair-See, eine seichte Fläche, in welcher das Fahrwasser nur acht bis neun Fuß Tiefe hat. Diese „St. Clair Flats" bilden zwar nicht gerade ein Hinderniß für die Schifffahrt, sind aber lästig und unbequem; die Schiffe können nur bei Tage hinüberfahren, und bedürfen sehr kundiger und vorsichtiger Lootsen; sind sie sehr schwer beladen, so müssen sie leichtern. Ein weiteres Hinderniß sind die Niagarafälle zwischen dem Erie und dem Ontario,

wo der Niveauunterschied fast dreihundert Fuß beträgt. Um Neu-York mit dem Innern und namentlich mit den Seen zu verbinden, baute man den Erie-Kanal, welcher den Erie-See bei Buffalo mit dem Hudson bei Albany verbindet, und somit eine künstliche Wasserstraße von den Seen zum atlantischen Ocean bildet. Der Eröffnung derselben folgte der Bau des Welland-Kanals, welchen die canadische Regierung ausführen ließ, um einen ungehinderten Wasserweg von den oberen Seen zum Ontario und St. Lorenz zu gewinnen. Sie ließ auch um die Stromschnellen des St. Lorenz Kanäle führen, so daß die Schiffe ungehindert bis Montreal und Quebeck zum Ocean fahren können. Als der Welland-Kanal fertig war, ließ Neu-York den Oswego-Kanal bauen, der aus dem Erie-Kanal nach Oswego am Ontario-See abzweigt; sodann wurde der Champlain-Kanal gegraben, welcher den Champlain-See, resp. den St. Lorenz mit dem Hudson verbindet. Denn auch die Canadier bauten Werke, welche den St. Johns und den St. Lorenz mit jenem See verknüpfen. So können nun Schiffe zu Chicago am Michigan-See Fracht nehmen und ohne Umladung vermittelst des St. Lorenz in den Ocean fahren. Dieser letztere Fluß hat aber außer seiner natürlichen Mündung noch künstliche Ableitungen zum Hudson, also nach Neu-York.

Somit hat das Seenbecken zwei verschiedene Abläffe zum Weltmeer. Ferner besitzt Pennsylvanien vermöge seiner Kanäle und Eisenbahnen einen weitern Abzug für einen Theil des Handels vom Westen der Alleghanies her. Und hier könnte sich eine nicht zu verachtende Concurrenz für den Handel des obern Ohio und Erie-Sees bilden, wenn nicht das Gebirge einen ununterbrochenen Wasserweg unmöglich machte. Bisher hat man versucht, durch geneigte Ebenen die Höhen zu überschreiten; doch stellt sich immer deutlicher heraus, daß diese Route zur Beförderung durchgehender Frachtladungen nicht geeignet ist, und selbst eine Eisenbahn mit geringeren Steigerun-

gen leistet in keinem Falle so gute Dienste, wie ein geräumiger Kanal, auf welchem schwer ins Gewicht fallende Güter doch immer weit wohlfeiler befördert werden. Dazu kommen dann die Eisenbahnen, durch welche alle Seehäfen mit dem Innern in Verbindung stehen.

Bisher ist der Mississippi der Hauptverkehrsweg nach und mit dem Süden gewesen, und wird ohne allen Zweifel noch lange Zeit und vielleicht für immer der Hauptwasserweg nach Süden sein. Aber man hat Eisenbahnen gebaut, welche einen beträchtlichen Theil des Handelsverkehrs von Neu-Orleans ablenken und anderen südlichen Häfen zuführen sollen. Man darf aber mit Sicherheit annehmen, daß der Handelsumsatz und Verkehr dieses großen Stapelplatzes darum doch nicht geringer werde. Denn der Verkehr auf den Eisenbahnen entsteht insbesondere dadurch, daß Gegenden, welche bisher zumeist von Märkten ganz ausgeschlossen waren oder dieselben nur mit Schwierigkeiten erreichten, nun auch solchen Absatz finden. Savannah, Charleston und Mobile werden ohne Zweifel um so mehr gewinnen, je weiter die von ihnen auslaufenden Bahnen ins Inland fortgeführt werden und je weiter sie sich verzweigen; sie werden aber den Waarenverkehr vom Mississippi nicht abziehen, während sie allerdings den Passagierverkehr an sich reißen. Dazu kommt, daß manche der entweder schon vollendeten, projectirten oder noch im Bau begriffenen Bahnen der südlichen Route größern Verkehr zuführen, so daß durch sie die Schifffahrt nicht etwa verliert, sondern im Gegentheil gewinnt. Viele Landstrecken waren bis jetzt nur deshalb unproduktiv, weil sie mit den großen Verkehrsbahnen nicht in Verbindung standen.

Die drei großen nördlichen Wasserstraßen sandten 1851 an die Seekante eine Waarenmenge von 2,320,468 Tonnen; nach Neu-Orleans kamen nur 1,292,670 Tonnen. Der Mississippi steht für die Schifffahrt das ganze Jahr offen,

während die nördlichen Wasserwege mehr als vier Monate lang im Jahre unfahrbar sind.

Wir wollen zeigen, in welcher Art die verschiedenen Landestheile in den Vereinigten Staaten zur Entwickelung gekommen sind, und wie viel gerade die geographischen Verhältnisse dazu beigetragen haben, dieselbe zu kräftigen und zu beschleunigen. Wir wollen an die Küste wandern, von dort zum Becken der nördlichen Seen, an den obern Mississippi, an den Ohio und über die weiten Wiesenfluren im Westen und die Felsengebirge bis an die Gestade des Stillen Weltmeeres. So wird der Leser im Stande sein, einen Ueberblick zu gewinnen.

1. Die Welthafenstadt Neu-York.

Neu-York ist in jeder Beziehung die Hauptstadt von ganz Amerika. Diese Metropole liegt auf einer Insel an einer Meeresbucht, welche durch den Zusammenfluß des Hudson oder North-River mit dem East-River (einer Straße, welche am andern Ende mit dem Long-Island-Sunde zusammenhängt) gebildet wird, etwa achtzehn englische Meilen vom atlantischen Ocean entfernt. Vom Festlande wird das Eiland durch ein etwa acht Meilen langes Gefließ geschieden, das auf der Ostseite Haarlem-River, auf der West- oder Nord-River-Seite Spuyten Duyvel Kill genannt wird. Die Insel hieß bei den Indianern Manhattan; sie ist von Norden nach Süden dreizehn und eine halbe englische Meile lang, und im Durchschnitt 8500 Fuß breit; die größte Breite ist in der Linie der acht und achtzigsten Straße, wo sie 2¼ Meile oder etwa 12,500 Fuß beträgt. Der Flächenraum hält ungefähr 14,000 Acres.

Die Norderbreite der City Hall ist 40° 42′ 43″, die westliche Länge von Greenwich 74° 0′ 41″. Die Entfernung in englischen Meilen bis zu nachbenannten Plätzen ist folgende. Von Neu-York bis Albany 145 Meilen, bis Boston 207, bis Portland in Maine 317, bis Philadelphia 87, bis Balti-

more 187, bis Washington 225, bis Charleston in Süd-Carolina 769, bis Neu-Orleans 1428, bis Buffalo 357, bis Cincinnati 722, bis St. Louis 1046 Meilen.

Die Oberfläche des obern Theiles der Insel ist sehr uneben, der höchste Punkt liegt 238 Fuß über dem Meere. Der untere Theil, auf welchem die Stadt Neu-York steht, war früher gleichfalls sehr uneben; dort waren Hügel, Löcher, Sümpfe, Marschen, Teiche, abschüssige Felsen vorhanden, die nun alle längst verschwunden sind. Auch kleine Bäche sind ausgetrocknet, und die Einschnitte, welche der Hudson und der East-River ins Land machten, ausgefüllt worden. Ja ein Theil des Bodens im südlichen Theile der Stadt ist künstlich geschaffen, so daß die ursprüngliche Wasserlinie allmälig eine große Abänderung erfahren hat. So ist zum Beispiel die Battery eine künstlich angelegte Esplanade, die zum Theil auf einer Felsenleiste und zum Theil auf Boden steht, welchen man dem Wasser abgewonnen hat. Ein gleiches ist der Fall mit der Front- und South-Straße am East-River, und der Greenwich-, Washington- und West-Straße am North-River. Pearl-Straße bis in einige Entfernung oberhalb der Wall-Straße ist auch den Flüssen abgewonnen worden. Der Boden, auf welchem der am dichtesten bebauete Theil der Stadt sich befindet, fällt von dem höchst gelegenen Punkte sanft nach beiden Flüssen ab, so daß die Hauptstraße der Stadt, Broadway, auf dieser Höhe hinläuft.

Der Boden besteht auf seiner Oberfläche aus einer sandigen Aufschwemmung und ist nicht eben fruchtbar, die Unterlage ist hauptsächlich Gneiß; aber der nördliche Theil der Insel besteht vorzüglich aus körnigem und primitivem Kalkstein, der gut bricht und als Kingsbridge Marmor bekannt ist. Auf der Gneißunterlage liegt tertiärer Sand in beträchtlicher Mächtigkeit, und auf diesem ein Diluvium von zehn bis achtzig Fuß Dicke.

Gegenwärtig dehnt sich die Stadt nach Norden hin von der Battery ab ungefähr drei Meilen weit, und nimmt etwa

ein Fünftel der ganzen Insel ein. Der compacte Theil hält mehr als neun Meilen im Umfang; der übrige Theil ist noch meist unter Pflug oder Spaten.

Ursprünglich wurde bei Anlage der Stadt gar kein regelmäßiger Plan befolgt, und die ersten Straßen waren eng und krumm. Die Ansiedler richteten sich ein, wie eben ihr Bedürfniß es erforderte, und sie hatten gar keine Ahnung davon, daß diese Stadt jemals sich zu einer Weltbedeutung erheben werde. Nicht einmal der großen Vorzüge ihrer Lage waren sie sich bewußt; war doch das Hinterland zumeist noch eine Einöde. So stieg in keinem Menschen der Gedanke auf, daß die Felder, auf denen damals die Schafe weideten, einst alle mit prächtigen Häusern oder Waarenlagern bedeckt sein würden.

Von den früheren Unebenheiten des Bodens sind jetzt kaum noch Spuren vorhanden. Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges nahm man, in Voraussicht einer künftigen sehr beträchtlichen Vergrößerung der Stadt, systematische Verbesserungen vor. Die oberen Theile wurden zwischen den Jahren 1811 und 1821 vermessen und in sechszehn „Avenuen“ ausgelegt, welche in parallelen Linien von der vierzehnten Straße ausliefen, und mit großem Kostenaufwand durch Felsen und Hügel gegraben wurden. Man durchschnitt sie in rechten Winkeln mit 156 Querstraßen, die von Fluß zu Fluß liefen und nach den Nummern benannt wurden; so bildete man Squares, Vierecke, von etwa zweihundert bis achthundert Fuß. Im untern Stadttheile sparte man weder Geld noch Mühe, um die Straßen gerade und breiter zu machen, und fährt auch gegenwärtig damit fort.

So giebt es nur noch wenige eigentlich altmodische Gebäude in der Stadt. Der Baustyl ist elegant und die Häuser werden bequem eingerichtet. Auf den Stellen, wo alte Läden und Magazine standen, erheben sich neue geräumigere, die alle

massiv oder aus Backsteinen aufgeführt werden; der letztere ist vorzugsweise das Baumaterial in der obern Stadt. In dieser letztern wohnt die bei weitem überwiegende Menge der Bevölkerung von Neu-York, während die Unterstadt mehr Geschäftslokale enthält. Derjenige Stadttheil, welcher vorzugsweise die Geschäftsgegend bildet, liegt innerhalb der Linien vom untern Ende des Broadway, der Fultonstraße und des East-River. Im December 1835 wurde dieser Stadttheil durch eine große Feuersbrunst arg verwüstet, aber rasch und weit besser wieder aufgebaut. In der Wallstraße machen die Geldleute ihre großen Geschäfte, die Spekulanten in Stocks und Bonds, in Häusern, Ländereien u. s. w. Dort sind die Geschäftslokale der Mäkler, der Banken, der Wechsler, der Versicherungsgesellschaften; auch steht dort die Börse, Merchants Exchange, und das Zollhaus. In der South-Straße wohnen vorzüglich die großen Rheder; dort stehen auch die Geschäftslokale der verschiedenen Paketlinien. Die Importeure und die Kaufleute, welche sich vorzugsweise mit dem Verkauf der „trockenen Waaren" abgeben, haben vorzugsweise Pearl-Straße, sodann William-, Broad-, Pine-, Ceder- und Liberty-Street inne. In Water- und Front-Street und den angrenzenden Straßen findet man die Großhandlungen von Kolonialwaaren, die Kommissionsgeschäfte und Handwerker, welche mit dem Schiffsbau zu thun haben. Broadway ist eben so wohl eine Geschäftsstraße, als eine Avenue, auf welcher die elegante Welt sich blicken läßt. Dort haben Buchhändler, Kunsthändler, Juweliere, Möbelfabrikanten, Huthändler, Kleiderfabrikanten, Putzmacherinnen und dergleichen ihre prunkhaft ausgestatteten Läden. Die Eisen- und Metallwaarenhändler findet man besonders in Platt- und Pearl-Straße, die Lederhändler in der Ferry- und Jacob-Straße.

Neu-York hat nun am Wasser auf einer Strecke von sieben Meilen Werfte (d. h. Schiffsländen, Uferstaden) und

Docks. An jedem Flusse giebt es etwa sechszig Hafendämme (Piers), von zwei bis dreihundert Fuß Länge und fünfzig bis sechszig Fuß Breite. Die Schiffe legen sich zumeist in den East-River, der sicherer ist, als die andere Seite. Die Docks sind fast immer mit Fahrzeugen gefüllt, welche dort abwarten, bis die Reihe zum Verladen an sie kommt. Um den Bau von Uferstaden, Hafendämmen zum Anlegen und Verladen, und von Aufnahmebecken zu erleichtern, welchen der wachsende Geschäftsverkehr der Stadt erforderlich machte, bildete sich 1840 die Atlantic Dock Compagnie mit einem Capital von einer Million Dollars, und erhielt die Genehmigung der Legislatur des Staates.

Der North-River ist da, wo die Fähre nach dem gegenüberliegenden Jersey City sich befindet, etwa eine Meile breit, und da wo gegenüber Hoboken liegt etwa anderthalb Meilen. Die Breite des East-River beträgt ein Drittel bis zu einer halben Meile; bei der Südfähre beträgt die Breite 1300 Yards, bei der Fultonfähre 731 Yards, bei der Catherinefähre 736 Yards. Die Bay hat eine Breite von anderthalb bis sechsthalb Meilen, und drei bis acht Meilen Länge; sie hat fünfundzwanzig Meilen im Umfang, und ist ein Hafenbecken, in welchem alle Flotten der Welt sicher vor Anker liegen könnten.

Die Bay von Neu-York steht mit der Newark-Bay vermittelst der sogenannten Kills in Verbindung, im Westen zwischen Staten Island und Bergen Neck; sodann im Süden mit einer andern Bucht, dem Außen- oder Unterhafen vermittelst der Narrows, dieser schmalen Straße zwischen Staten Island und Long Island. Die letztere Bucht öffnet sich unmittelbar in den Ocean. Der Binnenhafen ist einer der besten und schönsten der Welt; schon seine natürliche Scenerie bietet einen entzückenden Anblick dar; dazu kommen noch die gewaltige Stadt mit ihren Häusermassen, die tausende von Schiffen,

welche am Ufer, auf den Flüssen und auf dem Meere liegen oder fahren.

Die Strömung ist sowohl in den Flüssen als im Meere außerordentlich stark, und hält insgemein das Wasser noch frei, wenn schon längst weiter nach Süden gelegene Ströme und Buchten mit Eis bedeckt sind. Im Jahre 1780 aber war der ganze Hafen von Neu-York mit einer festen Eisblänke belegt, was dann aber bis 1820 nicht wieder vorkam. Seit dem letztern Jahre ist nur selten auf einem der beiden Rivers Eis gewesen; nur 1851 auf 1852 war der East River eine Zeitlang durch Eis gesperrt, der North River blieb aber offen. Die Fluth erreicht eine Höhe von beinahe sieben Fuß englisch. Weiter nach Norden steigt sie an der Küste des atlantischen Oceans immer höher, in der Fundy-Bay sogar bis zu neunzig Fuß. Dagegen vermindert sie sich nach Süden hin, und hat im mexikanischen Meerbusen nur 18 Zoll. Die Zeit des Eintritts der Fluth an anderen Küstenplätzen oder in Gewässern, welche mit dem Ocean in Verbindung stehen, ist von jener bei Neu-York verschieden. Sie tritt früher als in Neu-York ein, zu: — Halifax um 2 Stunden 15 Minuten; — Neu Bedford 1 St. 40 M.; — Providence 41 M.; — Sandy Hook 2 St. 45 M.; — Norfolk 41 M.; — Richmond 2 St. 25 M. Sie tritt später ein, zu: — Eastport um 2 St. 9 M.; — Portland 1 St. 39 M.; — Boston 2 St. 19 M.; — Holmes Hole 1 St. 4 M.; — Philadelphia 5 St. 19 M.; — Baltimore 5 St. 7 M.; — Charleston 10 St. 19 M.; — Mobile Point 1 St. 54 M.; — Albany 6 St. 34 M.; — Quebec 8 St. 49 M.

Das Wasser hat an den Uferstaden sechs bis sieben Fuß Tiefe, wird aber gleich um ein Bedeutendes tiefer und kann die allergrößten Schiffe tragen. Im alten Kanal auf der Barre von Sandy Hook beträgt die Tiefe bei Ebbe 21 Fuß, bei voller Fluth 27 Fuß. Man hat auch einen neuen Kanal entdeckt, der

bei Ebbe 32 Fuß Tiefe hat. Jene im Binnenfahrwasser wechselt von 35 bis zu 60 Fuß.

Der Hafen von Neu-York ist sehr gut durch Vertheidigungswerke geschützt. Die bedeutendsten derselben befinden sich an den Narrows, an den Stellen, wo die Enge nur eine Drittel Meile breit ist. Dort stehen auf der Küste von Long Island die Forts Hamilton und Lafayette; dieses letztere erhebt sich auf einem Felsenriff, etwa zweihundert Yards vom Wasser entfernt, und hat drei Geschützreihen. Auf Staten Island liegen die Forts Tompkins und Richmond, und zwar das erstere auf der Anhöhe; es hat mehrere Durchgänge unter der Erde. Diese Forts befinden sich alle in vortrefflichem Zustande. Die Einfahrt aus dem Sunde zum East River wird vom Fort Schuyler vertheidigt, das auf Throgs Neck steht. Im Hafen selbst liegen Batterien auf den Inseln Bedlow und Ellis an der Westseite der Bay; auf Governors Island, 3200 Fuß von der Stadt entfernt, erhebt sich Fort Columbus in der Gestalt eines Sterns und deckt die Südseite der Einfahrt; auf den nordwestlichen Punkten dieser Insel steht Castle William, ein runder Thurm, der bei 60 Fuß Höhe 600 Fuß im Umfange und drei Reihen Geschütze hat. Auf der Südwestseite hat man eine Batterie angelegt, welche die Einfahrt durch den Buttermilk Channel bestreicht.

Nun lassen wir einige historische Angaben folgen, die zeigen, wie allmälig die Stadt zu ihrer großen Bedeutung heranwuchs. Die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft hatte einen kühnen und erfahrenen Seemann, Heinrich Hudson, ausgeschickt, um eine westliche Durchfahrt nach Indien zu suchen. Auf seiner Reise entdeckte er am 3. September 1609 die Insel Manhattan. Er segelte mit seinen 20 Mann starkem Schiffsvolk im „Halbmond" an der Insel hin und den Strom hinauf, welcher seitdem des unternehmenden Seemannes Namen trägt. Schon im nächsten Jahre schickten die Holländer wieder ein

Schiff nach Manhattan, das Pelzhandel trieb, und mehrere Nachfolger fand, da es gleich gute Geschäfte machte. Bald stellte sich das Bedürfniß zur Besitznahme der Insel und einer dauernden Niederlassung auf derselben heraus. Andere Ansiedelungen wurden von Leuten gegründet, welche Europa wegen politischer oder religiöser Verfolgungen verlassen hatten; Neu-York dagegen verdankt lediglich dem Handel seinen Ursprung, und diesen Anfängen ist es in seiner ganzen Entwickelung getreu geblieben. Schon 1612 wurde ein kleines Festungswerk am untern Ende der Insel errichtet; 1613 entstand der Ort Neu-Amsterdam, der 1614 aus vier Häusern bestand, welche außerhalb des Forts lagen. Die erste Zeit verlief nicht durchaus friedlich, denn aus dem kurz vorher von Engländern besiedelten Virginien kam ein Hauptmann, Argal, mit einem Haufen Bewaffneter und eroberte Neu-Amsterdam; „denn schon früh gelüstete es den Engländern nach diesem holländischen Weinberge." Die Holländer erhielten indessen das ihnen Geraubte zurück; die ehrsamen „Knickerbockers" konnten sich noch ein halbes Jahrhundert lang ihres Lebens in aller Ruhe freuen, und die kleine Kolonie zur Blüthe bringen. Dann verlohnte es sich schon eher der Mühe, sie ihnen abzunehmen.

Im Jahre 1615 wurde in Neu-Amsterdam, dem jetzigen Neu-York, eine Volkszählung vorgenommen, die in einer halben Minute geschehen war, denn der Ort zählte gerade dreißig Seelen.

Für die Jahre 1615 bis 1618 wurde das ausschließliche Recht, mit den Indianern Handel zu treiben, einer Handelsgesellschaft, der Vereinigten Compagnie von Neu-Niederland, ertheilt, welche große Thätigkeit zeigte. Sie gab den Geschäften mehr Schwung und schloß einen Vertrag mit den fünf Nationen (Irokesen), der bis aus Ende der niederländischen Herrschaft von beiden Theilen getreulich gehalten wurde. Als der Freibrief jener Compagnie abgelaufen war, erhielten einzelne Kauf-

leute „Speciallicenzen," vermöge welcher es ihnen gestattet war, mit den Indianern zu handeln; doch mußte dieses System schon 1621 einem Monopole weichen; denn die holländische Regierung ertheilte damals das ausschließliche Vorrecht in jener Gegend Amerikas Handel zu treiben, ausschließlich der holländisch-westindischen Compagnie, welche ihre Geschäfte in Amerika durch einen Generaldirector und einem aus 5 Mitgliedern bestehenden Rath verwalten ließ; diese standen ihrerseits unter der Aufsicht der Oberen, der Directoren in Holland. Sie hatten übrigens die Befugniß in der Colonie, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt auszuüben. Während ihrer Verwaltung betrug in den vier Jahren von 1624 an die Ausfuhr den Werth von 68,000 Doll., die Einfuhr 45,000 Doll.

Im Jahre 1623, also zehn Jahre nach der Gründung von Neu-Amsterdam, wohnten der Generaldirector, der Commandant, die übrigen Offiziere und manche bürgerliche Colonisten innerhalb des Forts. Die Zahl der Bewohner kann also unmöglich groß gewesen sein. Die außerhalb der Festung befindlichen Häuser standen auf dem Platze, welchen heute die Pearl-Straße einnimmt. An eigentliche Colonisation hatte man bis dahin noch nicht gedacht. Neu-Amsterdam war lediglich ein Handelsposten. Als aber das Geschäft nach und nach immer größern Gewinn abwarf, beschloß man eine dauernde Ansiedelung zu gründen und von dieser aus die holländischen Besitzungen in Amerika weiter auszudehnen. Es schien den Holländern räthlich, zu diesem Behuf die Insel Manhattan in aller Form anzukaufen, und sie zahlten den Indianern dafür den Werth von etwa 24 Dollars!

Um dieselbe Zeit hatte der Schreiber des holländischen Generaldirectors ein freundliches Begrüßungsschreiben nach Neu-Plymouth überbracht, durch welches ein nachbarlicher Verkehr mit den puritanischen Pilgervätern angebahnt wurde. Diese hatten ohnehin als englische Flüchtlinge längere Zeit im Lande der

Holländer, namentlich in Amsterdam und anderen Städten gelebt, und so waren beide Theile einander schon seit einiger Zeit näher bekannt. Als die „Knickerbockers" den Puritanern die Hände schüttelten, war die Ansiedelung der letzteren gerade sechs Jahr alt.

Einige Directoren der holländisch-ostindischen Colonie kauften am North River, am Delaware und auf Staaten Island große Landstrecken, nachdem Allen, welche in Neu-Niederland Ansiedelungen gründen würden, wichtige Privilegien zugesichert worden waren. Aber die Colonisten geriethen in Streit mit den Indianern, welche eine Colonie am Delaware ausrotteten; und nach der andern Seite hin, im Norden, raubten die Engländer ohne Anstand einen Landstrich am Flusse Connecticut, obschon der Generaldirector Wouter van Twiller Grund und Boden den Indianern abgekauft hatte. Ueberhaupt ließen sich die Engländer immer mehr und mehr lästige Uebergriffe zu Schulden kommen, und als die Schweden sich am Delaware festsetzten, erstand dort den Holländern ein neuer Feind. Der hitzige Generaldirector Kieft schürte nicht nur mit beiden europäischen Nachbaren den Kampf, sondern gerieth auch mit den Indianern in blutige Streitigkeiten. Den Engländern waren die Neu-Amsterdamer freilich nicht gewachsen, dagegen unterlagen ihnen die Schweden, und von den Indianern wurde einigemal „der Friede erobert."

Inzwischen gingen die Handelsgeschäfte vorwärts. Im Jahr 1635 führte die ostindische Compagnie 14,891 Biberfelle und 1413 Otterfelle aus, die man zusammen auf einen Werth von 134,025 Gulden abschätzte. Im Jahr 1638 wurde bereits Tabak in einiger Ausdehnung gebaut, auch waren schon Negersclaven vorhanden. Nicht lange nachher eröffnete Neu-Amsterdam einen Handelsverkehr mit Curaçao, überhaupt mit Westindien und mit Afrika.

Schon früh zeigte sich, wie in den englischen Colonien so auch in der holländischen Ansiedelung, ein reges Streben nach Erweiterung und Befestigung politischer Gerechtsame, und der letzte holländische Gouverneur oder Generaldirector, Peter Stuyvesandt, fand es gerathen, den Forderungen der Colonisten Genüge zu leisten. Eine aus 9 Männern bestehende Versammlung bildete die Volksvertretung, welche der Gouverneur bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe ziehen mußte, und die auch in manchen bürgerlichen Rechtsfällen zu entscheiden hatte. Uebergriffe, welche der Gouverneur sich erlauben wollte, wurden mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

Im Jahr 1652 zählte Neu-Amsterdam ungefähr 1000 Seelen; es erhielt neue Gemeinderechte, eine Incorporationsakte, und die Verwaltung ging von der westindischen Compagnie auf zwei Bürgermeister und fünf Beisitzer über, die Schöffen hießen; neben ihnen gab es noch einen Schout oder Scheriff. In dem genannten Jahre wurde die erste Schule eröffnet.

Im Jahre 1653 zogen die Holländer eine aus Erde und Steinen aufgeführte Mauer quer über die Insel von einem Flusse zum andern, zwischen der heutigen Pine- und Wallstraße; wahrscheinlich hat diese letztere daher ihren Namen. Diese Mauer hatte ein Thor im Broadway, das sogenannte Landthor, und ein anderes da, wo jetzt die Ecke von Wall- und Pearlstraße sich befindet; sie führte an den East River, welcher zu jener Zeit noch weit einwärts reichte. Diese Mauer war hauptsächlich zur Vertheidigung gegen die Indianer bestimmt, die sehr widerborstig blieben, obwohl sie viel „gepeitscht" wurden.

Im Jahre 1656 hatte der Ort 120 Häuser und immer noch nicht viel über 1000 Einwohner; 1656 ließen die Bürgermeister da, wo nun Whitehall-Straße steht, den ersten Uferstaden bauen, und 1660 schickte Gouverneur Stuyvesandt einen Plan der Stadt nach Holland.

Es war gerade noch Zeit, denn die Herrschaft der Holländer ging auf die Neige. Im September 1664 erschienen nämlich vier englische Fregatten mit 300 Soldaten in der Bay von Neu=Amsterdam und forderten die Stadt zur Uebergabe auf. Sie beriefen sich auf ein Patent, welches König Karl II. seinem Bruder, dem Herzog von York, gegeben und worin er ihm ganz Neu=Niederland zugesprochen habe. Die Holländer leisteten der Aufforderung ohne Schwertstreich Folge. Nun wurde der englische Oberst Nichols Gouverneur der Provinz, die gleich der Stadt den Namen Neu=York erhielt, zu Ehren des neuen Besitzers; die städtische Verwaltung bekam englischen Zuschnitt, einen Major und mehrere Aelterleute. Sodann wurde alles Eigenthum der holländisch=westindischen Compagnie eingezogen; den friedlichen nur auf Handelsgewinn bedachten Einwohnern wurden 1200 Gulden Steuer abgepreßt. Die Engländer setzten sich gemächlich fest.

Im Jahre 1673 wurde eine Postverbindung zwischen Neu=York und Boston eingerichtet, und zwar so daß ein Postreiter einmal in je drei Wochen ein Felleisen mit Briefen besorgte. Zur Zeit der Eroberung hatte Neu=Amsterdam ungefähr 1500 Einwohner; 1673 war diese Zahl auf 2500 angewachsen. Aber im Juli 1673, neun Jahre nach dem englischen Handstreich, erschien ein holländisches Geschwader, nahm die Stadt wieder ein und nannte sie Neu=Oranien. Die Freude dauerte aber nur kurze Zeit, denn im nächsten Jahre waren die Engländer wieder im Besitz, und seitdem nahm der Handel einen immer größern Aufschwung. Schon damals war die Mehlausfuhr verhältnißmäßig nicht unbedeutend und das Produkt weit und breit gesucht. Die Engländer verfuhren praktisch; 1675 wurde verordnet, daß der Grund und Boden, welcher im Besitz von Privatleuten war, von diesen aber nicht angebaut wurde und unbenutzt liegen blieb, taxirt und zu dem abgeschätzten Preise an beliebige Käufer überlassen werden solle.

Im folgenden Jahre verbot ein Gesetz, den Indianern Branntwein zu verkaufen. Wenn ein rother Mann betrunken auf einer Straße gefunden wurde und nicht wußte wo er den Branntwein erhalten habe, dann solle die ganze Straße gestraft werden. Es war verboten Getreide zu destilliren, man nahm deshalb Syrup.

Die Stadt hatte ein Monopol auf den Mehlhandel; dagegen führten die Ansiedler auf dem platten Lande Beschwerde; sie verlangten gleiche Berechtigung, welcher aber die Stadt sich aus dem Grunde widersetzte, weil zwei Drittel ihrer Einwohner vom Mehlgeschäft ihren Lebensunterhalt gewannen. Sie verlangte noch 1692 in einer Eingabe an den Kolonialrath Aufrechterhaltung ihres Monopols. Aber es half nichts, sie mußte sich die Concurrenz der Provinz gefallen lassen.

Im Jahre 1677 hatte Neu-York 12 Straßen mit 384 Häusern; 1694 aber schon 983 Häuser; 600 Hausinhaber lebten vom Mehlgeschäft. 1683 gehörten den Bewohnern 3 Barken, 3 Brigantinen, 26 Slups und 48 offene Boote; 1685 war die Rhederei schon angewachsen auf 9 oder 10 Dreimaster, von je 80 bis 90 Tonnen Gehalt, 200 Kits (Ketches), von je 40 Tonnen, und 20 Slups, von je 25 Tonnen; 1694 waren schon 60 Schiffe, 25 Slups und 40 Boote vorhanden. 1696 aber nur 40 Schiffe, 62 Slups und 60 Boote. Das steuerpflichtige Vermögen wurde 1685 auf 75,694 Pfd. Sterling abgeschätzt; von jedem Pfunde mußten drei Farthings abgegeben werden.

König Jakob II. von England trachtete nach Willkürherrschaft, entzog 1686 auch seinen amerikanischen Besitzungen die Volksvertretung und verbot den Gebrauch der Buchdruckerpresse, welcher den Despoten immer Aergerniß gegeben hat. In demselben Jahre zahlte die Stadt 324 Pfund Sterling für Erweiterung ihres Freibriefes; sie mußte diese Summe aufborgen.

Zwei Jahre später gab es folgende Wards: Nord, Süd, Ost, West, Dock Ward, mit Harlem und Bowery.

Als König Jakob im Mutterlande des Thrones entsetzt worden war, ernannte die Stadt einen Kaufmann, Jakob Leisler, zum Gouverneur. Er wurde von Soldaten unterstützt; der Major zog sich, obwohl auch er die Partei Wilhelms und der Maria ergriffen hatte, nebst einigen angesehenen Einwohnern nach Albany zurück. Leislers Schicksale sind tragisch; er büßte sein Leben ein.

1690 versammelte sich ein Congreß der Colonien in Neu-York; 1691 lag die Wallstraße noch außerhalb der Stadt; 1691 wurde verordnet, daß Abends Licht in den nach der Straße hinausgehenden Fenstern brennen solle; wer dem zuwider handelte, zahlte 9 Pence Strafe für jeden Fall. Im December sollte aus jedem siebenten Hause eine brennende Laterne hängen, deren Kosten die sieben Hausbesitzer aufzubringen hatten. Im Jahre 1696 zählte Neu-York 4302 Einwohner, wovon 575 Neger waren; 1700 war die Bevölkerung auf 6000 Seelen angewachsen.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewann der Handel eine immer beträchtlichere Ausdehnung; die Stadt war eine Art von Stapelplatz für die Waaren der nördlichen Kolonieen geworden; man verschiffte sie zumeist von Neu-York aus nach England und Westindien. Doch aber wurden die Docks und Slips jährlich für die geringe Summe von 25 Pfd. Sterling verpachtet. 1711 wurde ein Sklavenmarkt in der Wallstraße unweit vom East River eröffnet; 1718 in Broadway eine Reperbahn angelegt, 1720 ein Zoll von 2 Procent auf alle aus Europa eingeführten Güter gelegt. Dieses ist der erste Zolltarif, welchen die Geschichte der Stadt kennt. Die erste Zeitung, die Neu-York Gazette, erschien 1725; einen abermals erweiterten Freibrief erhielt die Stadt vom Gouver-

neuen Montgomerie, und er ist noch heute, obwohl mit einigen Abänderungen, in Kraft und Gültigkeit.

Die erste Fahrpost nach Boston und Philadelphia wurde 1732 eingerichtet. Diese Post ging von Boston alle Monat einmal, und brauchte für ihre Fahrt vierzehn Tage. 1759 wurden für einen Acre Land an der Außenstraße schon die Summe von 30 Pfd. Sterling bezahlt; die Beleuchtungskosten für die Stadt betrugen 760 Pfd. Sterling im Jahre 1770; die Stadtbehörde zahlte 1796 für Druckerkosten 35 Pfd. St.

Am 21. September 1776, bald nachdem die Engländer Neu-York eingenommen hatten, wurde die Stadt von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, die zu beiden Seiten des Broadway furchtbar wüthete und 493 Häuser oder ein Achtel des ganzen Ortes, auf einmal in Asche legte. Von 1741 auf 1742 hatte das gelbe Fieber viele Menschen hinweggerafft.

Im Jahre 1712 hatten die Neger sich erhoben, die Stadt an mehreren Stellen in Brand gesteckt und viele Leute erschlagen. Sie wurden aber gebändigt und 119 Schwarze verbrannt oder gehenkt. Im Jahre 1741 auf 1742 machte die sogenannte große Negerverschwörung großes Aufsehen, die übrigens sehr übertrieben worden ist. Einige irische Katholiken hatten sich mit den Negern eingelassen; 154 der letzteren und 20 Weiße wurden ins Gefängniß geworfen, und 13 Neger am Pfahle verbrannt, da wo jetzt die Ecke von Chatham- und Pearlstraße ist; der Platz lag aber noch außerhalb der Stadt; 20 wurden gehenkt, davon einer in Ketten, und zwar auf einer Insel im Süßwasser-Teiche, wo jetzt Elm-Straße liegt; 78 wurden aus der Kolonie gejagt.

Im Jahre 1730 zählte die Stadt 1400 Häuser, 1731 schon 8628 Einwohner; 1746 standen 1834 Häuser, 1746 schon etwa 2000 mit 10,381 Einwohnern. Die Zahl derselben war 1771 auf 21,876 gestiegen. Beim Ausbruche des

Revolutionskrieges hatte Neu=York 4000 Häuser mit 25,000 bis 30,000 Einwohnern; aber drei Jahre nach dem Schlusse des Unabhängigkeitskampfes, also um 1786, nur noch 23,614.

Was den Handel betrifft so kostete 1742 der Buschel Weizen 3 Schilling 6 Pence; Kohlen kamen aus England und waren billiger als Holz. Von 1749 auf 1750 liefen 232 Schiffe in den Hafen ein und 286 liefen aus. Die Ladung der letzteren bestand hauptsächlich in 6731 Tons Provisionen, zumeist Mehl und Getreide. In 1755 waren 12,528 Hogsheads Leinsamen nach Irland verschifft worden. Im Jahre 1769 betrugen die Einfuhren 188,976 Pfd. Sterling; davon kamen aus Großbritannien für 75,931 Pfd. St., aus Westindien für 97,420 Pfund; einige Kleinigkeiten auch aus Südeuropa und Afrika. Die Importe aller englischen Kolonieen Nordamerikas aus Großbritannien betrugen in jenem Jahre 1,029,519 Pfd. Sterling, die Ausfuhren dorthin 673,002 Pfd. St. Charleston in Süd=Carolina war bei den ersteren mit 306,600 Pfd. St., bei den letzteren mit 387,114 Pfd. St. betheiligt.

Die unzweckmäßigen Maßregeln der englischen Regierung waren für den Handel der Kolonieen ungemein hemmend, und erregten eine Erbitterung, welche in nicht geringem Maaße zum Ausbruche der Revolution beitrug. In Neu=York wurde 1765 nebst dem Bildnisse des Gouverneurs auch die Stempelakte verbrannt, und Abgeordnete der Kolonieen traten in der Stadt zu einem Congreß zusammen. Die Kaufleute traten der Uebereinkunft wegen Nichteinfuhr englischer Waaren willig bei. Während Neu=York von den Engländern besetzt gehalten wurde, hatte es viel zu leiden; die öffentlichen Gebäude wurden ausgeplündert, alle Kirchen, mit Ausnahme der anglikanischen Episkopalkirche, wurden von den Soldaten als Kasernen, Spitäler, Reitbahnen, Ställe oder Gefängnisse benutzt, und die Schulen geschlossen. Begreiflicherweise lagen alle Geschäfte schwer darnieder, und das dauerte volle sieben Jahre lang. Erst 1783

zogen die Engländer ab, und die amerikanische Selbstständigkeit war gesichert.

Von jetzt an beginnt der wunderbare Aufschwung von Neu-York. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts zählte die Stadt schon 60,000 Seelen; unter allen nordamerikanischen Städten war ihr an Volksmenge nur noch Philadelphia voraus. Der Handel hatte angefangen sich in riesenhaften Verhältnissen auszudehnen, als die Dampfschifffahrt gerade zu rechter Zeit erfunden war und in weiterm Umfange praktisch angewandt wurde. Das gab wieder neuen Schwung. Ferner gewann Neu-York unberechenbar durch den Erie-Kanal, welcher ihm eine unmittelbare Wasserverbindung mit den großen Seen sicherte. So wurden die Nachtheile, welche der Krieg von 1812 mit England im Gefolge hatte, bald verschmerzt. Die Packetlinien nach allen Haupthäfen hatten mächtigen Zuwachs im Schifffahrts- und Handelsverkehr im Gefolge, und die Dampfschifffahrt an der Küste und auf den Binnengewässern wurde immer wichtiger. Dazu kamen die Eisenbahnen, welche allmälig bis weit ins Innere reichten; es wurde ein natürlicher Ausgangspunkt für die Hauptbahnen nach Norden, Süden und Westen.

Indessen ist auch in der amerikanischen Periode Neu-York von mancherlei Widerwärtigkeiten heimgesucht worden. Im Jahre 1798 raffte das gelbe Fieber 2086 Menschen hinweg; 1805 erschien diese Seuche abermals, und obwohl ihr nur 280 Menschen erlagen, so war doch die Bestürzung so groß, daß ein gutes Drittel der Einwohner die Stadt verließ. Auch 1822 kam dieses gelbe Fieber noch einmal; es starben 388 Menschen. Die asiatische Cholera machte 1832 ihren ersten Besuch; ihr erlagen nicht weniger als 10,359 Menschen! Auch an verheerenden Feuersbrünsten hat es nicht gefehlt; jene von 1804 legte 40 Gebäude in Asche und verursachte einen Schaden von zwei Millionen Dollars; jene von 1811 zerstörte mehr als 80

Häuser in der Chathamstraße; in der Nacht vom 16. December 1835 verbrannten 648 Häuser; ein Flächenraum von 30 bis 40 Acres war eine Wüstenei geworden, der Schaden betrug an achtzehn Millionen Dollars; und 1845 zerstörte das Feuer Eigenthum im Werth von sieben Millionen. Ins Jahr 1837 fällt die große Handelskrisis, welche weit und breit im Lande Bestürzung verbreitete und in Neu=York Tausende von Leuten um ihr Vermögen brachte.

Und trotz alledem, welch ein Schauspiel bietet Neu=York in der Gegenwart dar!

Die Stadt Neu=York entwickelte aus kleinen und unscheinbaren Anfängen sich zu einer Weltstadt. In welchem Verhältniß die Bevölkerung sich vermehrte und wie sich überhaupt die Populationsverhältnisse gestaltet haben, ergiebt sich aus folgenden Ziffern. Die Volksmenge der Stadt bestand:

1656	aus	1,000	Seelen	1810	aus	96,373	Seelen
1696	=	4,302	=	1814	=	92,448	=
1731	=	8,628	=	1816	=	100,619	=
1756	=	10,381	=	1820	=	123,706	=
1773	=	21,876	=	1825	=	166,086	=
1786	=	23,614	=	1830	=	202,589	=
1790	=	33,131	=	1835	=	270,089	=
1800	=	60,489	=	1840	=	312,710	=
1805	=	75,770	=	1845	=	371,223	=

Die Zählung vom Jahre 1850 ergab 515,545 Seelen, oder binnen fünf Jahren eine Zunahme von mehr als 140,000! Im Durchschnitt betrug von 1656 bis 1850 die Bevölkerungszunahme für jede zehnjährige Periode 40 Procent. Nur während der Zeit des Unabhängigkeitskrieges und des Krieges mit England von 1812 bis 1814 ist ein Rückgang bemerklich, im Uebrigen geht die Zunahme ununterbrochen fort. Doch dauerte es lange, bevor Neu=York die Städte Boston und

Philadelphia, welche ihr voraus waren, einholte; nachdem aber dies einmal geschehen war, überflügelte es beide und ist nun längst die größte Stadt in der neuen Welt. In welcher Weise dies geschah, ergiebt sich aus nachfolgender Zusammenstellung. Es hatten Einwohner:

Jahre	Neu-York	Philadelphia	Boston	Baltimore
1690	3,000	....	4,500	.....
1700	4,800	....	6,700	.....
1750	9,800	7,635	15,731	.....
1790	33,131	42,520	18,038	13,503
1800	60,489	81,005	24,297	26,514
1810	96,373	111,210	35,250	46,455
1820	123,706	137,097	43,298	62,738
1830	202,589	188,961	61,392	80,620
1840	312,710	258,037	93,383	102,513
1850	515,545	408,815	138,788	189,048

Außer diesen vier genannten Städten gab es 1820 in den Verein. Staaten nur noch acht Städte, welcher über zehntausend Einwohner zählten, nämlich Portland, Salem, Providence, Albany, Pittsburg, Richmond, Washington und Neu-Orleans. Aber 1830 waren solcher Städte mit mehr als 10,000 Seelen schon sechszehn, 1840 schon ein und dreißig, und 1850 schon fünf und sechszig. Jene von 1840 sind außer Neu-York folgende:

Boston, Portland, Lowell, Salem, Neubedford, Charlestown, Springfield, Providence, Neuhaven, Brooklin, Philadelphia, Albany, Rochester, Troy, Buffalo, Utica, Newark, Pittsburg, Richmond, Petersburg, Baltimore, Norfolk, Charleston, Savannah, Mobile, Neu-Orleans, Louisville, St. Louis, Cincinnati, Washington.

Es gab 1790 sechszehn Staaten, welche sämmtlich, jeder einzeln genommen, eine stärkere Bevölkerung hatten, als die

Stadt Neu-York. Diese, damals mit 33,131 Seelen, kam der Volksmenge von Tennessee, damals 35,791 Seelen, am nächsten. Es erreichte von den übrigen Staaten nicht die Hälfte der Volkszahl, ausgenommen jene von Delaware, das 59,096 Seelen zählte.

Gegenwärtig hat die Stadt Neu-York eine stärkere Volkszahl, als jeder einzelne der nachbenannten Staaten: Neu-Hampshire, Vermont, Connecticut, Rhode-Island, Neu-Jersey, Delaware, Florida, Louisiana, Texas, Arkansas, Michigan, Wisconsin, Iowa und Californien. Und ziehen wir nur die weiße Bevölkerung in Betracht, so können wir noch fünf andere Staaten hieher rechnen, nämlich Maryland, Süd-Carolina, Georgia, Alabama und Mississippi; vielleicht auch noch Nord-Carolina.

Rechnet man die Neger und Farbigen ab und bringt nur die weiße Bevölkerung in Anschlag, so hatte die Stadt Neu-York 1850 so viele Seelen als folgende fünf Staaten: Arkansas 126,071 Weiße, Delaware 71,888, Florida 47,120, Texas 133,131, Rhode Island 144,012: Total 522,222 Weiße. Oder so viel als die beiden Staaten: Louisiana 254,271 Weiße, Süd-Carolina 274,775: Total 529,046 Weiße. Oder, nach einer andern Gruppirung, so viele Seelen als die weiße Bevölkerung betrug in Arkansas, Delaware, Florida, Texas und Süd-Carolina, — zusammen mit etwa 600,000 Seelen. Oder so viele als zusammen: Delaware, ganz Florida, Rhode Island und Iowa, zusammen 1850 mit 518,694 Seelen.

In Europa haben nur London, Paris, St. Petersburg und Konstantinopel mehr Einwohner als Neu-York 1850; rechnet man aber die unmittelbar bei Neu-York liegenden Städte Brooklyn, Williamsburg und die Umgegend mit hinzu, so zählte es mehr Köpfe als die Hauptstädte Rußlands und der Türkei, nämlich 757,000. Beschränkt man die Annahme aber auf die 19 Stadttheile oder Viertel, Wards, des eigentlichen Neu-York,

mit 515,000 Einwohnern, so kamen ihm Neapel und Wien am nächsten; Berlin hat jetzt etwa gleiche Volksmenge mit Philadelphia.

Von 1790 bis 1850 hat Neu-York seine Volksmenge viermal verdoppelt, also durchschnittlich in einer Periode von fünfzehn Jahren. Folgende Städte und Staaten haben sich in folgenden Perioden an Volkszahl verdoppelt: seit 1800 (Cincinnati, Louisville und Buffalo sind neuer): Neu-York in 15 Jahren, Boston in 20½, Philadelphia in 22, Baltimore in 20, Cincinnati in 6⅓, Neu-Orleans in 15, St. Louis in 10, Brooklyn in 9, Pittsburg in 7⅔, Louisville in 8, Washington in 14, Charleston in 33, Albany in 13½, Buffalo in 8½, Staat Neu-York in 19, Staat Virginien in 70, Neu-England in 45, der Nordwesten in 7, die Vereinigten Staaten in 23½, London in etwa 40 Jahren.

An Wohnhäusern hatte die Stadt Neu-York: im Jahr 1656: 120 Häuser, à 8⅓ Bewohner; 1756: 2,000 Häuser, à 5⅛ Bewohner; 1850: 37,730 Häuser, à 13⅔ Bewohner.

Gegenwärtig kann man etwa im Durchschnitt drittehalb Familien auf jedes Haus rechnen; in Boston, das 1850 Häuser 15,194 hatte, kamen etwas über 9 Köpfe auf jedes Haus; in Philadelphia 7½ Kopf.

Die Volksmenge selbst besteht aus dem allerbuntesten Gemisch, das sich nur denken läßt; fast alle Völker der Erde haben in Neu-York ihre Vertreter. Nach der Zählung von 1845 war die Bevölkerung der Stadt in folgender Weise zusammengesetzt:

Geboren im Staate Neu-York	194,916	Personen
Geboren in Neu-England	16,079	"
In anderen Theilen der Vereinigten Staaten	25,572	"
Geboren in anderen amerikanischen Ländern	508	"
Geborene Amerikaner	237,075	Personen

Geboren in britischen Landen	96,581	Personen
Geboren in Deutschland	24,416	=
Geboren in Frankreich	3,710	=
In anderen Ländern Europas	3,277	=
Geborene Europäer	127,984	Personen.

Von diesen Ausländern waren 60,946, also über die Hälfte, noch nicht naturalisirt. Im Jahre 1855 stellte sich die Gesammtbevölkerung des Staats Neu=York auf 3,466,212 Seelen, von welchen 632,746 Fremde waren. In Deutschland waren davon 226,549 geboren, und von diesen wohnten in der Stadt Neu=York 97,903 Köpfe. Neger und Mulatten, überhaupt farbige Menschen, gab es 1850 in der Stadt Neu=York 13,724, was gegen 1840 eine Abnahme von 2034 Köpfen zeigt. Die Einwanderung von Ausländern stellte sich in Neu=York in den zwölf Jahren von 1840 bis 1851 in folgender Weise:

	Einwanderer.		Einwanderer.
1840	60,712	1846	108,264
1841	55,885	1847	147,170
1842	74,014	1848	176,671
1843	45,961	1849	220,742
1844	60,597	1850	212,996
1845	81,291	1851	289,601

Demgemäß betrug die Einwanderung vom Auslande her im Laufe von zwölf Jahren über anderthalb Millionen Seelen, allein in der Stadt Neu=York. Im Jahre 1857 wanderten 118,990 Deutsche in die Union ein, von 1847 bis 1857 überhaupt 1,187,008 Köpfe aus Deutschland; nach amtlichem Berichte betrug die Zahl der gesammten Einwanderer von Anfang 1844 bis Ende 1857 nicht weniger als 3,907,018 Köpfe.

Von jenen 1,533,904 Einwanderern kommen auf die Jahre:

1840	bis	1843 236,572	Köpfe
1844	=	1847 397,322	=
1848	=	1851 900,010	=

Bei einem solchen Zuflusse von Fremden kann von einem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, stetigen und regelmäßigen Sterblichkeitsverhältnisse keine Rede sein. Eine große Anzahl von Menschen bringt die Keime tödtlicher Krankheiten aus anderen Ländern mit sich, und auch die ansässige Population erhält aus den verschiedensten Gegenden immer neuen Zuschuß. Im Jahre 1805 stellte sich die Sterblichkeit auf 1 von 32.98, und 1810 auf 1 von 46.49; 1815: 1 von 41.83, und 1850, bei 16,978 Todesfällen, auf 1 von 30.37. Im Jahr 1851 betrug die Zahl der Sterbefälle 22,024, was 1 von 25 beträgt, wenn man annimmt, daß in diesem Jahre die Bevölkerung um 30,000 Köpfe gegen das vorhergegangene angewachsen war.

In anderen Städten der Union ergab sich folgendes Sterblichkeitsverhältniß:

Boston 1845	1 auf 49	Washington 1850 .	1 auf 43⅔
Boston 1850	1 = 38	Wisconsin = .	1 = 106
Lowell 1845	1 = 69	Vermont = .	1 = 100
Lowell 1850	1 = 65	Massachusetts = .	1 = 51
Cincinnati 1840 . .	1 = 35	Utah = .	1 = 47½
Baltimore 1846—48	1 = 20½	Louisiana = .	1 = 43
Chicago 1849 . . .	1 = 15	Glasgow, Schottland 1836 . .	1 = 26
Chicago 1850 . . .	1 = 42	Manchester, England 1842 . . .	1 = 30
Louisville 1840—43	1 = 17¾	London 1841	1 = 41

Die mittlere Lebensdauer in Neu-York stellt sich im Vergleich zu nachbenannten Städten und Gegenden folgendermaßen heraus:

		Jahr			Jahr
Neu-York	1811—20	26.15	Boston	1811—20 .	27.75
„	1821—30	24.36	„	1821—30 .	25.88
„	1831—40	19.46	„	1831—40 .	22.72
„	1845—50	20.78	„	1841—45 .	21.43
„	1850 . . .	20.67	„	1850. . . .	21.06
Philadelphia	1811—20	26.25	Charleston	1822—30 .	30.59
„	1821—30	25.53	„	1831—40 .	31.05
„	1831—40	22.64	„	1841—48 .	30.39
„	1845 . . .	21.85	. . . . . .	. . . . . .	. . . . .
Massachusetts	1843—48	52.18	England	1841 . . .	20.00
London	1841 . . .	27.00	Liverpool	1841 . . .	20.00

Die Armenverwaltung der Stadt Neu-York giebt durchschnittlich an 6000 Arme Unterstützung; außerdem erhalten zwischen 35 bis 40,000 Individuen, zumeist dürftige Einwanderer, gelegentliche Beihülfe. Die Armenausgaben betragen ungefähr 400,000 Dollars. Im Staate Neu-York wurden 1857 nicht weniger als 173,249 Menschen von den Ortschaften oder Counties unterstützt mit einer Summe von 1,354,383 Dollars. Von den Unterstützten im County Neu-York bildeten die Irländer beinahe 50, die Deutschen kaum 4 Procent.

Die Criminalstatistik giebt folgende Notizen. Im Jahre 1851 wurden 16,522 Personen ins Stadtgefängniß abgeliefert, wo am 1. Januar noch 221 befindlich waren. Macht zusammen 16,743. Davon wurden 12,955 wieder entlassen, 3390 wurden ins Zuchthaus, 192 ins Staatsgefängniß abgeführt, 3 wurden hingerichtet. In den höheren Criminalgerichten wurden 2494 verurtheilt; darunter 8 wegen Mordes, 8 wegen Todtschlags, Angriff in der Absicht zu tödten 8, Ueberfall und

thätliche Mißhandlung 703, Unruhstifter 6, Fälschung 17, Diebstahl mit Einbruch bei Nacht 47, großer Diebstahl 105, kleiner Diebstahl 1530 ꝛc. Im Jahre 1836 belief sich die Gesammtzahl der Verurtheilten auf 854 oder 1 auf 315; im Jahre 1851, bei einer Bevölkerung von etwa 550,000 Seelen, kommt 1 Verurtheilter auf 225 Personen. In London kam 1828 1 auf 415, in Boston 1845 1 auf 262.

Die Polizeimannschaft besteht aus 900 Angestellten; die Kosten der Polizeiverwaltung betragen etwa eine halbe Million Dollars. Zur Miliz des Staats stellt die Stadt New-York ungefähr 45,000 Mann; unter diesen befinden sich 4000 uniformirte „Freiwillige“, die jeden Augenblick ausmarschiren können. Die Löschanstalten oder sogenannten Feuercompagnien beschäftigen 2000 Mann. — In den verschiedenen Theilen der Stadt giebt es vierzehn Marktplätze. Die Handelskammer wurde 1768 gegründet; sie erhielt 1770 von König Georg III. einen Freibrief, der 1784 einige Abänderungen erlitt.

Ein sehr nützliches Bauwerk ist die Croton-Wasserleitung. Diese ist 40½ Meile lang; im Innern bis zu 5 Fuß 5 Zoll breit; 5 bis 8 Fuß 5½ Zoll hoch; sie kann täglich bis zu sechszig Millionen Gallons in die Stadt liefern; das Minimum beträgt an jedem Tage 27 Millionen Gallons. Die Anlagekosten belaufen sich auf etwa neun Millionen Dollars. Hier mag bemerkt werden, daß die Cochituate-Wasserleitung zu Boston nur 20 Meilen Länge hat und an zehn bis vierzehn Millionen Gallons Wasser liefert; sie kostete fünf Millionen Dollars.

Für den Schulunterricht wurden im Jahre 1850 verausgabt 221,773½ Dollars. In dem Schuljahr bis zum 5. Februar 1851 besuchten 107,363 Schüler die Lehranstalten. Die Zahl der öffentlichen Schulen betrug 114, der Districtsschulen 72, der Corporate-Schulen 21, zusammen 207 Schul-

anstalten. Die Geldkosten, welche durchschnittlich der Schüler verursachte, betrugen 6 Dollars 87 Cents.

Die Anzahl erwachsener Leute, welche laut der Zählung von 1850 weder Schreiben noch Lesen konnten, betrug in der ganzen Stadt 18,807. Davon waren 16,449 Ausländer, zumeist Irische, und von den 2,358 Eingeborenen 1,667 Neger; 12,271 waren Weiber. In Boston beläuft sich die Ausgabe für die öffentlichen Schulen auf etwa 8 Dollars für den Kopf, wenn man alle Schüler von 4 bis 16 Jahren zusammenrechnet. Im Staate Massachusetts auf etwa 3 Dollars. In Philadelphia wurden 1851 für öffentliche Schulen 435,938 Dollars verausgabt, oder etwa 5 Dollars für jedes Kind zwischen 5 und 15 Jahren.

Neu-York hatte 1851 nicht weniger als 261 Kirchen, welche sich auf die erhebliche Zahl von neunundzwanzig verschiedenen Sekten vertheilen, von denen jede einzelne behauptet, sie sei im Besitz der religiösen Wahrheit, was die übrigen dann nicht gelten lassen wollen. Doch lernt sich bei so großer Buntschäckigkeit der religiösen Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen die Verträglichkeit von selbst, und in Bezug auf bürgerliche Berechtigung hat keine Sekte vor der andern etwas voraus.

Die verschiedenen „Kirchen“ waren folgende: Protestantisch-Bischöfliche 45, Methodisten 30, Afrikanische 4, Presbyterianische 36, Associirte Presbyterianer 4, Associirte reformirte Presbyterianer 2, Reformirte Presbyterianer 4, Baptisten 31, Congregationalisten 10, Wesleyanische Methodisten 1, Methodistische Protestanten 2, Unitarier 2, Niederländisch-reformirte 19, Lutheraner 5, Römisch-katholische 21, Jüdische Synagogen 12, Neu-Jerusalem 2, Urchristen 4, Universalisten 4, Quäker 4, verschiedene andere Sekten 9 Kirchen.

Zusammen 261 Kirchen, so daß für etwa 2100 Köpfe eine solche zu rechnen ist. In Philadelphia befinden sich,

in der eigentlichen Stadt, 84 Kirchen mit 83,171 Sitzen, rechnet man aber die Vorstädte hinzu, 247 Kirchen mit 185,539 Sitzen. In Boston 1845 78 Kirchen und 21 Hallen mit 84,174 Sitzen; in Baltimore 1850 106 Kirchen, in Lowell 1845 33.

Wir gehen nicht in die Einzelnheiten des Handelsverkehrs ein, weil sie uns an diesem Orte zu weit führen würden; uns kam es nur darauf an, zu zeigen, aus welchen schwachen Anfängen sich allmälig diese Stadt zu einer so großartigen Bedeutung entwickelte, und in dieser Beziehung sind die scheinbar dürren Ziffern äußerst beredt. Unter allen amerikanischen Häfen steht Neu-York in Bezug auf die Ein- und Ausfuhren über See voran. In der gesammten Union betrugen 1857 die Einfuhren 360,890,141 Dollars, die Ausfuhren 362,949,144 Dollars; diese Handelsbewegung erreichte also die Ziffer von nahe an 724 Millionen Dollars. Davon kamen auf Neu-York für die Einfuhr etwa zwei Drittheile, nämlich 236¼ Million, und auf die Ausfuhr 119,197,301 Dollars.

2. Der Getreidemarkt von Chicago in Illinois.

Die westlichen Staaten sind ungemein rasch angewachsen, und während der letztverflossenen zwanzig Jahre so bedeutend und volkreich geworden, daß sich schon jetzt der politische Schwerpunkt dorthin rückt. Sie bilden die eigentlichen Kornkammern Nordamerikas und haben für ihren Ueberschuß an Erzeugnissen bequeme Fahrbahnen, nach Norden die Seen, nach Süden den Mississippi, nach Osten den Hudson und die Neu-Yorker Kanäle. Auch begriffen sie rasch, von wie großer Wichtigkeit für sie die Eisenbahnen sein würden, deren der Staat Ohio 1858 nicht weniger als 2946 Meilen hat, Illinois 2678, Indiana 1799, Neu-York 2590 Meilen.

Scheinbar liegen diese Staaten an den nördlichen Seen und am obern Mississippi weit entfernt, aber durch die raschen Communicationsmittel sind sie der Küste nahe gerückt, und in

dem letzten Jahre sind sogar aus dem innern Winkel des Michigan-See, von Chicago aus, Getreideladungen direkt nach Liverpool gegangen. Auch vom Erie-See ist die unmittelbare Schifffahrt nach Europa in Gang gebracht worden. Im Juni 1858 lagen zu Toledo im Staat Ohio Betten zur Verladung nach England, und zu Sandusky desgleichen, welche für die Insel Helgoland bestimmt waren. Schiffe von Cleveland und Detroit haben die Fahrt nach Liverpool schon in 35 Tagen zurückgelegt, andere bedurften 46 Tage Zeit.

Unter den sogenannten „Getreidehäfen" im Westen ist Chicago in Illinois am bedeutendsten und kann schon heute als der wichtigste Kornmarkt auf Erden betrachtet werden. Im Jahre 1836 wohnte auf der Prairie, welche jetzt mit mehr als zehntausend Häusern bedeckt ist, noch kein weißer Mann; vor zwei und zwanzig Jahren wurden die ersten Blockhütten gebaut; im Juli 1855 zählte Chicago schon 78,511 Seelen, die 1858 auf mehr als 120,000 angewachsen sind. Dieser Stapelplatz liegt mehr als zweihundert deutsche Meilen von der Meeresküste entfernt an der südwestlichen Ecke des Michigan-See's, in welchen der Chicago-Fluß mündet. Ein recht gesundes Klima kann man ihr nicht nachrühmen, und die Wechselfieber haben die Stadt in einen schlimmen Ruf gebracht; aber die Handelslage ist in jeder Beziehung so ungemein günstig, daß sie nicht besser gedacht werden kann. Man hat, 1015 Fuß über dem Wasserspiegel des atlantischen Oceans, unter 40 Grad 50 Minuten nördlicher Breite und 87 Grad 10 Minuten westlicher Länge von Greenwich, die Stadt in einem länglichen Viereck angelegt, und zwar in der Weise, daß sie vom Flusse in drei Theile gesondert wird. Der nördliche Arm desselben ist nur auf eine kurze Strecke schiffbar, der südliche dagegen auch für große Schiffe zwei Stunden weit zugängig. Die verschiedenen Stadttheile sind durch Brücken mit einander verbunden, welche der Schifffahrt nicht

das geringste Hinderniß in den Weg legen. Zu Ende 1853 hatte Chicago 15 große Avenuen, 5 öffentliche Parks, 5 Plätze, 4 Gerichtsgebäude, 183 größere Straßen und im Ganzen 9316 Gebäude. Davon waren 7627 Wohnhäuser, 379 Fabriken, 61 Kirchen, 54 Schulen, 1184 Waarenläden, 1 Theater, 3 Gymnasien, 1 Gefängniß, 7 Hallen, 3 Hospitäler und 3 Markthallen. Die Einwohnerzahl betrug 60,652; einige Monate später, im Juli 1854: 62,872, wovon 25,677 eingeborene Amerikaner und 35,879 im Auslande Geborene, zu vier Fünfteln Deutsche.

Das Anwachsen der Bevölkerung bezeichnet zugleich den Aufschwung, welchen Gewerbe und Handel genommen haben. Im Jahre 1840 betrug sie 4479 Köpfe, mit einem beweglichen Eigenthum von 94,437 Dollars.

	Seelen.	Eigenthum.
1845 . .	12,088	3,065,022 Doll.
1850 . .	28,269	7,220,249 „
1853 . .	60,652	16,841,831 „
1854 . .	65,872	24,394,239 „

Schon im Jahre 1854 liefen 5060 Schiffe ein, 5045 liefen aus, jene mit einem Gehalt von 1,608,845 Tonnen. Nicht weniger als siebenzehn Eisenbahnen finden ihren Anfangs- oder Endpunkt in dieser Stadt und alle laufen durch getreidereiche Gegenden. Sie hatten zusammen eine Länge von 2455 englischen oder nahezu 500 deutschen Meilen; aber durch Anschluß- oder Verbindungsbahnen sind noch etwa 5000 englische Meilen hinzugekommen, und der Illinois- und Michigankanal eröffnet diesem Markt eine Wasserverbindung auch mit dem Mississippi. Die Einfuhren betrugen 1854 schon 30 Millionen, die Ausfuhren 24,769,000 Dollars.

Im Jahr 1847 betrug die Getreideeinfuhr erst 68,000 Buschels, 1854 aber mehr als 15 Millionen. Davon waren

in runden Zahlen: Mais 7½, Weizen 3, Hafer 4½ Millionen, Roggen 85,000, Gerste 201,000 Buschels. Dazu kommt noch eine bedeutende Quantität Mehl.

Chicago hatte 1855 eine Einfuhr von 16,933,813 Buschels Getreide aller Art. Vergleiche man dieselbe mit jener andrer Häfen, so tritt sogleich das Uebergewicht dieser Stadt hervor. Denn es gingen 1854 ein: in Odessa 7 Millionen, in Galatz und Braila 8,320,000, Danzig 4½, St. Petersburg 7 Millionen, Archangel 9½ Millionen Buschels. Ferner brachte Chicago 1854 in den Handel: 2,143,569 Pfund Butter, 73,980 Schweine, 2,887,120 Pfund Schweinsfett, 13,188,815 Pfund Schweinefleisch; etwa 1½ Pfund Rindstalg, 2,026,000 Pfund Häute, 252 Millionen Fuß Timber (Bauholz), 113 Millionen Fuß Schindeln, 37 Millionen Fuß Latten, 6½ Millionen Fuß andere Hölzer, 1,030,000 Pfund Wolle, 3,252,000 Pfund Blei und 3½ Millionen Pfund Fische.

Man sieht, wie kolossal der Verkehr dieses binnenländischen Seehafens ist. Der ungeheure Aufschwung, welchen die Verkehrsmittel unserer Zeit dem Handel geben, zeigt sich gerade im westlichen Nordamerika am auffallendsten. Chicago hat dort nur Eine Stadt, die sich mit ihr an raschem Gedeihen messen kann und an der sich gleichfalls der wunderbare Einfluß nachweisen läßt, welchen die Eisenbahnen ausüben, besonders wenn sie an einem Strome oder an einem See münden, welchen Dampfer beleben. Ich meine Cincinnati. Die Reise von dort nach Neu-Orleans ist nun um neun Zehntel gegen früher abgekürzt worden eben durch die Dampfschifffahrt. Dazu kamen die verschiedenen Ohio-Canäle und die Dampfschifffahrt auf den Seen, und vermittelst derselben konnten Neu-York, Philadelphia und Baltimore einen großen Theil des Waarenzuges, der früher den Mississippi abwärts gegangen war, nach den atlantischen Gestaden ablenken. Die Macht der Dampfer ist nun im Binnenlande durch die Eisenbahnen theilweise neutralisirt. Die

letzteren vermindern Zeit und Entfernung dermaßen, daß sie für große Distanzen sich oftmals als die billigsten Communicationswege herausstellen. Denn auf langen Linien ist der Zeitgewinn von mehreren Tagen oder gar Wochen oft ein äußerst beträchtlicher Gewinn in Bezug auf die Benutzung des Marktes, besonders wenn es sich darum handelt, Conjuncturen für den Exporthandel zu benutzen. Chicago aber hat zu dem ausgedehnten Eisenbahn-Netze noch die großen nördlichen Seen vor sich und hat Wasserverbindung durch Canäle sowohl nach Canada wie Neu-York. Es liegt mitten im Binnenlande und hat doch vorwiegend atlantische Interessen.

3. Das Stromgebiet des Mississippi.

Wir haben weiter oben einige Andeutungen über die Region der großen nördlichen Seen gegeben und lassen einige Betrachtungen über das innere Thalbecken von Nordamerika folgen, das eine sehr große Ausdehnung hat. Denn es reicht etwa vom 29. Grade nördlicher Breite bis zum nördlichen Polarkreise und umfaßt die ganze nördliche gemäßigte Zone; im Osten und Westen wird es von den Alleghanies und dem Felsengebirge begrenzt; es nimmt von Süden nach Norden hin an Breite und Ausdehnung zu. Ein Arzt in Cincinnati, Dr. Drake, welcher ein lehrreiches Werk über die Krankheitsverhältnisse im Stromgebiete des Mississippi veröffentlicht hat, schätzt den Flächeninhalt Nordamerikas auf 8,000,000 englische Geviertmeilen, wovon er drei Viertel auf das Thalbecken rechnet. Die nördliche Hälfte ist für Leute europäischer Abstammung durchaus nicht bewohnbar; die übrigen drei Millionen Geviertmeilen sind jetzt erst etwa zu einem Drittel, aber auch noch sehr dünn, von civilisirten Menschen bevölkert. Die Felsengebirge liegen im Durchschnitt etwa 10 Grad westlich vom Stillen Weltmeere, gegen welches sie steiler abfallen als nach Osten, wo sich mächtige Ebenen vor ihnen ausbreiten, zum Theil in der Form von Tafellän-

dern, die entweder mit dem Gebirgsstock zusammenhängen oder vereinzelt daliegen. Zu den letzteren gehören die Sweetwater Mountains und die Schwarzen Hügel, die mit Pfählen versehene Ebene (Llano estecado), die Ozarkgebirge, und weiter im Norden die Coteau des Prairies. Die Alleghanies, welche die Ostgrenze des Thalbeckens bilden, reichen nicht, wie die Rocky Mountains, bis ans Polarmeer, sondern sind durch die großen canadischen Seen und den St. Lorenz unterbrochen, und verschwinden, bevor sie Labrador erreichen. Der nördliche Theil des Thalbeckens besteht aus einer ungeheuern Ebene, die von den Felsengebirgen bis Labrador sich erstreckt und mannigfach von tiefen Buchten des nördlichen Oceans eingeschnitten ist. An der Nordseite liegt die Hudsonsbay, im Süden der mexikanische Meerbusen, welche beide tief ins Land eindringen und zwei Aufnahmebecken für große Ströme bilden, welche im Centrum dieser Region entspringen. Im südwestlichen Theile kommen Seen kaum vor, dagegen sind sie im Norden desto häufiger. Besonders merkwürdig erscheint jene Seenkette, welche im nordwestlichen Theile des Beckens, etwa unter 127° westlicher Länge, mit dem Großen Bärensee beginnt, darauf südöstlich bis zum Erie (40° n. Br. 80° w. L.) sich erstreckt und dann im Ontariosee und im St. Lorenz nach Nordosten zieht. Dies ist die längste Seekette auf Erden.

Das Thalbecken ist äußerst reich an Strömen; diese haben ihre hydrographischen Achsen oder Centren, in denen sie entspringen und durch welche sie in eben so viele besondere Gruppen getheilt werden, als besondere Centren vorhanden sind. Einige dieser Achsen liegen im Thalbecken selbst, andere in den westlichen oder östlichen Gebirgen. Zu den ersteren gehören: — 1. Die Region im Westen des Obern-Sees (mittlere Breite 47°, mittlere Länge 95°); ihre mittlere Erhebung mag sich auf etwa 1500 Fuß belaufen; von ihr fließen die Ströme nach drei Richtungen ab. Der Mississippi strömt südöstlich

durch die Centralmulde des Thalbeckens; der St. Lorenz, welcher in seinem obern Laufe St. Louis heißt, zieht nach Nordosten in den atlantischen Ocean; der nördliche Red River fließt nach Norden und gehört der Hudsonsbay an. — 2. Die Gegend im Westen des Michigan=Sees (mittlere Breite 45°, Länge 89 bis 92°); ihre Achse ist jener der vorigen durchaus untergeordnet; ihre Gefließe strömen meist zum Mississippi, ein Theil gehört indessen dem Gebiete der großen Seen an. — 3 Auf der andern Seite des Michigan=Sees liegt ein besonderes Centrum von 500 bis 1100 Fuß Höhe, von welchem Wasser nach Westen, Norden und Osten abfließen. — 4. Die Region, welche die Staaten Ohio und Indiana umfaßt, erhebt sich in ihrem östlichen Theile bis zu 1100 Fuß, hat aber in ihrer westlichen Abtheilung die meisten Flüsse. Die Gewässer dieser Achsen fallen in die großen Seen, wie der St. Joseph, Maumee, Sandusky, Cayuhoga und Grand; oder in den Ohio, wie der Kankakee, welcher als der eigentliche Quellfluß des Illinois betrachtet werden muß, der Wabash, der große Miami, Scioto, Muskingum und Big Beaver. — 5. Im Süden liegen die Hochlande von Alabama und Mississippi; von diesen Centren fließen einige Gewässer von kurzem Laufe nach Norden zum Tenessee; nach Süden der Big Black und der Yazoo in den Mississippi; der Pearl und Pascagula fallen in den Golf; der Tombighbee und Black Warrior, vermittelst des Alabama, gleichfalls in den mexikanischen Meerbusen. — 6. Die Ozarkberge; von diesen kommen verschiedene Zuflüsse des Arkansas und des Missouri; in den Mississippi ergießen sich der Maramac, St. Francis, White und Washita (vermittelst des Red Rivers). — 7. Die Schwarzen Hügel (Black Hills) im Missourigebiete; von diesen fallen die östlichen Flüsse direkt in den Missouri, die westlichen mittelbar durch den Yellow Stone. — 8. Das Wassertafelland im Norden zwischen der Hudsonsbay und den Seen. Von demselben fließen Ströme

nach Norden wie nach Süden hin. — 9. Die sterile Region im hohen Norden und Nordwesten; ihre Gewässer fließen zum Polarmeer ab.

Die hydrographischen Achsen der Centren am westlichen Gebirgsrande sind — 1. Jene der nördlichen Felsengebirge (mittlere Breite 51°, Länge 115°) von 10,000 bis 12,000 Fuß Erhebung. Dort entspringen die größten Flüsse des nordamerikanischen Continents. Zum Stillen Weltmeere laufen der Fraser und der Nordarm (Clarke) des Oregon oder Columbia; von der Ostseite kommen die Flüsse, welche den Mackenzie bilden, der zum Polarmeer strömt; die Quellengewässer des Saskatschewan und der Maria, der nördliche Zweig des Missouri. — 2. Die Achse der südlichen Felsengebirge (mittlere Breite 41°, Länge 107°), mit einer durchschnittlichen Erhebung von 11,000 Fuß. Von der Westseite hinab fließen der Lewis oder südliche Hauptarm des Columbia, und der Colorado, welcher sich in den californischen Meerbusen ergießt. Auf der Ostseite entspringen die südlichen Arme des Big Horn, des Platte und Kansas, beide Zuflüsse des Missouri; Arkansas und Red River; sie gehören sämmtlich dem Mississippi an. Der Rio del Norte ergießt sich in den mexikanischen Golf.

Die hydrographischen Achsen des östlichen Gebirgslandes: 1. Die Weißen Berge und die Grünen Berge; von diesen fallen die Ströme nach Norden und nach Westen ab, zum St. Lorenz- und zum Champlain-See; nach Süden ergießen sich der St. John, Penobscot, Kennebec und Connecticut in das atlantische Weltmeer. — 2. Die Achse zwischen den Seen Ontario und Champlain, von welchen eine Anzahl kleiner Gewässer nach allen Richtungen abfließt. Unter diesen ist der Hudson am bedeutendsten. — 3. Das Centrum in Neu-York und Pennsylvanien mit einer durchschnittlichen Höhe von 1800 Fuß. Von demselben fließen im Norden der Genesee

und Oswego, im Osten die westlichen Arme des Susquehannah, im Südwesten die Quellflüsse des Alleghany. — 4. Die **Region in Virginien** zwischen 38° und 39° n. Br. und 79° bis 80° w. L.; mittlere Erhebung etwa 2000 Fuß. Von hier ab fließen gen Osten der Potomac und James, nach Norden der Monongahela, nach Südwesten der Greenbrier, ein Zweigarm des Kenhawa. — 5. Die zumeist 3000 Fuß hohe **Region in Nordcarolina**, die sich in das südwestliche Virginien hinein erstreckt und auch die nördlichen Theile von Südcarolina und Georgien in sich begreift und auch den östlichen Theil von Tenessee umfaßt (mittlere Breite 36°, Länge 86°). Von ihr herab strömen nach Osten und Süden der Roanoke, Cape Fear, Gadkin, die Zuflüsse des Santee und der Savannah; an der Westseite entspringen der Kenhawa, Big Sandy, Kentucky, Cumberland, Tennessee, Chattahoochie und Alabama; an den Vorhöhen und im Hügellande auf der Ostseite der Pedee und Atamaha; auf der Westseite der Guyandotte, Licking und Green.

Aus diesen siebenzehn hydrographischen Centren, die hier nur im Allgemeinen angedeutet wurden, kommen fast alle Flüsse Nordamerika's. Das Innere des großen Thales wird von einer tiefen, gewundenen Depression durchzogen, welche sich vom mexikanischen Meerbusen bis zur Hudsonsbay erstreckt. Zu beiden Seiten dieser gewaltigen Mulde steigt eine geneigte Ebene an, die an Höhe zunimmt, je mehr sie sich dem Gebirge nähert. Die auf der Ostseite ist bei weitem nicht so ausgedehnt wie jene auf der Westseite. Diese Mulde oder Achse durchströmt der Mississippi von der Mündung des St. Petersflusses etwa 44° 52′ n. Br. bis zum Golf. Oberhalb des St. Peters folgt sie dem Laufe dieses Flusses bis zum Big-Stone-See, geht dann durch den Travers-See, den Swan Creek und Red River entlang bis zum Winipeg-See und weiter am Nelson (Mistnipi) zur Hudsonsbay, 57° Br. Diese Achse hat eine Neigung nach

Norden wie nach Süden. Ihr Culminationspunkt ist der nur drei englische Meilen breite Landsaum zwischen dem Big-Stone- und dem Travers-See, etwa 975 Fuß hoch. Vom Big-Stone-See neigt sich die Achse zum mexikanischen See in der Weise, daß etwa zwölf Zoll auf jede Breitenminute kommen. Vom Travers-See ist die Neigung nördlich, aber bis zum Winipeg-See nur schwach (Höhe 750 Fuß); dann folgt ein steiler Abfall zur Hudsonsbay. Die Culminationslinie, welche diese nach zwei Seiten geneigte Achse zwischen den Seen Big-Stone und Travers kreuzt, reicht westlich bis zu den Felsengebirgen (49° Br.), östlich bis zum Obern-See, welcher hier ihre Grenze bildet.

Von der Region im Westen des Obern-Sees beginnt eine andere Culminationskette, welche ungefähr südöstlich zieht, beinahe in rechten Winkeln mit der eben erwähnten, um das obere Ende des Michigan-Sees, bis sie 41° n. Br. erreicht, von wo sie sich nach Nordosten bis zu den nördlichen Quellen des Alleghany fortsetzt, etwa 42° 15′ n. Br., 78° 30′ w. L. im Staate Neu-York. Von der Nordseite dieser Kette fließen die Gewässer zum Theil vermittels des Red-River in die Hudsonsbay; der bei weitem größere Theil fällt jedoch in den St. Lorenz. Jene im Süden gehören dem Stromgebiete des Mississippi an. Diese Culminationskette hat eine correspondirende synclinale Achse, welche sich vom Obern-See, der Seenkette und dem St. Lorenzstrom entlang erstreckt, bis zum St. Lorenzbusen. Beide Achsen haben einst eine ausgedehnte Wasserverbindung mit einander gehabt, besonders vermittels des Illinois.

Somit haben wir hier drei verschiedene hydrographische Becken. Das erste, welches etwa ein Drittel des Ganzen umfaßt, wird im Norden durch jene Culminationsketten begrenzt, im Westen durch die Felsengebirge, im Osten durch die Alleghanies und im Süden vom mexikanischen Golf, welcher für die abfließenden Gewässer das große Aufnahme-

becken bildet. Dies ist das sogenannte Stromgebiet des Mississippi; da aber dieser Strom dem ganzen südlichen Theile dieses Gebietes, also Texas, Ost-Mexiko, Ost-Mississippi, Süd-Alabama, West-Georgien und West-Florida nicht zum Abzugskanale dient, so ist jene Benennung nicht bezeichnend genug, und man sagt daher auch wohl: das südliche oder mexikanische Becken. Das zweite Becken ist jenes des St. Lorenz; das dritte jenes der Hudsonsbay. Dieses erstreckt sich über 20 Breitengrade und liegt zwischen 70° und 115° westlicher Länge. Ein viertes, in allen seinen Einzelnheiten noch nicht genugsam bekanntes Becken begreift das ganze nördliche Küstenland von der Baffinsbay bis zu den Felsengebirgen. Man kann es als Polarbecken bezeichnen.

Wir schalten hier einige Bemerkungen über die geognostische Beschaffenheit des südlichen Beckens ein. Der Boden besteht natürlich aus verschiedenartigen Bestandtheilen, aus zersetzten Stoffen der unterliegenden Gesteinarten. Aber diese zersetzten Theile werden unabläßig durch den Einfluß des Wassers weggeschwemmt; in dem niedriger liegenden Gelände bildete sich die Alluvion, wurde theilweise von den Flüssen abwärts getrieben und lagerte sich als angeschwemmtes Erdreich den Ufern entlang, das sogenannte Bottomland, welches in seiner Zusammensetzung sehr mannigfaltig erscheint. Hinter diesem Bottomlande trifft man an vielen Flüssen höher liegende Ablagerungen von Materialien, die gleichfalls dorthin geschwemmt sind, wo sie nun lagern. Sie haben nicht die Ausdehnung wie jenes, waren aber offenbar einst breiter als gegenwärtig. In enger Verwandtschaft mit diesen Formationen stehen die Ablagerungen auf der dermaligen Oberfläche des Landes, welche gleich vom südlichen Meeresstrande an bis zu etwa 1500 Fuß an den Bergabhängen und in den Höhen der Thalebene reichen. Sie haben eine Mächtigkeit von einigen Fuß bis zu 100 Fuß, und sind gebildet aus Bestandtheilen, welche zum großen Theil durch

Wasser vom Norden hergeschwemmt worden sind. Mit und unter diesen diluvialen Gebilden liegen ungeheuere Granitblöcke und andere Trümmer von Urgebirgsmassen, weit ab von ihrer heimathlichen Lagerstätte. Sie sind einst vom Norden hergetrieben worden, wahrscheinlich mit schwimmenden Eismassen.

Vom mexikanischen Meerbusen an, thalaufwärts, folgen verschiedene Ablagerungen. Um den Golf sehen wir breite und tiefe alluviale Ablagerungen, dann folgen diluviale und nach diesen tertiäre Gebilde. Auf diese folgt im südlichen Alabama und Mississippi eine Kreideablagerung, die sich in's westliche Tennessee hineinerstreckt. Auf sie folgen die Kohlenformationen von Illinois und Missouri, im nördlichen Illinois und Wisconsin Sandsteine unter dem Kohlenbecken; darauf Uebergangskalkstein, Sandstein und Schiefer, zuletzt Granit und anderes Urgestein, welches nördlich vom Obern=See bis zum Polarmeere reicht. Sowohl im Westen wie im Osten dieser ganzen Linie breiten sich diese Formationen in weiter Ausdehnung mit vieler Regelmäßigkeit aus, und das große Thalbecken hat neben seiner geographischen Einheit auch eine geologische, wohlgemerkt nicht etwa die Einheit einer einzelnen Formation, sondern die Einheit eines Systems von Formationen, die über einen weiten Raum gelagert und denselben Einflüssen unterworfen sind. In keinem andern Lande von gleich großem Flächeninhalt ist der geologische Bau so einfach und gleichmäßig, in keinem andern bildet er so entschieden eine natürliche Gesammtheit.

Diese Formationen haben nur wenig Durchbrüche erfahren. Allerdings bestehen die Ozarkhügel in Arkansas und Missouri aus Urgestein, welches aus secundärem Gestein hervorgehoben wurde. In Arkansas deutet auch einiges auf vulkanische Erscheinungen, z. B. die heißen Quellen am Washita, auch war in jenen Gegenden der eigentliche Heerd der großen Erderschütterungen von 1811. Aber diese vulkanische Region ist ver=

hältnißmäßig von geringer Bedeutung, wenn man dagegen die gewaltige Ausdehnung des Thalbeckens hält, das anderwärts kaum eine Spur von vulkanischer Thätigkeit aufzuweisen hat.

Doktor Drake hat das südliche hydrographische Becken sehr ausführlich erläutert und auch den mexikanischen Meerbusen mit seinen Strömungen, seiner Temperatur, Ebbe und Fluth, die Ueberschwemmungen, die Küstenstriche ꝛc. bis in die Einzelnheiten behandelt. Oberhalb des Mississippidelta's, bis etwa zur Mündung des Missouri, liegt auf beiden Ufern eine Reihenfolge niedrigen, angeschwemmten Bodens, den man in viele verschiedene Bottoms theilt: jenen des Tensas, des Yazoo, St. Francis und American; oberhalb dieses letztern beginnt der obere Mississippi; der St. Francis-Bottom endet etwa 30 Meilen oberhalb Cairo. Jene untere Alluvialregion ist die ausgedehnteste in Nordamerika; sie hat einen Flächeninhalt von etwa 20,000 englischen Geviertmeilen, reicht in gerader Linie 400 Meilen, und rechnet man die Windungen des Stroms, wohl 500 Meilen. Der größte Theil dieses Bottomlandes ist jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, kann aber durch Wasserbauten vor ihnen gesichert werden. Es leidet keinen Zweifel, daß er einst in seiner ganzen Ausdehnung der Cultur völlig gewonnen wird. Das Land zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen ist noch zum größten Theil Wildniß.

Eine andere Region von eigenthümlichem Charakter in hydrographischer wie geographischer Hinsicht wird gebildet vom östlichen Louisiana, ganz Mississippi, dem größten Theile von Alabama und West-Florida mit West-Georgien. Der nordöstliche Theil derselben, welcher die letzten Ausläufer des Alleghanygebirges in sich begreift, ist gebirgig und hügelig. Die Gebirge in Georgien und Ost-Alabama bestehen aus Urgestein, jene weiter westlich aus secundärem Kalkstein und aus Sandstein, welcher der Kohlenformation angehört. Am Black Warrior und Catawba treten hin und wieder Kohlen zu Tage. Im Süden

und Westen derselben liegt die ausgedehnteste Kreideformation, welche man bis jetzt in Nordamerika kennt; und in dieser Gegend treten die Flüsse über ihre Ufer. Im Süden der Kreideformationen finden wir tertiäre, nachtertiäre, diluviale und alluviale Ablagerungen, welche bis zum mexikanischen Golf reichen.

Das Ohiobecken ist in mancher Beziehung die wichtigste Region im südlichen Drittheile des großen Thalbeckens. Die centralen Staaten desselben sind Kentucky und Ohio, welche jedoch nicht innerhalb des Bassins liegen; dagegen begreift es noch den größten Theil von Tennessee, das Nordende von Alabama, den Westen Nordcarolina's, Virginiens und Pennsylvaniens, einen Theil der Südwestecke von Neu-York, Indiana und etwa die Hälfte von Illinois. Abgesehen von den Gebirgen ist seine Bodenerhebung (700 bis 1000 Fuß) doppelt so beträchtlich, als jene der vorher beschriebenen Regionen. Einzelne Berge haben 2500 bis 5000 Fuß Höhe. Im Süden des Ohio ist die Oberfläche meist hügelig, im Osten gebirgig, im Nordwesten liegen weite Flächen, die mit den Ebenen Alabama's manches überein haben. Nach den Mündungen des Ohio und Tennessee zu findet man Kreideablagerungen; sonst sind hier auf der Oberfläche die geognostischen Formationen überall älteren Ursprungs. Im Westen, Süden und Osten dieser Region hat man sehr ausgedehnte Kohlenlager, mit ihrer gewöhnlichen Begleitung von Sandstein, Muscheln und Kalkstein; im mittlern Theile waltet Uebergangskalkstein vor.

Hier empfängt der Mississippi den Ohiofluß. Dieser strömt von da ab, wo er den Tennessee aufgenommen, in einem breiten Bette, aber oberhalb bis zum Gebirgslande sind seine Ufer höher, und sie zeigen nicht selten zwei bis drei Terrassen. Die niedrigsten Bottoms sind thonig und mit tiefem Humus bedeckt; die zweite und dritte Terrasse bestehen aus Geröll, Kieseln, Kies und Sand; über diesen liegt Thon, der mit einer

Schicht Dammerde bedeckt ist. Das Geröll wird gebildet aus Fragmenten aller Gesteine, die man bisher im Osten, Nordosten und Norden des Ohio gefunden hat, und sie werden um so größer, je mehr man nordwärts kommt. In allen diesen Terrassen trifft man auf organische Ueberreste, die in zähem blauen Thon ruhen. Hinter den Terrassen, in einer mittlern Entfernung von etwa einer englischen Meile landeinwärts, läuft eine durchschnittlich 400 Fuß hohe Hügelreihe, parallel mit dem Flusse, und zwar auf einer Strecke von 600 Meilen, bis sie die Ausläufer der alleghanischen Kohlenformation erreicht.

Der übrige Theil des südlichen Beckens ist ein schmaler Streifen Landes, welcher sich mehrere Breitengrade am östlichen Ufer des Mississippi von der Mündung des Ohio an erstreckt; seine südliche Hälfte liegt in Illinois, die nördliche in Wisconsin. Diese Region ist im Allgemeinen wellenförmig, und Prairien kommen in allen Theilen häufig vor. Die südliche Abtheilung erhebt sich bis zu 800 Fuß, die nördliche bis zu 1500 und 1800 Fuß. Im Süden lagert die Kohlenformation von Illinois, nach Norden hin erscheinen ältere Gesteine und nach den Quellen des Mississippi hin Urgebirgsarten.

Die Achse des großen Thales läuft von der heißen bis zu der kalten Zone so ziemlich in demselben Meridian; dasselbe bietet daher in klimatischer Beziehung die größeste Mannigfaltigkeit. Bekanntlich übt die in einer Gegend vorhandene Wassermenge Einfluß auf das Klima. Im südlichen Becken sind der mexikanische Golf, das Delta von Mississippi, und dieser Strom selbst beinahe allein diejenigen Theile der Oberfläche, welche zu allen Zeiten mit Wasser bedeckt sind. Nur hier, und nicht in den übrigen Theilen, werden diese Dünste erzeugt. Ganz anders verhält es sich im Becken des St. Lorenz, denn dort sowohl wie weiter nach Norden hin kommen Seen ungemein häufig vor. Die ausgedehnten Wälder sind dem Eindringen der Sonnenstrahlen hinderlich, sie verzögern

die Erwärmung des Erdbodens bei Tage und vermeiden die Ausstrahlung der Wärme bei Nacht. Auch wird durch sie die Geschwindigkeit der Winde gehindert, und sie üben somit auf das Klima einen sehr merklichen Einfluß. Im südlichen Becken ist die Ostseite viel wälderreicher als die Westseite, die weit mehr Prairieland ist. Das St. Lorenzbecken ist im Allgemeinen bewaldet. Auch die Gebirge sind von großer klimatischer Bedeutung. Die Alleghanies bestimmen die Richtung gewisser Winde; wenn eine östliche Luftströmung vorwaltet, wird die Temperatur niedriger und feuchter, so daß im Centrum des Thalbeckens der Südost immer kälter ist als der Südwest. Aber auch die Gebirge im fernen Westen üben einen unmittelbaren Einfluß auf die Witterungs- und Temperaturverhältnisse des Thales aus. Weit nach Süden hin finden die vom großen Ocean herströmenden Luftbewegungen eine Passage über die Landenge von Panama zum caraibischen Meere und mexikanischen Golf und, allerdings vielfach modificirt, auch in das Thal. Nördlich vom Isthmus dagegen und hinauf bis zum Polarmeere hält die hohe Gebirgskette die vom westlichen Ocean herkommenden Winde zurück. Aber die Niveauverschiedenheit zwischen diesen Gebirgen und der ausgedehnten geneigten Ebene, welche sich von ihnen nach Osten hin bis zur Thalmulde des Mississippi erstreckt, ist Ursache, daß häufig ein kalter Luftstrom von Westen her kommt. Deshalb gelangen die ursprünglich warmen Winde des großen Oceans sehr abgekühlt und trocken in das Thal.

Im Süden des letztern und bis zum 30° n. Br. finden wir eine große Masse warmen Wassers, von dessen Oberfläche jene warmen und feuchten Südwinde kommen, welche über das innere Thal ziehen; Südwestwinde, die aus den gebirgigen Gegenden im Westen des Golfes herwehen, sind kälter und weniger feucht. Im Norden bringen, wie schon früher bemerkt wurde, die Hudsonsbay und das Polarmeer in das große Thal

ein, und innerhalb des arktischen Meeres liegt auch der Kältepol, und kein Süd- oder Südwestwind vermag diese Gegend zu erreichen, ohne vorher über die schneebedeckten Gipfel der Felsengebirge zu streichen. Daher rührt zum Theil die niedrige Temperatur jener Gegenden. Die von hier kommenden Winde sind allemal kalt, sie kommen aber nicht so häufig vor als die aus dem Süden wehenden. Da das Thal zwischen dem warmen mexikanischen Golf und dem kalten Polarmeere liegt, und keine von Westen nach Osten laufende Gebirgskette den Nord- und Südwinden Hindernisse in den Weg legt, so begreift man, daß dasselbe extremen Temperaturwechseln unterworfen ist.

Unter den bisher beobachteten höchsten Temperaturen im Thale stellen sich folgende heraus: Fort Leavenworth (39° 23′ N. Br.) 105°; St.-Louis 109°; Fort Gibson (35° 48′ N. Br.) 116°. Unter den niedrigsten Temperaturen: Felix Harbor (70° N. Br.) 47°; Insel Melville 55°; Fort Enterprise 57°; Fort Reliance (62° 46′ N. Br.) 70° F.

Beim Wechseln und Umschlagen befolgen die Winde eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit. Sie drehen, angenommen, daß der Beobachter sein Gesicht nach Norden oder Süden gerichtet hat, von der Linken zur Rechten. Ihr relatives Vorwalten (für das ganze Thal und mit den am wenigsten häufig vorkommenden beginnend) ist Ost, West, Nord, Süd. Doch wehen sie nicht direkt aus den Cardinalpunkten, sondern kommen gewöhnlich aus zwei neben einander liegenden, und, in obiger Reihefolge, aus Südwest, Südost, Nordwest, Nordost. Im gesammten Thale überwiegen westliche Luftströmungen die östlichen im Verhältniß von 57 zu 43; nördliche über südliche von 54 zu 46.

Am mexikanischen Meerbusen trägt im Pflanzenwuchs vieles ein tropisches Gepräge; aber landeinwärts schlagen die Gewächse der gemäßigten Zone vor, und man findet an

manchen Stellen auch schon solche, die sonst nördlicheren Breiten eigenthümlich sind. Am nördlichen Bogen des Golfes wechseln Nadelhölzer und Laubhölzer mit einander ab. Die größte Mannigfaltigkeit der Waldbäume findet man aber im mittlern Theile des Thales, etwa zwischen 36° und 42° N. Breite. Doch sind hier die immer grünen Bäume nicht mehr vorhanden; Eichen, Eschen, Wallnüsse, Ulmen, Ahorn, die gelbe Pappel, der Cottenbaum rc. walten vor, im östlichen Theile aber Nadelhölzer. Die Wälder dieser Breiten reichen bis zum Obern-See, wo jedoch im Norden einzelne Baumarten nicht mehr gut fortkommen. Weidenbäume, wie sie am Mississippi wachsen, findet man indessen bis in die Nähe der Mündung des Mackenzie. Von cultivirten Pflanzen finden wir im heißen Gestadelande Mexiko's die Banane; auf Cuba den Kaffee; den Orangenbaum bis 30°, das Zuckerrohr im Süden des 31°, den Reis nördlich bis 36° 30', bis wohin auch Baumwolle gedeiht, die Feige bis 33°; Mais, wovon zwischen den Wendekreisen jährlich drei Ernten erzielt werden können, gedeiht bis 49°; die Batate oder süße Kartoffel wächst bis 41°, die gewöhnliche Kartoffel ist am vortrefflichsten unter dem 43. und 44. Grade, Weizen unter 43; der Apfel gedeiht südlich vom 33. Grade nicht mehr gut.

Die weiße Bevölkerung in diesen Thalbecken bietet das wunderbarste Gemisch dar, welches die Erde aufzuweisen hat. Alle Länder Europa's haben ihren Beitrag zu derselben geliefert. Diese europäischen Menschen leben dort unter anderen klimatischen Verhältnissen als in der alten Heimath; sie vermischen sich mit einander, erwerben ohne große Anstrengung ihren leiblichen Unterhalt, finden ganz neue gesellschaftliche und politische Zustände. Begreiflicherweise treten, wie schon früher gesagt wurde, allmälig andere Sitten und Gewohnheiten, Anschauungen und Bedürfnisse an die Stelle der früheren, der ganze Mensch wird schon in der zweiten, gewiß aber in der

dritten Generation ein anderer; auch seine physische Eigenthümlichkeit modificit sich, rund es kann kaum ausbleiben, daß nach und nach eine eigenthümliche Race aus dieser bunten Kreuzung entsteht. Im Durchschnitt ist die Körpergestalt der Engländer, Schotten und Iren etwas höher als jene der Deutschen, Franzosen und Juden, dagegen ist bei den Deutschen das Gewicht schwerer als bei den übrigen; die Amerikaner kommen ihnen darin am nächsten. Von den eingebornen weißen Amerikanern erreichen jene im westlichen Virginien, Kentucky und Tennessee die beträchtlichste Höhe. Im Durchschnitt für die Gesammtheit ergeben sich 5 Fuß 7 Zoll 8 Linien englisch; durchschnittliches Gewicht 146 Pfund 13 Unzen, schlankster Wuchs 6 Fuß 2 Zoll, stärkstes Gewicht 192 Pfund. Die Leute nähren sich reichlich, genießen aber verhältnißmäßig zu viele Fleischspeisen. Auch kochen die Amerikaner im Durchschnitt sehr schlecht, die Deutschen und Franzosen besser. Jene essen die schlecht zubereiteten Speisen viel zu schnell, sie kauen kaum, sie schlingen nur hinab, zum großen Nachtheil ihrer Gesundheit. Der Genuß berauschender Getränke nimmt allmälig immer mehr ab.

4. Der Staat Minnesota am obern Mississippi.

Am Ufer des „Vaters der Gewässer" wohnen gegenwärtig an den Quellen, welche im Itasca-See liegen, bis hinab zu seiner Deltamündung am mexikanischen Meerbusen, weiße und betriebsame Menschen. Jene entdeckte Schoolcraft am 13. Juli 1832, die Mündung sah schon im Jahre 1519 Alonzo de Pinedo. Weder die Spanier noch die Franzosen wußten die schönen und fruchtbaren Gegenden am Mississippi zu benutzen, und diese lagen gleichsam todt, bis sie zu Anfang des laufenden Jahrhunderts in die Gewalt germanischer Menschen kamen. Diese sind nun bis an die Wasserfälle des heiligen Antonius und bis über die Saukstromschnellen hinaufge-

drungen, wo blühende deutsche Dörfer liegen. Dort, zu beiden Seiten des obern Mississippi liegt der neue Staat Minnesota.

Schon früher ist auf die ungeheure Macht der Ausdehnung hingewiesen worden, welche den „Sachsen“ oder „Neugermanen“ auf der westlichen Erdhalbe inne wohnt. Gerade in diesem Augenblicke treten abermals Ergebnisse zu Tage, welche den Beweis liefern, wie gewaltig diese expansive Kraft wirkt. Binnen vierzehn Jahren sind der großen amerikanischen Union zehn neue Staaten oder Gebiete hinzugefügt worden: Texas, Jowa, Wisconsin, Californien und die Territorien Neu-Mexiko, Nebraska, Kansas, Washington, Oregon und Minnesota. Die beiden letzteren traten als Staaten in den Bund ein, welcher fortan deren dreiunddreißig zählt; ein neues Gebiet, das zum größten Theil im Westen des obern Mississippi liegt, führt den Namen Dakota.

Minnesota umfaßt das Quellgebiet des Mississippi und liegt in der Mitte zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Weltmeer. Es wird durchzogen von vielen, zum großen Theil schiffbaren Flüssen, hat eine Menge fischreicher, klarer Seen, aus deren einem, wie gesagt, dem Itasca, der Vater der Gewässer herausströmt. Nicollet gab der ganzen großen Region, um ihren landschaftlichen Charakter zu bezeichnen, die Benennung Undine. Sie besteht zumeist aus wellenförmigen Wiesen, hat als Fruchtboden reichen, sandigen Lehm, der vortrefflich geeignet ist, während der kurzen, aber heißen Sommer die Frucht zu raschem Reifen zu bringen. Ueberall ist das Uferland dicht bewaldet, über die weiten Prairien sind Eichenlichtungen zerstreut, ein großer Theil ist mit Fichten bestanden, die auf lange Zeit hinaus einen reichen Ertrag an werthvollem Nutzholz geben werden. Kein Gebirge durchzieht das Land, aber die hohen Hügel sind bis zum Gipfel anbaufähig. Die Winterkälte ist streng, häufig gefriert das

Quecksilber, aber auch dann wird das Arbeiten im Freien nicht unterbrochen, weil es zu den Eigenthümlichkeiten des Klima's in der Undine=Region gehört, daß bei einem hohen Kältegrade die Luft ganz still bleibt. Die Hitze wird während der Sommermonate durch erfrischende Regenschauer unterbrochen; Frost stellt sich spät ein; Wasserkraft ist in unversiechbarer Fülle vorhanden; Moräste kommen, im Gegensatz von Michigan, nur wenig vor. Die Seen senden ihren Abfluß zumeist in den Mississippi, welcher das Land von Norden nach Süden durchströmt und einem Stamme mit Aesten gleicht, an welchen die vielen Seen gleichsam die Früchte bilden.

Diese schöne Wildniß wurde zuerst vor nun zweihundert Jahren von einem Europäer betreten, als Pater Ménard 1658 von Canada aus bis in das Gebiet der Sioux oder Dakota=Indianer zu gelangen suchte; 1673 beschifften Joliet und Marquette den obern Mississippi, und Pater Hennepin drang 1680 bis zu den St.=Antons=Katarakten vor. Aber das Land oberhalb dieser Wasserfälle wurde erst hundert Jahre später näher bekannt, seitdem 1794 eine Pelzhändler=Gesellschaft, die Nordwest=Compagnie, am Sandy Lake, westlich vom Obern=See, ein Fort gegründet hatte; Pike kam 1805 bis zum Blutegel=See (Beach Lake); Fort Snelling, an der Mündung des St. Peters in den Mississippi, in welches die Vereinigten Staaten einige Compagnieen Soldaten legten, um die Indianer im Zaume zu halten, wurde 1819 gebaut; im folgenden Jahre unternahm General Caſs, damals Gouverneur von Michigan, seine Reise zur Aufsuchung der Quellen des großen Stromes, welche erst zwölf Jahre später, am 13. Juli 1832, Henry Rowe Schoolcraft fand; 1839 vermaß Nicollet diese Gegenden und einen Theil der Regionen am Missouri.

Damals wohnten in Minnesota noch keine weißen Ansiedler; die an Pelzthieren reiche Einöde wurde nur von Jägern und canadischen Ruderknechten durchzogen. Südlich und west=

lich bildeten Jowa und Wiskonsin schon volkreiche Staaten; von diesen aus wurden allmälig Ansiedelungen über ihre Grenzen hinaus vorgeschoben, nach Norden hin bis zur Mündung des St. Peters, welchen die Sioux den schlammigen Fluß, Mini sota, nennen. Einzelne Squatter bauten Blockhäuser bei den großen Katarakten. Als am 3. März 1849 dieser ehemalige Theil des großen Nordwest-Gebietes, unter dem Namen Minnesota, zu einem Territorium der Vereinigten Staaten organisirt wurde, hatte er kaum 5000 Seelen, deren Zahl 1850 auf 6077 gestiegen war. Gegenwärtig, zu Anfang des Jahres 1857, ist sie im Congresse zu Washington auf 175 bis 200,000 angegeben worden. Der neue Staat wird einen Flächen-Inhalt etwa von der Größe Missouri's haben, ungefähr 70,000 englische oder mehr als 3000 deutsche Geviert-Meilen, und es leidet keinen Zweifel, daß ihm dieselbe Blüthe bevorsteht wie den übrigen neuen Staaten im Nordwesten.

Minnesota wird recht eigentlich ein Staat der Mitte; er liegt, wie schon gesagt, halbwegs zwischen beiden Oceanen. Der Mississippi hat von seinem Ausfluß aus dem Itasca-See bis zur Mündung in den mexikanischen Golf einen Lauf von 2986 englischen Meilen, er ist länger als die Strecke von St. Petersburg bis nach Cairo; von den St.-Antons-Katarakten bis zur Mündung beträgt der Lauf 2200 Meilen, oder so viel wie von Stockholm bis Tunis; der Weg von Neu-York nach Astoria am Columbia-Strom, über die Prairien und Felsengebirge, ist mehr als vierthalbtausend Meilen lang und etwa eben so weit wie die Entfernung zwischen Bremen und Neu-York. Der neue Staat wird das am meisten nördlich gelegene Culturland in den Vereinigten Staaten bilden, hier zu beiden Seiten des obern Mississippi steht einem frischen Gedeihen von Ackerbau, Gewerben und Handel nichts entgegen, und schon heute ist der Verkehr ungemein lebhaft.

So rasch wie Minnesota ist überhaupt noch kein neues Land besiedelt worden; der Zug dorthin dauert ununterbrochen fort, und schon darin liegt der Beweis, daß jene Region eine mannigfache Anziehungskraft ausübt. Im Süden des neunundvierzigsten Breite-Grades gedeihen noch alle Getreidearten, auch der Mais giebt keine Fehl-Aernte; die Kartoffeln bringen reichen Ertrag, alle mittel-europäischen Früchte und Gemüse lohnen den Anbau in erwünschter Weise. Die ganze Region von Wisconsin und dem Obern-See nach Westen hin bis zum Missouri eignet sich vortrefflich zum Ackerbau; ein unbefangener Mann wie Schoolcraft rühmt die Fruchtbarkeit des Bodens und das gesunde Klima.

Ich will der Botschaft, welche Gouverneur Ramsey 1853 zu St. Paul in der Volksvertretung des Gebietes vorlas, einige Stellen entlehnen; sie sind bezeichnend für die Art und Weise, wie in jenem weiten Westen neue Staaten erwachsen. „Vor vierthalb Jahren", sagt er, „betrat ich den Boden von Minnesota. Hier an diesem Orte standen damals nahezu ein Dutzend Häuser aus Fachwerk, die aber noch nicht alle fertig waren, und acht oder zehn kleine Blockhütten, sämmtlich mit Baumrinde gedeckt. Daraus sollte die Capitale des neuen Gebietes erwachsen. Behörden und Gerichte hatten wir erst in einem einzigen County an der Grenze von Wisconsin; nur dort wohnten weiße Menschen. Was darüber hinaus lag, war alles noch Wildniß und Einöde. Wer aus den Staaten frisch anlangte, fand sich in fremdartiger Umgebung. Er sah Indianer mit bemaltem Gesicht, in Decken gehüllt, canadische Voyageurs in Mocassins und rothen Gürteln, Bois Brulés, das heißt die Mischlinge vom Red River, und nur wenige von unseren Landsleuten. Aber sogleich ging die Civilisation mit ihren hundert Armen und Händen rasch ans Werk und begann ihre zugleich wohlthätige und unwiderstehliche Herrschaft zu gründen. Mir wurde die ehrenvolle Aufgabe, den Schutz

der Gesetze in diese fernen Gegenden zu bringen, und welch einen anderen Anblick gewährt nach Verlauf von nur einundvierzig Monaten dieses neue Gebiet! Es ist uns allen, als erlebten wir handgreiflich eine Fabel aus Tausend und Eine Nacht. Statt jenes Dutzends von armseligen Blockhütten sehen wir nun eine prächtige Stadt mit lebhaftem Handelsverkehr und großen Speichern, in welchen Waaren aus allen Weltgegenden lagern, wir haben Kirchen mit hohen Thürmen, ein Capitol mit einer Kuppel, eine Menge dauerhaft und schön gebauter Häuser; wir zählen unter unseren Mitbürgern Männer jeglichen Berufes. Bei uns ist in vierthalb Jahren der Fortschritt so rasch gewesen, wie in der alten Welt in einem Jahrhundert. Wir haben eine Regierung gegründet in der Wildniß, hier eine gesetzgebende Versammlung gebildet, eine Reihe von Gesetzen gegeben und Anordnungen getroffen, wie sie für unsere Zustände passen; unsere Volksmenge hat sich mehr als verfünffacht, Städte und Dörfer wachsen überall aus dem Boden hervor, die von Dampf getriebenen Räder peitschen die Wellen des Mississippi zu Schaum, und ein Fahrzeug nach dem andern bringt Hunderte von fleißigen und kräftigen Ansiedlern ins Land."

Styl und Auffassung in dieser Botschaft sind, wie man sieht, durchaus amerikanisch, aber Gouverneur Ramsey ist der Sohn eines Vaters aus Schottland und einer deutschen Mutter aus Pennsylvanien. Er hebt weiter hervor, daß durch den Ankauf von vierzig Millionen Acres Land, welche die Sioux-Indianer abgetreten, Minnesota einen ungemein werthvollen Zuwachs auf dem westlichen Ufer des Mississippi erhalten habe, und die Civilisation ungehindert bis an den fernen Missouri vordringen könne. „Dort liegt", wie er sagt, „der eigentliche Garten des Nordwestens, und sechs Monate nach Abschluß des Kaufes waren bereits Hunderte von Wohnorten gegründet worden, Mühlen klapperten, und gebahnte Wege wurden befahren.

Mit allem dem haben wir zwar erst Anfänge, aber die Grundlagen für nationales Gedeihen und für die Wohlfahrt der Einzelnen sind damit gegeben, und sicherlich steht uns eine glänzende Zukunft bevor. Man braucht kein Prophet zu sein, um das zu wissen, denn es ist so klar vor Aller Augen geschrieben, daß man es überall lesen kann, wohin man geht. Die gütige Natur hat unser Land reichlich bedacht, und wir haben nirgends Boden, welcher den Anbau nicht lohnte. Blicken Sie nur auf die blumigen Prairien, auf die Haine von belaubten Bäumen und die Fichtenwaldungen, auf unsere Seen und klaren Flüsse; wir haben Wasserkraft für viele Städte wie Lowell oder Manchester. Unsere geographische Lage allein schon könnte uns eine große Zukunft verbürgen. Wir haben den Strom, welcher für uns fahrbar ist, von der Quelle bis zur Mündung; wir haben den Oberen-See mit seinem unerschöpflichen Reichthum an Erzen. Diese werden künftig wir verarbeiten und allen, welche dort die Schätze zu Tage fördern, obendrein Kleidung und Lebensmittel zuführen. Die Einwanderung fluthet herein nach unserem Minnesota. In zehn Jahren werden wir ein Staat sein, nach zehn Jahren später eine halbe Million Bewohner zählen, und auch diese Prophezeiung ist nicht etwa luftig. Ich sehe im Geiste die Tage, da wir in unserem Norden mehr als Eine Stadt wie Stockholm oder St. Petersburg besitzen. Ich sehe Dampf auf dem Wasser und Dampf auf den Schienen, die von Süden und Osten her in unser Land führen und dasselbe wie ein Netz durchziehen. Die blauen Wasser des Superior und die rothe Fluth des Mississippi sind durch Eisen verbunden; St. Paul steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Michigan-See. Die große Bahn von Neu-Orleans bis Minnesota verknüpft uns mit der Region, in welcher Palmen und Zuckerrohr gedeihen, wir sind nicht etwa abgeschlossen vom sonnigen Süden. Wir tauschen seine Erzeugnisse gegen Pelzwerk und Produkte aus, die wir vom Polarkreise

holen, wir befahren den nördlichen Red River mit Dampfern und bauen eine Eisenbahn bis zum Athabaska-See. Sage doch Keiner, daß ich mich einer bloßen Vision überlasse und unpraktische Gesichtspunkte aufstelle. In unseren Tagen hat der Mensch andere Laufbahnen und andere Ziele als früher, namentlich in unserem Lande. Alle Präcedentien menschlichen Fortschrittes, des Wachsthumes und Gedeihens der Staaten, der Entwickelung von großen Reichen überflügeln wir durch stürmische Originalität unseres Handelns und Verfahrens; unser eigenes Verfahren ist für uns zugleich Thatsache und Präcedens. Ohne Zweifel hat die allwaltende Fürsehung in ihren unerforschlichen Zwecken beschlossen, daß das amerikanische Volk einen schnelleren Uebergang von der wilden Natur zur Reife gesellschaftlicher Ausbildung haben solle, als andere Völker; wir haben eine kürzere Spanne zwischen dem Samenkern und dem fertigen grünen Baume. Und indem wir uns Glück wünschen zu unserer gegenwärtigen Wohlfahrt und überzeugt sind, daß unser Gedeihen für und für wächst, ziemt es uns, demüthig, aber inbrünstig Dank zu sagen Ihm, der die Nationen in seiner hohlen Hand hält und jedem Volke sein Geschick vorzeichnet."

Die Stelle, in welcher Ramsey hervorhebt, daß man in Amerika das eigene Verfahren als Thatsache und Präcedens betrachte, ist durchaus bezeichnend; sie stellt unwillkürlich den Gegensatz zwischen dem englischen National-Charakter, wie wir ihn früher nach Emerson geschildert, und jenem der Nordamerikaner heraus. Uebrigens ist Minnesota unendlich rascher vorwärts gekommen, als der Gouverneur in seiner poetisch gefaßten Botschaft annahm, die Vision ist bei Weitem überflügelt worden, denn das Territorium ist schon ein Staat, und die Stadt St. Paul zählt heute mehr Kirchen als 1849 Häuser, mehr Schulen als damals Branntwein-Läden, über 20,000 Einwohner und der junge Staat mehr als 200,000 Seelen. Die drei

ersten Bedürfnisse, welchen der „Sachse" in der Wildniß Rechnung trägt, sind Kirche, Schule und Zeitungsblatt.

Der Zug der Ansiedler kommt von Süden und theilweise von Osten her ins Land, denn so lange die Eisenbahnen noch nicht vollendet sind, bildet der Mississippi den großen Zugang. Zu Galena, dem Hauptorte des Grubenreviers, in welchem bekanntlich viel Blei gewonnen wird, besteigen sie den Dampfer, fahren an Dubuque in Iowa vorüber, das am westlichen Stromufer liegt, berühren Gothenburg, Prairie du Chien, Lansing und Prairie à la Crosse, und schiffen zwischen der Menge niedriger Inseln hindurch, mit welchen der Mississippi hier gleichsam besäet ist. Aber seine Uferhöhen, die Bluffs, erheben sich bis zu dreihundert und fünfhundert Fuß; sie bilden mit ihrem glatten Abfall, der auf weite Strecken hin vollkommen gleichförmig ist, eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Beim Anblick derselben drängt sich der Gedanke auf, daß das Bett des Stromes einst viel höher gelegen und wahrscheinlich das ganze umliegende Prairieland einen gewaltigen See gebildet habe. Der höchste Theil der Bluffs hat manchmal eine pyramidenartige Gestalt. Weiter aufwärts wird der Mississippi breit und bildet den schönen Pepin=See, der von einer Mauer steiler Bluffs eingeschlossen ist. Diese haben nach der Landseite hin nicht etwa einen Abhang, sondern bilden nur den Rand eines ausgedehnten Tafellandes, einer Hochprairie, die sich weit ausdehnt, manchmal sanfte Bodenwellen bildet und vielfach mit Bäumen umstanden ist. Hin und wieder hat diese Prairie Einrisse von etlichen Hundert Fuß Tiefe, in ihnen finden die klaren Flüsse den Weg zum großen Vater der Gewässer, der sie alle aufnimmt. So hat denn jeder kleine Wasserlauf gleichfalls seine Bluffs, die nur andere Randabfälle derselben Prairie bilden.

Der Pepin=See ist ein herrlicher Wasserspiegel. Am rechten Ufer erhebt sich, gleichsam eine riesige Schildwacht, eine

mächtige Felsenspitze empor, weiter aufwärts springt ein anderes Vorgebirge kühn in die See hinaus, und jener Theil des Sees ist wie ein Amphitheater. Die Bluffs bieten sehr verschiedenartige Gestalten in reichem Wechsel, sie zeigen Winkel, Vierecke, Kegel, Pyramiden, nackte, senkrechte Felsen von Thurmeshöhe. Und auch die Romantik fehlt nicht, denn der Pepin-See hat seinen Jungfernfels oder Liebchens-Sprung, der dicht ans Wasser reicht und steil abfällt. Einst entbrannte, wie die Sage erzählt, Winona, ein Mädchen aus dem Stamme der Wapaschas, in Liebe zu einem Jäger; aber die Eltern versprachen die Tochter einem Krieger, der im Kampfe mit den Odschibwäs manche Schädelhaut erbeutet hatte. Die Jungfrau aber blieb dem Jäger treu, und als der Vater sie in den Wigwam des von ihm Erkorenen abführen wollte, erklimmte sie den Gipfel des Felsens, stimmte einen Liebesgesang an und warf sich hinab in die Tiefe!

Nachdem man bei Point Douglass vorübergefahren ist, wo der St. Croix einmündet, und einen Blick auf Stillwater und Kaposia geworfen hat, gewahrt man St. Paul. Noch vor wenigen Jahren hatten in der Nähe Sioux, das heißt Dakota-Indianer, ihre Hütten aufgeschlagen; damals sah der Reisende bei Kaposia Flaggen auf hohen Stangen; unter denselben etwa zehn Fuß über der Erde lagen auf Gerüsten Indianer-Leichen in roth und weiß bemalten Särgen. Der Dakota begräbt seine Todten in der Höhe; es würde im Winter für ihn schwierig sein, sie unter die hartgefrorene Erde zu schaffen; er vertraut die Leiche der Luft an, damit sie nicht den Wölfen zur Beute werde. Auch will er nicht, daß die Erde sogleich auf die Brust des Mannes drücke. Der Körper eines angesehenen Häuptlings bleibt wohl ein paar Jahre auf dem Gerüste, jener eines gewöhnlichen Kriegers nur einige Monden; dann bestattet man ihn zur Erde.

St. Paul, die Hauptstadt von Minnesota, liegt am linken Ufer des Mississippi, zu Lande acht, zu Wasser fünfzehn englische Meilen von den St.=Antons=Katarakten entfernt. Der mittlere Theil steht auf einer Hochfläche, welche nach dem Strom hin in einem steilen, achtzig Fuß hohen Bluff abfällt; am obern und untern Ende tritt diese Uferhöhe ein wenig zurück und bildet zwei Landungsplätze. Grund und Boden, auf dem die Stadt sich erhebt, welche nun etwa zwanzigtausend Einwohner zählt, wurde im Jahre 1848 mit 1¼ Dollar für den Acker bezahlt. Die erste Hütte dort hat ein französischer Pelzjäger aus Canada, Benjamin Gervais, 1840 aufgeschlagen, 1842 eröffnete der Amerikaner Jackson einen Waarenladen in der Wildniß, 1843 kam ein zweiter hinzu, vier Jahre später zählte St. Paul drei weiße Familien und eine Schule, 1849 waren bereits 143 Gebäude vorhanden, darunter vier Magazine von Großhändlern, zehn Kleinhändler=Läden, zwei Druckereien und einige Schulen. Auch hatten sich schon zwölf Advokaten niedergelassen.

Die Stadt, unter 44° 52′ 46″ nördlicher Breite, 93° 4′ 54″ westlicher Länge von Greenwich, ist der Mündung des St. Peters oder Minnesota=Flusses gegenüber erbaut, welcher vom Westen her, von dem Höhenzuge der Coteaux des Prairies, herabkommt. Diese Mündung liegt nur etwa achthundert Fuß über dem mexikanischen Meerbusen. Wesley Bond und Seymour, welche vor einigen Jahren Schilderungen von Minnesota entworfen haben, erklären mit Recht St. Paul für den wichtigsten commerciellen Punkt, für den „Handelsschlüssel“ im fernen Nordwesten. Die Gegend ist lieblich und reich bewässert, der Boden ergiebig, das Klima gesund. Ohne Zweifel steht dem Ort eine große Zukunft bevor; eine der hübschesten und lebhaftesten Städte ist es schon jetzt, und wenn einst die Eisenbahn nach dem stillen Weltmeer ihn berührt, wird er einen Hauptknotenpunkt für den Verkehr bilden und seine Bewohner nach

Hunderttausenden zählen. Der Weg von Halifax in Neu-Schottland bis zur Fucastraße am stillen Weltmeer wird einst auf der Eisenbahn zurückgelegt werden und zum großen Theil durch fruchtbare Gegenden führen. Der Huron-See ist von London nicht so weit als Neu-York von England, der obere See liegt nur etwa 650 Fuß über dem atlantischen Ocean, eine Eisenbahn von Halifax bis dorthin hat also keine nennenswerthen Steigungen, und man wird einst den Waarenverkehr am oberen Mississippi und nach demselben wohlfeiler über Halifax betreiben, als über Neu-York.

Ein Reisender, der im Jahre 1854 St. Paul besuchte, das vor 1849 „Schweinsauge", Pigs Eye, genannt wurde, entwirft eine lebendige Schilderung. Als die „Stadt" 150 Einwohner zählte, fanden diese es der Würde des Platzes angemessen, daß sie ihr eigenes Zeitungsblatt habe, und sogleich stellte sich auch der Mann ein, welcher einem so dringenden Bedürfniß abhelfen wollte, Oberst James Godhue. Er „startete ein Päper", wie ein pennsylvanischer Deutscher in seinem Kauderwälsch sich ausdrücken würde, und wollte es St. Pauls Epistel nennen. Aber dagegen lehnten die 150 sich auf, und so erschien die Zeitung als Minnesota Pionier. An einem rauhen, bewölkten Apriltage 1849 stand der Oberst mit seiner Druckerpresse, seinen Lettern und was sonst erforderlich war, auf dem Bluff in der Wildniß unter freiem Himmel. Indessen, ein echter Yankee läßt sich durch solche Kleinigkeiten nicht beirren; er suchte und fand einen „Raum" in der dritten Straße, aber dieser Raum war so offen wie eine Bretterscheune und recht hübsch luftig. In dieser Scheune wurde das Blatt geschrieben, gesetzt und gedruckt, bis der Oberst sich dort, wo seiner Meinung nach einst die Mitte der Stadt sein würde, einen Platz kaufte und eine eigene Hütte baute. „Mein Pionier", schreibt er, „war von Anbeginn für Minnesota, für Moralität und Religion!" Als der Oberst Anfangs 1854 starb, hatte

St. Paul vier Zeitungen, die täglich erschienen, eben so viele Wochenblätter und zwei, welche alle drei Monate heraus kamen. Es hat jetzt auch eine deutsche Zeitung. Alles geht mit Hochdruck; daß mehr als ein Dutzend Kirchen vorhanden sind, ist schon erwähnt worden; die Straßen haben gutes Pflaster, das Capitol ist ein stattliches Gebäude, auf die höhere Akademie für junge Ladies thut man sich viel zu Gute, und daß im Jahre mehr als tausend Dampfer anlegen, sieht man natürlich gern. Aber vom November bis März, also vier Monate im Jahre, ruht die Schifffahrt; denn dort, unter gleicher Breite mit Venedig, ist der Strom dann mit Eis bedeckt. Man hat Telegraphen und baut Schienenwege; überall klappern Sägemühlen, welche für die südlicher liegenden Staaten eine ungeheure Menge von Brettern und Sparren liefern; die offene Prairie wird umgepflügt und mit Weizen bestellt, der acht Tage früher reift als in Illinois. Rindvieh= und Schafzucht wird bereits schwunghaft betrieben, und den Indianern erscheint das ganze Treiben so wenig geheuer, daß sie ihre Mocassins angezogen, ihre Zelte abgeschlagen haben und weiter nach Westen gegangen sind. Aber dann und wann erscheinen in den Straßen noch Odschibwäs und Sioux, um mit den Weißen zu handeln und einander mit grimmigen Blicken zu betrachten. Beide Völker leben seit Jahrhunderten in erblicher Fehde, aber in St. Paul müssen sie Burgfrieden halten.

Die Eisenbahn von St. Paul nach dem mehr als 50 deutsche Meilen entfernten Madison, der Hauptstadt von Wisconsin, ist vollendet; von dort gehen Schienenwege nach New-York, wohin man von den St.=Antons=Katarakten reichlich dreihundert deutsche Meilen hat. Bis zu diesen ist die Bahn von St. Paul längst im Betrieb; aber man will auch bis zur westlichen Gränze von Dakota bis an den Missouri eine Eisenstraße bauen, damit die Wildniß noch rascher sich bevölkere; auch die Bahn nach dem Oberen=See ist in Angriff, sie wird

bei der Stadt Superior münden und durch ein holzreiches Land führen. Dieses Superior hat gleichfalls eine große Zukunft; es liegt in der Kupferregion und gewinnt zum Obern-See und dessen Um- und Hinterland eine ähnliche Stellung wie Chicago in Illinois zum Michigan-See.

Nach Norden hin reichen die Ansiedelungen schon bis zu den Kabikon-Falls, der Mississippi hat in seinem oberen Laufe manche Stromschnellen, welche man künftig durch Kanäle umgehen wird, die Niederlassungen werden aber erst zahlreicher im Süden der Sauk Rapids, wo die Stadt Sauk sich erhebt; sie steht mit St. Anthony durch Dampfschiffe in Verbindung. Diese etwa zwanzig deutsche Meilen lange Strecke ist vorzugsweise von Deutschen besiedelt worden, die sich alle im Wohlstande befinden. Sie werden Squatter auf einem Stück Land und gehen rüstig daran, es zu pflügen und zu bestellen; bei der großen Frage nach Arbeitern finden sie stets Beschäftigung vollauf, nach fünf Jahren bekommen sie, dem Landesgesetze zufolge, sechzig Acker geschenkt und sind fortan wohlhabende Farmer.

St. Anthony liegt am linken Ufer des Mississippi, ein wenig unterhalb der gleichnamigen Wasserfälle, auf einer hohen Prairie, die nach dem Strom hin allmälig abfällt. Bis zu diesem Punkte fahren Dampfer, aber jene von großer Trächtigkeit gehen nicht über St. Paul hinaus, das dadurch einen großen Vorsprung gewinnt. Das erste Haus in St. Anthony wurde 1847 errichtet; jetzt hat diese Stadt mehr als achttausend Einwohner, viele Fabriken, Läden, Zeitungen, junge Ladies, Kirchen von vier Denominationen, nämlich: Presbyterianer, Baptisten, Episkopalen und Methodisten; sie ist auch Sitz der Universität von Minnesota, welche 1851 eröffnet wurde und mehr als hundert Studenten zählt. Ueberhaupt wird für das Unterrichtswesen in dem jungen Lande mit großer Freigebigkeit gesorgt.

Die **Kataraƙte** sind bei Weitem nicht so großartig als der Niagara-Fall, denn der Mississippi hat dort eine Breite von nur 527 Schritten (Yards); sie bieten aber einen ungemein malerischen Anblick, weil Felsen, Wald und Wasser sich harmonisch gruppiren. Der Strom stürzt zu beiden Seiten einer gewaltigen Masse weißen Sandsteins herab, welcher wie eine Pyramide das Wasser theilt. Dann folgen einige Hundert Schritte weit mehrere breite Stromschnellen, durch jäh absteigende Sandstein-Inseln von schneeiger Weiße in mehrere Rinnsale geschieden. Diese gigantischen Blöcke sind phantastisch gestaltet und dicht mit Birken und Zucker-Ahorn bestanden. Der Felsen, welcher den Fall in jene zwei ungleichen Strombahnen theilt, führt den Namen Katarakt Island, ist mit Bäumen und Gesträuch bedeckt und etwa hundert Schritte breit. Am oberen Ende läuft eine Felsenküste oder Bank quer über die östliche Strombahn, und deßhalb fließt der größte Theil der Wassermenge durch den dreihundert und zehn Schritte breiten westlichen Theil ab. Hier beginnt die Stromschnelle schon weiter oberhalb des senkrechten Falles und brauset und zischt am Felsen vorüber. Nach Seymour hat der eigentliche Katarakt einen Fall von nur 16¼ Fuß englisch; unterhalb ist ein gewaltiges Steinchaos. „Diese Felsenmassen, welche in großer Menge im Strombett umher liegen, scheinen zu beweisen, daß der Wasserfall allmälig zurückgewichen ist. Owen meint in seinem geologischen Berichte, der Katarakt habe einst sieben englische Meilen weiter abwärts, in der Nähe von Fort Snelling gelegen (also etwa dicht oberhalb der Stelle, wo von Westen her der St. Peters einmündet); er behauptet, daß die Unterhöhlung und Auswaschung ununterbrochen fortdauere; sie werde nicht eher aufhören, als bis der Katarakt noch sechs englische Meilen weiter aufwärts geeilt sei und den Punkt erreicht habe, wo der Sandstein unter dem Strombette verschwinde. Dort aber würden neue Stromschnellen sich bilden. Eine etwa zwanzig Fuß

mächtige Kalkstein-Schicht lagert auf einem Sandstein, dessen Zerbröckelung so vollständig ist, daß man nur mit Mühe feste Partikeln desselben auffindet. Das Wasser dringt unablässig in die breiten Spalten oberhalb des Katarakts, wäscht allmälig die sandigen Theile, auf welchen der Kalkstein ruht, fort, dieser letztere sinkt nach und nach immer tiefer ein, mächtige Blöcke lösen sich ab und fallen unten in die Stromschnellen. Dieser Sandstein im Mississippi wird noch leichter weggewaschen als der Thonschiefer im Niagara." — Minnesota hat einen fast unerschöpflichen Reichthum an Fichten, und der Holzhandel bildet eine Haupt-Erwerbsquelle namentlich für den östlichen Theil des neuen Staates, in welchem Hunderte von Sägemühlen ununterbrochen in Thätigkeit sind.

Eben jetzt, in der zweiten Hälfte des Jahres 1858, hat Minnesota eine neue Wichtigkeit gewonnen, weil von ihm aus drei Straßen nach dem neuen Goldland in Britisch-Columbia führen, und St. Pauls der Ausgangspunkt für ganze Karavanen geworden ist, welche am Fraserstrom und am Thompson ihr Glück versuchen und das edle Metall dem Schooße der Erde entreißen wollen.

5. Die Wälder im Staate Maine und die Holzfäller.

Im Westen der großen Seen und in der Undine-Region am obern Mississippi wechseln Wald und Wiesen ab, und im Süden derselben sind Illinois und Indiana sogenannte Prairiestaaten. Dagegen bildet die Region im Osten der großen Seen, namentlich jene zwischen dem St. Lorenzstrom und dem atlantischen Meer recht eigentlich eine Hyläa, eine Waldregion, in welcher sich ein ganz andres Leben entwickelt als auf den Prairien.

Wer kennt nicht die sogenannten Hinterwäldler? Ihre Ansiedelungen in den unabsehbaren Forsten der Alleghanies, im „blutigen Grunde" Kentucky, am Ohio und Wabasch, im

westlichen Pennsylvanien, Virginien und Tennessee, ihre Fehden mit den Indianern sind hundertmal geschildert worden, und setzen Jung und Alt in Erstaunen. Die Hinterwäldler sind Gestalten, welche in der Geschichte der Vereinigten Staaten für alle Zeiten berühmt bleiben werden, obwohl nun ihre Zeit vorüber ist, denn der Waldmann hat dem Landmann Platz gemacht. Nicht minder bekannt ist der Fallensteller, der Trapper, der einerseits bis hoch nach Norden hinauf, andererseits weit nach Westen hin, bis in die Felsengebirge und bis zum Gestade des großen Weltmeeres jahrein jahraus die Einöde durchstreift, um Pelzthiere zu erjagen. Er spielt in der Geschichte der geographischen Entdeckungen eine nicht unbedeutende Rolle, und auch sein abenteuerliches Leben und Treiben hat tüchtige Darsteller gefunden.

Aber wie viele wissen etwas von einem kaum minder eigenthümlichen, jedenfalls derben und urkräftigen Menschenschlage, der im Nordosten der Vereinigten Staaten die Wälder lichtet, dessen Axt am Kennebec, am Androscoggin, am Penobscot, am St. Croixflusse erschallt, der jährlich viele Hunderttausende von Stämmen auf jenen Strömen hinabflößt, um sie nach den Sägemühlen zu bringen, und der jährlich für mehrere Millionen Dollars Holz in den Handel liefert? Der Holzschläger, der „Lumbermann," wie die Amerikaner ihn nennen, hat gleich dem Hinterwäldler und Fallensteller ein hartes, an abenteuerlichen Wechselfällen reiches Leben; nur war es bisher weniger allgemein bekannt, weil kein Cooper und kein Washington Irving seine Abenteuer zu schildern unternahmen. Allein jetzt sind wir in den Stand gesetzt worden, dasselbe bis in alle Einzelnheiten zu verfolgen und zu übersehen. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Herr J. S. Springer, welcher den Wald der dumpfen Studirstube vorzog und mehrere Jahre mit den Holzfällern im Staate Maine lebte und arbeitete, macht es uns möglich, einen Blick in das Treiben der „Lumbermen" zu

thum. Sein vor einigen Monaten in Neu-York erschienenes Buch führt den Titel: **Forest life and forest trees; comprising winter camp-life among the loggers, and wild-wood adventure. With descriptions of lumbering operations on the various rivers of Maine and New Brunsvic.**

Während die Urwälder der mittleren und südlichen Staaten aus laubtragenden Bäumen bestehen, herrscht in Maine, Neubraunschweig und überhaupt am untern St. Lorenz der Nadelbaum vor. Dort sind die Tanne und die Fichte „Monarchen des Waldes", namentlich die Weißtanne, die Pechtanne und die Rothtanne. Besonders die letztere zeichnet sich durch ihren sehr schlanken Wuchs aus, und nicht selten hat sie die ersten Zweige in einer Höhe von achtzig Fuß über dem Erdboden. Springer fällte eine Rothtanne am Mattawamkeag, einem Nebenflusse des Penobscot, an welcher wohlgemessen die ersten Zweige zweiundachtzig Fuß über der Wurzel sich befanden. Die Pechtanne wird nicht ganz so hoch und erreicht nicht über neunzig Fuß; sie giebt vortreffliches Brennholz und zur Erzeugung des Dampfes zieht man sie in Massachusetts allen anderen Holzarten vor. Am meisten wird jedoch die Weißtanne gesucht; sie erreicht im nördlichen Neu-England sehr häufig eine Höhe von 150 Fuß, und es ist noch nicht lange her, daß man im westlichen Neu-York Weißtannen von 240 Fuß Höhe fällte. Die Lambertstanne im nordwestlichen Amerika wird auch reichlich 230 bis 240 Fuß hoch, und die Douglastanne, gleichfalls im Oregon, im Columbiathale erreicht eine Höhe bis zu 300 Fuß.

Ich habe, schreibt Springer, mehrere Jahre in den Wäldern Weißtannen zu Hunderten gefällt; die größte, welche mir zu Gesicht kam, stand an einem Bache, welcher sich in den Jackson-See ergoß, unweit des Baskaheganflusses, im östlichen Theil von Maine. Es war eine sogenannte Pumpkin Pine, ihr Stamm so grade und schlank wie eine gegossene Kerze; er

maß 4 Fuß über der Erde, volle 6 Fuß im Durchmesser (ohne Wurzelwerk), und hatte 144 Fuß Länge; davon waren 65 ohne all und jeden Ast. Ich brauchte volle fünf Viertelstunden, um den Baum zu fällen. Es war an einem schönen Nachmittage; alles ringsum lag in tiefer Ruhe. Nachdem ich wohl eine Stunde lang an ihm herumgehauen hatte, begann der mächtige Riese des Waldes zu beben; er hatte gewiß Jahrhunderte lang an diesem Platze gestanden, hatte allen Sturmwinden und Wettern getrotzt, ragte majestätisch über alle andern Bäume hinaus, und jetzt nahm ein so winziges Geschöpf wie der Mensch ihm sein Leben. Mein Herz schlug stärker, wenn ich meinen Blick zu seinem thurmhohen Gipfel hinan richtete, um zu sehen, ob derselbe auf nahen Umsturz deute. Endlich sank der Gewaltige mit einem ungeheuern Krachen und einem Getöse, das weit hin durch den Urforst drang und an den fernen Hügeln widerhallte. Der Stamm hatte in der Mitte eine hohle Stelle von dem Umfang eines Oxhoftes, und auf dem Stumpf hätte gut und gern ein Joch Ochsen stehen können. Ich zertheilte den Stamm in fünf Blöcke (Logs) und belud damit dreimal ein Gespann von sechs Ochsen. Der erste dickste Block war so groß, daß das Wasser im Frühling, trotzdem es hoch angeschwollen war, ihn nicht fortzuschwemmen vermochte, und ich mußte ihn zu meinem größten Bedauern liegen lassen. Er war gewiß seine fünfzig Dollars werth. Welch ein wichtiger Erwerbszweig das Holzfällen namentlich im Staate Maine und in Neu-Braunschweig ist, ergiebt sich daraus, daß allein am Penobscot wohl zehntausend Menschen damit beschäftigt sind.

Die Tannen stehen in den weiten Wäldern gruppen- und familienweise beisammen. Jetzt findet man nur noch wenige solcher Gruppen, von denen eine allein den Holzfällern während ihres etwa drei Monate dauernden Winterfeldzugs Beschäftigung geben könnte. Vor 25 und 30 Jahren war das noch anders. Damals standen ausgedehnte Gruppen Weißtannen in der Nähe

der Seen und Flüsse; man brauchte nicht lange nach ihnen zu suchen, denn man fand bald, was man nöthig hatte. Aber die Axt des Holzfällers und noch mehr die Waldbrände, welche ungeheure Verwüstungen angerichtet haben, räumten auf, und man muß nun in weiter Ferne, weit hinten in der Wildniß suchen, was man einst näher hatte. Diese Tanne scheint in Folge der Habsucht der Menschen dazu verurtheilt zu sein, allmälig ganz aus angebaueten Gegenden zu verschwinden. Sie theilt ein und dasselbe Schicksal mit den Indianern.

So muß denn der Holzfäller, bevor sein Winterfeldzug beginnen kann, allemal erst Entdeckungsreisende oder Späher voraussenden, welche ihre Expedition gewöhnlich im Frühherbst antreten und manchmal dieselbe noch im Winter fortsetzen, während die übrige Mannschaft sich schon längst im Lager befindet. Dann dringen diese „Holzjäger" auf Schneeschuhen durch die Wälder, und ihr Tagewerk ist wahrlich kein leichtes. Ziehen sie im Herbst aus, was gewöhnlich zu Zweien oder Dreien geschieht, so nehmen sie Schiffszwieback mit sich, gesalzenes Schweinfleisch, Thee und Zucker oder Syrup. Ihr Kochgeschirr besteht in einem Kaffeetopfe oder einer Theekanne, einem Schöpfgefäße aus Zinn und manchmal auch einer Bratpfanne; außerdem hat jeder eine wollene Decke, zuweilen wohl auch zwei, eine Axt, Flinte und Schießbedarf. Das Alles wird auf ein kleines Fahrzeug, ein „Skiff", geladen, wenn die Entdeckungsreise dem Lande am St. Croix gilt, oder ein „Bateau", wenn man den Penobscot aufwärts fahren will. Das geschieht vermittelst langer Stangen; in ruhigem Wasser wird gerudert. So ausgerüstet brechen die „Holzjäger", die man besser Holzsucher nennen könnte, frischen Muthes auf, und steuern auf dem Hauptstrome und auf Nebenflüssen manchmal 200 englische Meilen weit landeinwärts, nach Einöden, die vor ihnen vielleicht keines weißen Mannes Fuß betreten hat. Den Lagerplatz für die Nacht suchen sie aus, bevor es dunkelt; am liebsten

wählen sie ihn in der Nähe eines kleinen Baches. Dort schlagen sie ihr Zelt auf, das heißt, sie stecken einige Stangen in die Erde, bedecken dieselben mit Zweigen und lassen nur die Vorderseite offen, vor welcher sie ein Wachtfeuer anzünden und die ganze Nacht hindurch unterhalten. Solch ein Zelt gewährt im dunkeln, nächtigen Walde einen hübschen Anblick. Manchmal hängt man wohl auch Decken um die Zeltstangen, und kann man mit Sicherheit Regen erwarten, so stülpt man das kleine Schiff um, das denn auch Schutz gegen die Nässe gewährt. Neuerdings sind kleine tragbare Zelte in Gebrauch gekommen.

Nachdem das Lager fertig ist, geht der Holzjäger daran, sein Abendmahl zu bereiten. Er kocht seinen Thee, den er gern stark trinkt, schneidet eine Scheibe Schweinefleisch ab, steckt ein Hölzchen hindurch und röstet jenes im Feuer. Dann und wann zieht er das Fleisch von der Kohle weg und läßt das Fett auf den Schiffszwieback träufeln. Ist keine Zeit zum Feueranmachen und doch der Hunger stark, so wird wohl das Fleisch roh genommen, in Syrup getaucht, und mundet vortrefflich. Nachher wird eine Pfeife Tabak geraucht.

Nicht selten wird der Holzjäger, wenn er eben eingeschlummert ist, durch schrillenden Eulenruf aus seiner Ruhe aufgeschreckt. In jenen waldigen Einöden hausen Eulen in Menge, und allnächtlich hört man ihr Wu-ho-ho-wa-wu, manchmal so stark, daß eine ganze Garnison Soldaten davor erschrecken würde. An sich ist das Eulengekrächz freilich ganz harmlos; wer aber dadurch im einsamen Urwalde aus dem Schlafe aufgeschreckt wird, findet solch mitternächtige Musik nichts weniger als harmonisch.

„Ich ruhte einst in meinem Zelte am Ufer eines Baches, der in den Penobscot fällt, und fand Gelegenheit, die Stärke meiner Nerven zu prüfen. Es war Mitternacht und Alles um mich her ruhig; kein Lüftchen ging; überall Schweigen. Bevor

ich mich niederlegte, hatte ich in einem Geschichtswerke über die amerikanische Revolution gelesen, wie einst eine Abtheilung weißer Truppen von Indianern überfallen worden war. Mit dem Gedanken an diesen Vorfall schlief ich ein, und träumte. Ich hörte den leise über das gefallene Laub hinrauschenden Tritt des rothen Mannes, und plötzlich erschreckte mich ein gellender Schrei. Im Nu war ich vom Lager aufgesprungen, hatte mein Gewehr zur Hand, und blickte empor nach dem Baume, von welchem her das markdurchdringende Geräusch gekommen war. Vor dem Zelte brannte noch das Feuer, — von den Zweigen herunter leuchteten ein Paar Augen. Ich zielte danach, und sogleich stürzte eine große Eule herab."

Wenn die Holzjäger einen Landstrich finden, auf welchem sie Ausbeute erwarten dürfen, dann ziehen sie ihr Schifflein an's Ufer und stülpen es um. Sie theilen ihr Gepäck auseinander, machen aus den Decken eine Art von Tornister und schlagen sich so in den dichtesten Wald, in welchem sie dann und wann einem stattlichen Moosethiere (amerikanischem Elenn), einem schwarzen Bären, einem flüchtigen Hirsche oder anderm Wild begegnen, das sie vom Lager aufscheuchen. Das Land ist meist nicht flach und der Wald insgemein sehr dicht, deshalb hat man immer nur einen beschränkten Gesichtskreis. Wer sich umsehen will, erklettert einen hohen Baum an einem Abhange, oder steigt auf einen „Pferdsrücken", d. h. eine Bodenerhebung, die aus Sand und Kies besteht und, einem Eisenbahndamm vergleichbar, von 30 bis zu 90 Fuß emporsteigt. Es giebt solcher Landrücken im westlichen Theile von Maine mehrere; die Oberfläche ist allemal ganz eben und so breit, daß zwei Wagen neben einander fahren könnten. Die „Pferdsrücken" waren einst mit Ahorn, Birken und Fichten bestanden, während zu beiden Seiten im Tieflande Cedern wachsen. Ein Alterthumsforscher könnte leicht in Versuchung gerathen, sie für Werke von Menschenhänden zu halten, sie sind aber diluviale

Gebilde; aus einer nähern Untersuchung hat sich das ganz unstreitbar herausgestellt. Der Späher besteigt gewöhnlich eine Sprossentanne, deren unterste Zweige doch meist zwischen 20 und 40 Fuß über dem Boden sich befinden. Wie da hinauf kommen? Man fällt einen kleinern Baum mit vielen Zweigen, die gleichsam als Leiter dienen, legt ihn gegen den größern Stamm, und erreicht so ohne große Beschwerden seinen Zweck, denn das Hochklettern macht weiter keine Mühe. Dann blickt der Späher, wie der Matrose vom Mastkorbe nach Walfischen, nach Tannen umher und die Weißtanne ist gewissermaßen der Walfisch des Waldes. Er sucht „Klumpen" und „Adern" von Tannen; er ist so eifrig und aufmerksam in seiner luftigen Höhe, wie nur ein Goldsucher sein kann. Hat er entdeckt, was er suchte, so giebt er seinen untenstehenden Gefährten ein Zeichen, indem er nach der Richtung hin, wo die Tannen stehen, Zweige hinab wirft. Ein unten stehender Mann paßt genau auf und merkt sich mit Hülfe eines Kompasses das Nöthige. Bei hellem Wetter giebt freilich die Sonne den Führer ab, bei bedecktem Himmel richtet man sich nach dem Moos an der Nordseite der Bäume; das nennt man den „Indianerkompaß", der aber nicht immer ausreicht, sondern manchmal geradezu irre leitet.

Der Holzjäger untersucht dann die Beschaffenheit der Bäume, namentlich ob sie gesund sind, und darin hat er einen raschen und sichern Blick. Er überschlägt, wie weit die Strecke ist zwischen dem Standort und dem nächsten Wasserlaufe, auf dem man die Blöcke hinabflößen kann, zeichnet die Richtung auf, welche die für den Transport der Stämme oder Blöcke zu bahnende Straße nehmen soll, geht dann nach der Stelle zurück, wo er sein Boot zurückgelassen hat, und rudert wieder stromab, um den Erfolg seiner Bemühungen den Gefährten mitzutheilen.

Nun kommt es darauf an, vom Staate oder vom Privateigenthümer der ausgewählten Landstrecke die Erlaubniß zum

Fällen der Bäume auszuwirken, natürlich gegen eine Entschädigung. Nachdem die Genehmigung erfolgte, geht es rasch an die Arbeit. Vor allen Dingen wird Heu gemacht. An den Stellen, wo die Ströme durch ebene Landstrecken fließen, liegen zumeist weite Wiesengründe, die sich bis zu den bewaldeten Anhöhen, dem „Upland", erstrecken und manchmal viele tausend Morgen umfassen. Sie liefern Gras und Heu in Fülle für die Zugthiere und man geht rüstig daran beim Geschrill der Eule, bei fernher schallendem Geheul des Wolfes; beim Pfeifen herbstlichen Windes das wallende Gras zu mähen, zu trocknen und auf Gerüste, sogenannte Stadel, „Staddles", zu bansen; denn im Spätherbst stehen die Wiesen gewöhnlich unter Wasser und man holt das Heu entweder in Booten ab, wenn das Wasser noch nicht gefroren ist, oder später mit Eisschlitten. Das Heumachen hat übrigens auch seine große Plage, da Millionen lästiger Insekten auf den Wiesen schwärmen und Menschen und Vieh peinigen. Nur wenn es regnet oder ein scharfer Wind wehet, hat man Ruhe vor ihnen. Doch ist das „Wiesenleben" nicht ohne Anmuth. Hin und wieder wird ein Hirsch geschossen, eine prächtige Forelle, ein Lachs oder anderer Fisch gefangen und man hat auch wohl ein anmuthiges Abenteuer mit einem schwarzen Bären. Meister Brun ist zwar kein Raufbold, der Streit anfängt, aber er mengt sich gern in anderer Leute Sachen, ist zudringlich, diebisch und ein frecher Communist. Man hat oftmals mit ihm seine liebe Noth. Einst fuhren zwei Männer, die von der Wiese kamen, über einen kleinen See, und sahen, wie ein Bär von einer Landzunge nach dem gegenüber liegenden Ufer schwamm. Sie machten Jagd auf ihn und waren ihm bald nahe. Als er sah, daß an ein Entweichen nicht zu denken war, schwamm er geradeswegs auf seine Verfolger zu, deren einer ihm einen Schlag mit der Axt auf den Kopf gab. Bevor aber ein zweiter Schlag gegen ihn geführt werden konnte, war er schon auf den Rand des Bootes

geklettert und hatte seine Zähne in das Dickbein seines Beleidigers gehauen. Dann sprang er ins Boot, setzte sich auf die Hinterbeine und schüttelte den Mann wie etwa ein Jagdhund ein Feldhuhn schüttelt. Der andere Schiffer war ganz erstaunt und wußte sich im Augenblick nicht zu fassen; zum Glück besann er sich bald und versetzte dem unwillkommenen Gaste einen sehr derben Schlag auf die Nase. Der Bär ließ nun sein Opfer im Boote los, sprang über Bord und schwamm ans Ufer.

Manchmal erlebt der Heumacher gewaltige Herbststürme, welche in den Wäldern großen Schaden anrichten. Man sieht häufig Windbrüche, die viele tausend Bäume umlegen.

Die erste Expedition besteht also aus Holzjägern, die zweite aus Heumachern; die dritte, und zwar auch stromaufwärts, wird unternommen, um das Winterlager einzurichten und die Straße zu bahnen. Noch vor wenigen Jahren wurde der ganze Weg ins Innere zu Wasser zurückgelegt, und war in mancher Hinsicht sehr beschwerlich. Wo Wasserfälle das Weiterkommen hindern, muß Nachen oder Boot zu Lande bis an fahrbares Wasser geschafft werden; häufig bildet das Wasser eine lange Reihe von so steilen Stromschnellen, daß sie gar nicht zu passiren sind. Jetzt hat man an diesen schwierigen Stellen Straßen gebahnt, auf denen man auch mit Pferden fortkommt, und der Holzfäller hat bei weitem nicht mehr so viele Beschwerlichkeiten und Mühen an jenen Punkten, als ehemals. Aber unter allen Umständen bleibt das Hinaufschiffen von Vorräthen und Lebensmitteln eine Arbeit, welche große Kraft und Ausdauer erfordert; das Umgehen der Wasserfälle, das Weiterschaffen des Gepäcks und Schiffes von See zu See über einen Tragplatz strengt an. Fässer mit Mehl und Fleisch z. B. sind zu schwer, als daß ein Mann allein sie fortschaffen könnte; so müssen denn mehrere zugreifen, und die Waare über umgefallene Bäume, über rauhe, zackige Felsen, über schlüpfrige Wurzeln, durch Schlammlöcher, Moräste und Dickicht schaffen. Wer solche Stromschifffahrt

nicht aus eigener Anschauung kennt, macht sich gewiß nur eine mangelhafte Vorstellung von dem Geschick, der Umsicht und der Körperkraft, welche der Schiffer nöthig hat, um sein Fahrzeug, das allemal schwer beladen ist, flußauf über die Stromschnellen zu bringen. Wer oben am Ufer steht und sieht, wie diese gebrechlichen Kähne, bis zum Rande belastet, durch das wilde Wasser zu Berg geschoben werden, wird das Unternehmen der Schiffer für beinahe unmöglich, in jedem Fall aber für ungemein schwierig halten. Aber der „Flußmensch" kommt hindurch, mit einer staunenerregenden Sicherheit, auch an Stellen, wo das geringste Versehen für Menschenleben und Waarenladungen verderblich sein müßte. Wenn das Wasser über einen scharfabfallenden Abhang mit glattem Kiesbett strömt, dann hat der Bootsmann alle seine Kräfte anzustrengen, um stromauf zu kommen. Er muß sein Schiff oder Flachboot mit Stangen weiter schieben, während er auf der Reise zu Thal viel leichtere Arbeit findet; er kann dann rudern und gelangt rasch vorwärts.

Endlich ist die Gesellschaft, welche während der Wintermonate Holz fällen will, an Ort und Stelle und kann lustig daran gehen, ihr Lager aufzuschlagen. Man klärt den Platz, wo die Hütte stehen soll, und schafft namentlich alle Blätter und jeden Rasen in der Nähe fort, weil sonst leicht Gefahr einer Feuersbrunst vorhanden ist; das trockene Gras fängt nämlich jeden Funken auf. Während einige in dieser Weise beschäftigt sind, hauen andere die Bäume auf der Stelle um und zerschlagen sie in Stücke von vorgeschriebener Länge. Sobald Vorrath solcher Balken da ist, also schon am ersten oder zweiten Tage, legt man die größeren Blöcke ins Gevierte, indem dieselben an beiden Enden eingehauen und gekerbt werden; eine Lage kommt über die andere, bis diese Wand oder Holzmauer die erforderliche Höhe erreicht; dann legt man kleinere und dünnere Blöcke auf, um das Ganze zu verbinden.

So steigt die Vorderseite der Hütte wohl nicht bis mehr als 9 Fuß auf, denn so hoch ist die gerade Wand; nach hinten zu dacht sie sich ab, bis drei Fuß über die Erde. An diese eine Blockhütte bauet man eine zweite dicht an und bringt in der Mitte den Feuerheerd an. Am liebsten wählt man für den Bau dieser Häuser die Sprossentanne, weil sie zugleich stark, leicht und trocken ist. Das Dach besteht aus vier Fuß langen Schindeln, die man mit der Axt selbst spaltet und nicht etwa aufnagelt, sondern vermittelst mehrerer querübergelegter dicker Balken befestigt. Zuletzt bedeckt man Alles mit Zweigen von Tannenfichten und des Cederbaums, und wenn dann Schnee fällt, ist diese Lagerhütte recht erquicklich warm; die Spalten zwischen den einzelnen Baumstämmen werden natürlich mit Moos ganz dicht ausgefüllt.

Die innere Ausstattung ist sehr einfach. Eine Abtheilung gilt als Speisezimmer, eine andere bildet den Schlafraum, und eine dritte wird als Küche benutzt. Sie sind nicht durch Wände von einander geschieden, sondern durch Stangen auf dem Fußboden. Auch die Bettstelle ist sehr dürftig; sie besteht nämlich aus der Mutter-Erde, die mit einer dichten Lage von Zweigen der Schierlingstanne, der Ceder oder der Fichte bedeckt wird. Die Kleider legt man nur ab, wenn man an der Reihe ist, nicht Wacht halten zu müssen. Aber der Waldmann beneidet Keinen um ein weiches Dunenlager, denn er erfreut sich eines sehr gesunden und erkräftigenden Schlafes. Tische und Stühle sind dem Uebrigen angemessen; man haut sie aus Tannenholz zusammen; auf jeden Fall sind diese Klötze sehr dauerhaft.

Und welchen Appetit hat der Waldmann, wenn er ans Essen geht und die Bratpfanne dampft! Um diese setzt man sich herum, taucht Brod, Kartoffeln, gesalzene Fische in das brodelnde Schweinsfett. Man bäckt Brod in einem eigenen Ofen, der weiter nichts ist, als ein Loch in der Erde, in das man glühende Kohlen und heiße Asche wirft. Das Lagerfeuer brennt

an der Erde nahe bei der vordern Wand des Hauses, wenn es sein kann, zwischen großen Steinen, und Holz wird dabei wahrlich nicht gespart. Da die Waldleute nicht immer vorsichtig genug sind, so ist es schon vorgekommen, daß die Lagerhütte abbrannte und Leute verunglückten.

Es schläft sich vortrefflich im tiefen einsamen Wald nach des Tages Mühen und nach traulichen Gesprächen an den langen Winterabenden. Auch an Musik fehlt es nicht, wenn der Sturm durch den dichten Forst heult. Man erzählt einander die Abenteuer, welche man erlebt hat, und auch Gesang ertönt zuweilen; denn die Waldleute sind nicht ohne Poesie und haben sich Gesänge gedichtet, die unter den „Lumbermen" sehr beliebt wurden.

Sobald das Wohngebäude vollendet ist, zimmert man den Stall für die Ochsen auf, die nackte Erde bildet den Fußboden, dem Vieh dagegen bereitet man einen solchen aus dicht nebeneinander gelegten, glatt behauenen Latten, zwischen denen man die Lücken mit Erde und Dünger sorgfältig ausfüllt. Ueberhaupt wird den Ochsen wenigstens soviel Sorgfalt zugewandt, wie ein Pferdeknecht den ihm anvertrauten Rassepferden angedeihen läßt. Der „Teamster", d. h. der Fuhrmann, sieht spät Abends, ehe er sich schlafen legt, noch einmal mit der Laterne nach seinen Thieren, und früh Morgens füttert er schon, wenn die übrigen Lumbermen noch schlafen. Er hat den allerschwersten Dienst, und muß seine Augen immer offen haben; jeder Huf, jeder Nagel, jeder Riemen, jede Kette muß stets von ihm beobachtet werden, denn eine Nachlässigkeit kann sehr verhängnißvoll werden.

Sind nun Wohnhaus und Stallgebäude in gehöriger Ordnung, so geht man daran, eine Hauptstraße und einige Nebenwege herzustellen. Wie die Adern im Körper des Menschen im Herzen ihren Mittelpunkt für den Blutumlauf haben, so führen alle diese Wege nach dem „Klump" Tannenbäume, in

welchem man Holz fällen will. Der Hauptweg windet sich in malerischen Krümmungen durch den Wald, und wird durch die Schleifen und das auf ihm geschleppte Holz glatt, denn der Schnee liegt sehr bald hoch, und die Bahn ist in kurzer Zeit steinhart. Diese Fahrbahn muß man als eine prächtige Straße bewundern; keine Stadt kann sich einer solchen rühmen, denn der Weg führt durch einen herrlichen Forst, welcher ihn zu beiden Seiten einfaßt. Aber es kostet nicht geringe Mühe ihn zu bahnen. Vor allen Dingen muß die beste Richtung ermittelt, nachher alles Gestrüpp weggehauen und zur Seite geschafft werden; sodann haut man alle im Wege stehenden Bäume glatt über der Erde ab, so daß ein mindestens zwölf Fuß breiter Raum gewonnen wird. Löcher und Unebenheiten werden mit Stangen und Zweigen ausgefüllt, und über Pfützen und Teiche legt man Brücken, die aus an einander befestigten Stangen und Aesten bestehen.

Für den Waldmann hat das wilde Leben im Forste etwas Bezauberndes, im Herbst wie im Winter, der bald genug sich ankündigt. Es wird schon kalt, wenn eben alle jene Vorkehrungen getroffen worden sind; während der Nacht gefriert das Wasser, auch kommen leichte Schneegestöber. Die Holzleute sind bereit an's Werk zu gehen und harren nur noch des Fuhrmanns mit einer Spannung, wie der Seereisende nach langer Fahrt des Einlaufens in den Hafen. Der Teamster kommt nämlich ganz zuletzt an Ort und Stelle; er bringt den übrigen Mitgliedern der Ansiedelung im Walde Zeitungen und Briefe von den Angehörigen mit.

Manchmal verspätigt sich eine Partie, welche eine zweite Abtheilung Proviant zu bringen hat. Dann gehen die Flüsse wohl schon mit Eis, und das Hinaufschieben des Fahrzeuges die Stromschnellen aufwärts ist unendlich mühsam. Die Handschuhe frieren an den Schiebestangen fest, die Finger werden so steif und kalt, daß sie kaum noch die Stange halten können.

Der Matrose auf dem Seeschiffe kann sich auch im heftigsten Wintersturme so viel Zeit abmüssigen, um die Arme heftig über einander zu schlagen und sich so einigermaßen zu erwärmen. Der „Lumberman" darf es auf keinen Fall während seiner Bergfahrt über Stromschnellen; er braucht alle Augenblicke jeden seiner Finger, und läßt er sich das geringste Versehen zu Schulden kommen, dann sind Leben, Schiff und Ladung aufs Aeußerste gefährdet.

Wo es die Beschaffenheit des Weges erlaubt, jocht man die Ochsen vor eine lange, nur leicht beladene Schleife, die über schlammigen oder unebenen Boden gezogen wird. Fehlt es an einem Boote, so wird rasch ein Floß gezimmert. Ueber breite Ströme schwimmen die Ochsen mit Leichtigkeit, wenn das Wasser noch nicht mit Eis geht; ist aber dieses der Fall, so sperren sie sich anfangs wohl ein wenig, folgen aber am Ende doch dem freundlichen Zureden des Treibers.

Ein Gespann — Team — besteht aus vier, sechs oder auch wohl acht Ochsen. Im Monat November und December, wenn Erde und Sümpfe gefroren sind und der Frühschnee gefallen ist, wird das Gespann vor die Langschleife gejocht und zieht waldein. Springer erzählt Folgendes:

„Wir waren schon etwa hundert Meilen weit vorwärts gekommen und dann bis zum Baschahogan-See gefahren, über den wir hinüber mußten, weil sich unser Lager auf der andern Seite desselben befand. Wir erreichten das Ufer spät am Nachmittage. Das Eis war noch nicht so dick als wir vermuthet hatten, und es blieb sehr zweifelhaft, ob wir mit unsrer Last ungefährdet hinüberkommen würden. Doch lag uns aus mehr als einem Grunde sehr daran, noch am Abend zum Lagerplatze zu gelangen. Der Ufersaum war so schlammig und morastig, daß wir die Fahrt um den See herum gern vermeiden wollten, und es wurde daher beschlossen, die Fahrt über das Eis zu wagen. Wir hatten zwölf Ochsen; das leichteste Joch

schickten wir voran, um die Stärke des Eises zu prüfen, und es zum Herausziehen der andern Joche zu benutzen, falls diese einbrechen würden. Sie bildeten gleichsam unsere Reserve. Auf sie folgte eine mit Heu und dergleichen beladene Schleife; darauf kam ein Viergespann und nachher, versteht sich gleichfalls in angemessener Entfernung, noch ein Viergespann. So kam nicht allzuviel Schwergewicht auf ein und denselben Raum. Dann setzten wir den Zug in Bewegung; das Eis knarrte und krachte unter uns, wir erreichten glücklich eine Landspitze, als eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Wipfel der hohen Tannen vergoldeten. Der Abend war bitter kalt, der Wind pfiff scharf über die eisige Fläche des Sees. Aber wir machten uns frischen Muthes daran, auch die noch vor uns sich ausdehnende Strecke zurückzulegen. Dort war freilich das Eis nicht so dick als in der Bucht, welche wir bereits hinter uns hatten; kaum hatten wir etwa ½ Meilen zurückgelegt, als das letzte Viergespann mit Schleife und Allem durchbrach. Sogleich wurde für die ganze Linie das Warnzeichen gegeben und die übrigen Gespanne hielten an. Und als wir beschäftigt waren, jenes zu retten, sank auch das andere Viergespann ein, und endlich lagen sie alle im Wasser, die Reserve allein ausgenommen. Wären sie sämmtlich in Bewegung geblieben, so geschah wohl das Unglück nicht; durch das Anhalten und längern Druck auf ein und dieselbe Stelle brach aber die Decke. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, welche Mühe es kostete, die Thiere wieder auf das Eis zu ziehen; auch war nicht geringe Gefahr dabei. Die armen Thiere zitterten wie Espenlaub; wir schafften sie ans Ufer, rieben sie ab und gaben ihnen zu fressen. Es war nun spät Abends geworden, wir zündeten ein mächtiges Feuer an, und ein Theil unserer Leute machte sich auf den Weg, um den Lagerplatz zu suchen, an welchem sich unsere am Tage vorausgegangenen Gefährten befanden. Diese mußten uns durchaus behilflich sein, wenn wir die eingesunkenen

Schleifen wieder aus dem Wasser ziehen wollten. So war also an keinen Aufschub zu denken, und wir machten uns auf den Weg. Als wir uns mitten auf dem See befanden, wurde das Schneegestöber immer dichter, und wir wußten gar nicht mehr, welche Richtung zu nehmen war. Indessen wir trafen es glücklich, und nach einigen Stunden sehr angestrengten und anstrengenden Marsches erreichten wir das Ufer, unweit von der Straße, welche zum Lagerplatz führte. Dieser befand sich etwa eine halbe Meile landeinwärts. Aber nun fragte es sich: lag er zur Rechten oder zur Linken? Nach Yankeeart „vermutheten“ wir, wo er etwa sein müsse, und wir hatten es getroffen. Unsere Gefährten lagen im süßen Schlafe; Mitternacht war schon vorüber. Bald aber summte der Theekessel, und nachdem wir uns durch Trank und Speise erquickt hatten, ruheten wir vortrefflich bis Tagesanbruch, um dann mit den Uebrigen den Zurückgelassenen Hilfe zu bringen. Sie hatten allerdings eine sehr unangenehme Nacht verlebt.“

Es verursacht viele Mühe, alljährlich im Herbst die Zugthiere so weit ins Innere, oft manchmal zweihundert Meilen weit, zu schaffen. Oft vermeidet man das, indem man sie im Frühjahr in der Wildniß auf den Wiesen, zurückläßt, wo sie bis zum Herbst sich selbst überlassen werden. Sie gedeihen dort ganz vortrefflich, sind aber sehr wild, wenn man sie im Herbst wieder einfängt, was nicht ohne Schwierigkeit abgeht. Doch gewöhnen sie sich rasch wieder in das Joch, und man sieht ihnen ordentlich die Freude darüber an, daß sie ihren Fuhrmann wieder haben. Manchmal freilich wird von solchen Thieren nichts wieder gehört oder gesehen; das eine ist im Schlamme versunken, das andere hat sich verlaufen, das dritte ist von Wölfen oder Bären zerrissen worden; denn diese wagen sich manchmal auch an den stärksten Ochsen.

Nachdem die Waldleute sich einige Tage Ruhe gegönnt haben und Schnee gefallen ist, beginnen sie damit, die Blöcke

an den geeigneten Platz zu schleppen. Alles ist beschäftigt; die Arbeit aber ist regelmäßig unter verschiedene Klassen von Waldleuten getheilt. Jeder von ihnen hat seine besonderen Obliegenheiten.

Das Ganze wird angeordnet und geleitet vom „Boß"*), die „Choppers" oder Hauer suchen die Stämme aus, hauen sie ab und theilen sie in Blöcke; einer von ihnen ist Master-Chopper. Die „Swampers" bahnen und ebenen die Straße bis zu der Stelle, wo die Bäume gefällt werden. Der „Barker" und der „Loader" schälen die Rinde vom Stamme ab, was an dem Theile des letztern geschieht, der auf dem Schnee schleifen und daher möglichst glatt sein muß; sie helfen auch dem „Teamster" oder Fuhrmann beim Aufladen. Der „Hauptmann vom Stachelstocke", nämlich eben der Fuhrmann, ist Herrscher über das Gespann; endlich erscheint der Koch als eine keineswegs unwichtige Person, die freilich nicht allemal vorhanden ist, so daß die übrigen sich reihum dazu verstehen müssen, die Speisen für den Tisch herzurichten.

Beim Fällen des Stammes kommt es vor Allem darauf an, so zu verfahren, daß er nach der gewünschten Richtung hin niederstürzt. Dabei muß man in Obacht nehmen, nach welcher Seite hin der Baum sich neigt und wie stark und von woher der Wind weht. Auf alles das verstehen sich die Chopper vortrefflich; erhebt sich aber der Baum am steilen Abhang einer Höhe, so schlägt ihre Berechnung manchmal fehl. Wenn solch ein Riese des Waldes niederstürzt, erdröhnt der Boden, und manchmal hört man das Getöse stundenweit. Ehe man ihn zum Umsturz bringt, fällt man kleinere ringsum stehende Bäume, die ihm zum „Bett" dienen, denn er darf nicht zu tief in den

*) Bedeutet wohl so viel wie das niedersächsische und niederländische Baas; so giebt es an der Weser beim Schiffsban auf jedem Werft einen Zimmerbaas ꝛc.

Schnee stürzen und läßt sich dann auch mit geringerer Mühe aufladen. Man haut die Zweige ab, die Barkers laufen auf dem dunkeln Stamme umher, wie die Matrosen auf dem Rücken eines Walfisches, und wenn Alles zum Fortschaffen bereit ist, kommt der Fuhrmann mit seiner „Bob=Schleife“, welche wahrscheinlich so heißt, weil sie gestoßen und gerüttelt wird, wenn man damit über unebenen Boden fährt. Sie ist allemal sehr stark und fest gearbeitet, denn sie hat eine äußerst schwere Last zu tragen. Das Sechsgespann zieht an, sobald der Fuhrmann ruft, und nun seufzt die Schleife unter der ungeheuern Wucht durch den Tannenforst.

Man schafft gern, wenn irgend möglich und thunlich, den ganzen Stamm auf einmal bis zum Landeplatze, das heißt der Stelle, wo im Frühjahr das Holz in's Wasser geworfen wird. Dort zersägt man ihn in Blöcke von vierzehn bis dreißig Fuß Länge, weil er so besser den Fluß hinabschwimmt. Springer hat einmal einen Stamm in nicht weniger als fünf Blöcke zersägt, wovon der kürzeste eine Länge von vierzehn Fuß hatte. Manchmal werden Stämme von achtzig Fuß Länge und beträchtlicher Dicke fortgeschleppt, was freilich auch in deutschen Forsten mit den sogenannten Achtzigerbalken der Fall ist. So hauet der Waldmann fort und fort, bis der eine „Klump“ Bäume erschöpft ist; nachher kommt ein anderer an die Reihe.

Noch vor einem Menschenalter wuchsen die prächtigsten Weißtannen dicht am Ufer der Flüsse und Seen; man fällte sie zu vielen Tausenden und brauchte sie blos in's Wasser zu rollen, so daß die saure Arbeit des Aufladens und Schleifens nicht nöthig war. Aber diese Zeit ist vorbei und man muß nun das meiste Holz aus einer nicht unbeträchtlichen Entfernung herschaffen. Doch ist trotz dieses ungeregelten Ausbeutens der Wälder und ungeachtet der Hunderte von Millionen Stämme, welche durch Waldbrände zerstört wurden, immer noch Holz in ungeheurer Menge vorhanden. Aber ein großer Theil die=

ser Tannen ist inwendig angegangen. Sehr viele Bäume unterliegen, nachdem sie völlig ausgewachsen sind, einem innern Zerstörungsprozesse, einer krebsartigen Krankheit, welche die Waldleute Cook oder Konkus nennen. Man erkennt diese Krankheit schon an der Außenseite des Baumes an einem kleinen braunen Flecke, der sich einige Fuß über dem dicken Ende zeigt; er gleicht manchmal einem Stück Pfefferkuchen und ist bald klein, wie etwa ein Viergroschenstück, bald so groß wie ein Hutdeckel. In manchen Klampen erkennt man die Krankheit nur an einem kleinen gelben Flecken Pech, das herabträufelt. Wer sich auf die Krankheit nicht versteht, ahnt gar nicht, daß manche hoch, kräftig und stattlich aufgewachsene Tanne vom Konkus ergriffen ist. Aber der Waldmann weiß Bescheid. Haut er einen solchen Baum um, so findet er ihn im Innern röthlich und schwammig; die faserigen Theile des Holzes sind freilich noch straff, aber der markige Theil und die Lagen zwischen den Fasern trocken und milchweiß. Und von dieser Krankheit sind oft weite Waldstrecken ergriffen, wo dann unter dreißig Stämmen manchmal nur ein halbes Dutzend gesund erfunden wird. Hin und wieder wird der Holzkäufer betrogen, weil die Waldleute sich darauf verstehen, einen Knorren oder ein Stück von demselben Baume in den Konkus zu treiben und diesen zu verdecken; er gleicht dann einem gesunden Astknoten und erst in der Sägemühle zeigt sich, daß der Stamm nichts taugt. Vieles von diesem Holze ist auch am dicken Ende hohl und ein solcher Stamm dient den Bären zur Winterhöhle. Springer fand einst in einer mächtigen unten hohlen Tanne eine alte Bärin mit vier Jungen; sie waren so fett wie Schildkröten, die Alte wog über drei Centner.

Die Waldleute arbeiten vier volle Wintermonate hindurch im Forste, und man darf es schon glauben, daß ihre Beschäftigung kein Spielwerk ist. Manchmal bauen sie an Bergabhängen sogenannte trockene Schleusen, die vom obern Rande

bis unten in die Tiefe reichen. Sie legen nämlich lange, ganz glatte und schlanke Stämme so neben einander der Länge nach, daß der Stamm, welchen man hinabgleiten lassen will, nicht nach links oder rechts abbiegen kann, sondern blitzesschnell hinunterschießt und sich unten im Schnee begräbt; unterwegs dampft er in Folge der Reibung, als ob er in Feuer stände. Ueberhaupt hat man mehr als eine sinnreiche Art und Weise erdacht, um schöne Stämme unbeschädigt von unzugänglichen Stellen in die Thalebene hinabzuschaffen.

Eine arge Belästigung für die Waldleute ist der raubgierige und gefräßige Wolf, der nicht selten das Gespann Tagelang viele Meilen weit heulend und zudringlich verfolgt. Manchmal springt er wohl sogar auf den Block, wagt sich selbst bis ganz in die Nähe der Ochsen und läßt sich vom Fuhrmann einen Schlag versetzen. Es ist im höchsten Grade auffallend, daß die Waldleute, ganz verschieden von den Hinterwäldlern im Westen, so wenig mit dem Feuergewehr die Bestien des Waldes verfolgen; sie müßten sich doch mit der Flinte leicht der Wölfe erwehren können. Einst ging ein Holzfäller auf dem Eise des Flusses Mattawamkeag. Aus der Ferne vernahm er fürchterliches Heulen, das er mit dem Geächz und Kreischen von vierzig Paar alten Karrenrädern verglich. Es kam von Wölfen, die aus dem Walde nach dem Eise zurannten und einen Hirsch verfolgten. Er stand still und beobachtete sie. Die Wölfe liefen in einer Reihe hinter einander, bis sie der Beute ganz nahe waren, dann theilten sie sich, wie wenn sie sich verabredet hätten, in zwei Linien, deren eine sich gerade vor dem Hirsch aufstellte und dann gemeinschaftlich mit der andern den Hirsch umzingelte. Dann sprangen sie auf ihr Opfer ein, rissen dasselbe auf das Eis nieder und verschlangen es in unglaublich kurzer Zeit, so daß nur die Knochen übrig blieben. Flugs galloppirten sie wieder in den Wald zurück. An demselben Flusse fand sich einst ein Rudel Wölfe allnächt-

lich vor dem Blockhause eines Ansiedlers ein, der zufällig Gift besaß und dasselbe auf Fleisch streuete. Am andern Morgen lagen in der Umgegend sechs todte Wölfe umher.

Man kann sich leicht denken, daß es bei einer so gefährlichen Arbeit, wie sie den Waldleuten obliegt, ohne schwere Körperbeschädigungen nicht abgeht. Wie soll man sich helfen, da doch kein Wundarzt in der Nähe ist? Einst erhielt ein Holzfäller von einem Nebenmanne einen Schlag mit der Axt in's Dickbein. Es war eine weitklaffende Wunde, die man mit Taschentüchern verband, so gut es eben gehen wollte. Dann trug man den Beschädigten auf Tannenzweigen nach dem Lagerhause, legte ihn auf den Tisch und nähete die Wunde mit einer ganz gewöhnlichen Stopfnadel. Nach einigen Wochen konnte der Kranke wieder an die Arbeit gehen. Manchmal wird man durch herabstürzende Baumstämme geschädigt, und man muß überhaupt sehr auf der Hut sein.

Der „Sabbath" ist ein sehr willkommener Tag im „Logging Swamp"; dann kann der Waldmann eine Stunde länger schlafen, er braucht Morgens nicht sogleich in die frostige Luft hinaus, sondern wärmt sich ruhig und gemächlich am Feuer; nur der Koch muß Speisen herrichten, und der Fuhrmann das Vieh füttern. Zum Zeitvertreib sucht man in der Nähe frische Zweige für das „Bett", nachher wird das Zeug gewaschen und geflickt, so gut es eben die harten Hände und Finger zulassen, man schreibt Briefe, liest auch wohl ein wenig, und ist in der Nähe, d. h. nur einige Meilen entfernt, ein Lagerplatz, so stattet man den Nachbarn einen Besuch ab oder erhält Besuch von ihnen. Der eine oder andere stellt auch wohl Marderfallen, doch gilt im Allgemeinen der Satz, daß der Waldmann sein eigentliches Vergnügen und seinen größten Genuß in der Arbeit hat, denn wenn er beschäftigt ist, empfindet er es weniger, daß er auf so lange Zeit aller weiblichen Gesellschaft entbehren muß.

Der Waldmann ist nur ausnahmsweise Jäger; er betrachtet das Waidwerk nur als Nebensache; doch versteht es sich von selbst, daß die leckeren Bissen, welche der Bär und das Moosethier manchmal liefern, von ihm, der zumeist von gesalzenem Fleisch sich nährt, als eine sehr willkommene Gabe betrachtet werden. Ein junger, etwa ein Jahr alter, recht fetter Bär sieht zwar, nachdem man ihm das Fell abgezogen, beinahe wie ein menschlicher Leichnam aus, aber sein Fleisch ist delikat. Das Moosethier ist oft so groß wie ein Pferd von vierzehn Faust; man kommt ihm am besten im Frühjahr bei, wenn der Schnee tief liegt, die Mittagssonne die Eiskruste auf demselben wegschmelzt, und der Nachtfrost wieder eine dünne Decke darüber härtet. Dann sinkt das Thier beim Laufen ein und kann in Schußweite erreicht werden. Das Männchen, oder wie man im Walde sagt, „der Bulle" ist zur Brunstzeit äußerst gefährlich; er verfolgt dann die Menschen, wo er sie sieht. Springer kannte einen Mann, den solch ein Bulle angegriffen hatte. Er war mit gesenktem Kopfe, etwa so wie ein Stier, gegen ihn eingerannt, um ihn auf sein Geweih zu nehmen. Aber, so lautet die Jagdgeschichte weiter, der Mann sprang ihm plötzlich zwischen das Geweih, packte dasselbe, saß ihm auf dem Nacken und klammerte die Füße um den Hals, wie ein Faulthier. „Rasend vor Wuth rannte der Bulle in's Weite und bot Alles auf, um mich abzuwerfen, aber da ich wohl wußte, was auf dem Spiele stand, und da es sich um Leben und Tod handelte, so hielt ich mich aus Leibeskräften fest. Endlich sah er wohl, daß er mich nicht los wurde; er streckte also seine Schnauze in die Höhe und warf das Geweih hinten über; das war sehr gut, denn er gewährte mir dadurch Schutz. Er rannte fort mit rasender Schnelle; ich saß ihm immer auf dem Halse. Bald war er im dicken Gehölz, sprang über hohe umgefallene Baumstämme, tief durch Morast und Schlamm, und sank endlich erschöpft nieder, nachdem er wohl

drei Meilen weit mit mir gerannt war. Diese Gelegenheit nahm ich wahr, zog mein Jagdmesser aus der Scheide, rannte es ihm in den Nacken, schnitt die große Halsader durch, und mein war der Bulle." Es ist kaum in Zweifel zu ziehen, daß solche Geschichten im Style des seligen Freiherrn von Münchhausen auch gläubige Zuhörer finden.

Der Bär spielt im Leben der Waldleute begreiflicherweise eine große Rolle. Er ist auch in den Wäldern von Maine ein kräftiges Thier, weiß mit ungemeiner Geschicklichkeit den Schlägen, welche man gegen ihn führt, auszuweichen, ringt oft seinem Gegner die Waffen aus der Hand, hat ein zähes Leben und ist ein Feind, den man in keinem Falle verachten darf. Außerdem ist er ein abgefeimter und dabei unverschämter Dieb. „Als wir, erzählt Springer, einstmals stromauf zogen, folgte uns Meister Brun mehrere Tage hintereinander. Wir machten zuerst seine Bekanntschaft, während wir an der Mündung eines Baches unser Lager aufschlugen, das dort nur vorübergehend stand. Wir ließen daher unsere Sachen im Walde stehen und brachten sie nicht unter Dach und Fach. Nachts kam der Bär heimlich angeschnüffelt und wählte sich einen Packen aus, welcher den Winteranzug eines unserer Gefährten enthielt, namentlich auch große Stiefeln, Rasirzeug und dergleichen mehr. Der Dieb schleppte seine Beute eine Strecke weit fort, ehe er sich die Mühe nahm, den Inhalt zu durchsuchen. Das geschah aber mit einer Genauigkeit, der auch der strengste Zollbeamte seine Anerkennung nicht versagt haben würde. Am andern Morgen fanden wir alle Kleidungsstücke zerrissen, die Stiefel waren zerkauet und selbst der Stiel des Scheermessers war angenagt; an die Klinge hatte der Bär sich weislich nicht gewagt."

„Einige Tage später, auf einem andern Lagerplatze, war ein Faß, dessen Inhalt in etwa zehn Gallonen Syrup bestand, draußen gelassen worden. Wir vernahmen ein Geräusch, wa=

ren auf unserer Hut und konnten uns schon denken, wer einen Besuch abstattete. Jeder von uns ergriff einen Feuerbrand, wir stürzten hinaus und fanden, daß uns jenes Gefäß mit Syrup fehlte. Wir verfolgten die Spur und fanden das Syrupfaß, aber halb ausgelaufen. Offenbar hatte der zottige Herr sich eine rechte Güte thun wollen, war aber durch unser Schreien und die Feuerbrände gestört worden, ohne jedoch abgeschreckt zu sein. Denn nach etwa zwei Stunden war er schon wieder da, und wir konnten sehen, wie er sich benahm. Wir besaßen ein Gewehr, hatten aber den Schießbedarf an einer etwa hundert Ruthen entfernten Stelle; wir nahmen daher die Laterne, gingen hinaus, holten Pulver und Blei, luden zwei Kugeln und warteten zu. Etwa um Mitternacht kam der Bär zum dritten Male, gerade als ob gar nichts vorgefallen wäre, und stand kaum dreißig Schritte von unserer Lagerhütte entfernt. Wir jagten ihm die Kugeln auf den Pelz; er lief fort und wir folgten, abermals mit Feuerbränden, den Blutspuren; auch hatten wir Aexte mitgenommen und das Gewehr wieder geladen. So rannten wir ihm nach durch den Wald bis zu einem Sumpfe, wohin er sich geflüchtet hatte, und kamen ihm immer näher. Bald hörten wir ihn laut schnaufen und keuchen. Plötzlich sprang er vor uns auf, erklomm mit vieler Anstrengung eine Anhöhe, die mit Canoebirken bestanden war und sank dort erschöpft zusammen. Wir standen um ihn herum. Bald war die leicht entzündliche Birkenrinde in Brand gesteckt; die Beleuchtung war prächtig, die ganze Scene trug ein wildes Waldgepräge; wir jauchzten und sprangen wie im Kriegstanze um den erschossenen Räuber herum. Endlich machten wir ihm den Garaus, streiften ihn ab und nahmen vorerst ein Viertel des fetten Thieres mit nach dem Lager.' Gegen den Bären ist aber der Säbel eine bessere Waffe als die Axt, welche er, wie gesagt, dem Gegner manch=

mal aus der Hand windet; während er am Säbel sich die Tatzen zerschneidet."

Dergleichen Erzählungen dienen Abends zur Ergötzlichkeit, wenn die Leute am Feuer sitzen; der Eine schnitzt einen Stiel für seine Axt, der Andere feilt eine Säge, der Dritte liest, der Vierte raucht seine Pfeife und legt die Hände in den Schooß; der Koch mit aufgekrämpten Hemdsärmeln knetet Mehl, um Brod zu backen; Alle aber sind zufrieden. Manchmal wird auch Karte gespielt; die Partie sitzt dann um einige hell-leuchtende Fichtenspäne. Weil aber bei diesem Spiel so häufig Zank und Streit sich erhoben, so hat man dasselbe, gleich dem Rum und Branntwein, möglichst verbannt.

Noch vor zwanzig Jahren galten die Waldleute für arge Trinker und Unterthanen des tyrannischen Königs Alkohol; sie tranken Rum als wäre er Wasser, und begreiflicherweise waren Streit und Schlägereien etwas ganz Gewöhnliches. Am St. Croix consumirte 1832 eine Bevölkerung, die zwischen vierhundert bis fünfhundert Köpfe zählte, nicht weniger als 3500 Gallonen Rum. Die Leute waren damals in dem thörichten Wahn befangen, daß sie ohne etwas „Starkes" gar nicht arbeiten könnten. Es kostete daher große Anstrengungen, auch nur einige wenige zur Enthaltsamkeit zu vermögen. Aber es gelang am Ende, und als Leute, die zwanzig Jahre an's Rumtrinken gewöhnt waren, zum ersten Male einen „Winterfeldzug" ohne Branntwein überstanden hatten und sich wohler als je zuvor fühlten, war schon viel gewonnen. Das gute Beispiel fand Nachahmung. Mit dem Branntweintrinken sind auch viele alte Rohheiten in Abgang gekommen und jetzt sind die Waldleute eine achtbare Menschenklasse.

Nach der Spätherbst- und Winterzeit sehnen sie sich das ganze übrige Jahr hindurch; als ihre eigentliche Heimath betrachten sie den Forst. Wenn sie von ihren Wohnorten aufbrechen, die meist in der Gegend der Meeresküste liegen, fin-

den sie während der ersten Tage noch leidlich eingerichtete Herbergen. Sobald sie aber die Seitenpfade durch die Forsten betreten, hört das auf, denn nur in weiten Zwischenräumen liegen sogenannte Log-Shanties zerstreut, welche eigentlich mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Fuhrleute eingerichtet wurden, die dort für sich und ihr Zugvieh für die Nacht Unterkommen finden; während der Sommermonate stehen dieselben leer, weil dann kein Mensch jene Einöden besucht. Diese aus Baumstämmen roh zusammengeschlagenen Gasthäuser sind auch im Innern äußerst einfach hergerichtet und haben nur zwei Gemächer. Das eine dient als Küche, Speise-, Schenk- und Wohnzimmer; hier sitzen oft in nicht geringer Anzahl die Teamsters und lassen sich die aufgetragenen Speisen vortrefflich munden. Das andere Gemach ist ein Schlafzimmer; die über einander gestellten Betten sind so angebracht, daß der Schlafende seine Füße dem Feuer zukehrt.

Nachdem im Walde so viel Holz gefällt worden ist, daß man eine gute Erndte gemacht zu haben glaubt, dann nahet das Frühjahr, welches eine ganz andere Art von Beschäftigung mit sich bringt. Es handelt sich darum, die Blöcke, welche der Teamster aus dem Forste zu dem „Landungsplatze" geschafft hat, bei Anfang des Wassers hinabzuflößen; man hat dann mit dem „Breaking up" und dem „River driving" alle Hände voll zu thun. Sobald warmer Regen und mit demselben Thauwetter einfällt, muß der Teamster seine Arbeit einstellen. Man erwartet den Aufbruch des Eises mit Ungeduld; der Waldmann ist ja dann vier volle Monat vom Hause, von Familie und Freunden entfernt gewesen; kein Wunder also, daß er sich einmal heim sehnt. Er denkt daran, wie er im Wohnorte seinen festlichen Einzug halten will; denn allemal erscheint er wie eine Art Triumphator.

Auf der Schleife werden hohe Stangen befestigt, von welchen Fahnen herabwehen, selbst die Ochsen werden mit bunten

Tächern geschmückt, denn die treuen, arbeitsamen Thiere, die Gefährten so beschwerlicher und gefahrvoller Arbeit, sollen auch Theil an der Ehre haben. Natürlich darf dem Waldmann ein buntes Band auf dem Hute nicht fehlen, ein rother Gürtel um den Leib gilt für einen stattlichen Putz, und ein mächtiger Bart für eine nicht geringe Zier. So zieht die Karawane in den Ort ein; manchmal zählt sie vierzig bis sechszig Ochsen beisammen, und eben so viel Menschen. Alles läuft vor die Thüren und begrüßt die Neuankommenden; jedes Joch wird gemustert und beurtheilt; der Teamster hält also möglichst darauf, daß man es gut bei Fleische finde. Vor zwanzig Jahren noch ging es beim Einzuge dieser Triumphatoren wild her; Rum wurde in Menge getrunken; jetzt ist das, wie schon bemerkt, Alles anders.

Das Hinabflößen der Blöcke ist nicht so angenehm, wie die übrigen Arbeiten des Waldmannes sind. Es beginnt im April und erscheint äußerst beschwerlich. An vielen Stellen pflegt sich die gewaltige Holzmasse zu stauen, und manchmal haben sich Tausende von Blöcken fest in einander geschoben, sie bilden eine „Zusammenklemmung", Jam, und es erfordert zuweilen Wochen, solchen Jam wegzuräumen, während es dagegen manchmal genügt, ein paar Blöcke wegzuziehen und die Masse in Bewegung zu bringen. Es kommt also darauf an, die geeignete Stelle aufzufinden, wo sich der Hebel am besten ansetzen läßt. Der Jam stauet sich in Stromengen zwischen hohen Ufern auf. Dann schlingt ein Mann sich ein Tau um den Leib, und seine Genossen lassen ihn an die Stelle hinab, wo eine Breche*) gemacht werden soll, was allemal am untern Ende des Staues geschehen muß. Liegt der letztere sehr fest,

*) Ich schreibe Breche, wie die Deutschen noch vor 200 Jahren; seitdem ist mißbräuchlich die französische Form Bresche angenommen worden, die ganz dasselbe bedeutet.

so bindet der Mann ein Tau um den Block, und die am Ufer stehende Mannschaft beginnt anzuziehen; der Jam setzt sich nun sogleich ganz oder theilweise in Bewegung, oder es ist nur ein Anzeichen vorhanden, daß dieses bald geschehen werde, dann wird der Mann an's Ufer gehißt. Manchmal genügen aber einige Schläge mit der Axt, um das gewünschte Ergebniß zu erreichen, und dann brauset die Masse stromab, wenn der Waghals, welcher sie in Bewegung brachte, nur erst wenige Fuß emporgezogen worden ist. Das Geräusch ist betäubend; die mächtigen Blöcke reiben sich an einander und wirbeln umher, als wären sie leichte Strohhalme; die Leute am Ufer aber jubeln, daß ihr Werk ihnen so vortrefflich gelungen ist.

Die Fahrzeuge, mit welchen die Waldleute stromab fahren, um die Blöcke an den „Boom“ zu bringen, heißen Wanguns, nach einem indianischen Worte, das Lockspeise der Erfrischung bedeutet, und für ein mit Lebensmitteln und Vorräthen benutztes Boot gebraucht wird. Mit „Running the Wangun“ bezeichnet man das Hinabschaffen dieser „Bateaux“ auf dem Strome von Haltort zu Haltort, namentlich in schnellströmendem Wasser. Dazu ist ein sehr erfahrener „Wassermann“ nöthig, der sich auf das „Swampen“ des Wangun wohl versteht. Manchmal geht das Schiff mit Mann und Maus zu Grunde.

Endlich, nach allen diesen Mühen, Fährlichkeiten und Beschwerden gelangen die Blöcke an ihren Bestimmungsort, das ist an den „Boom“ oder sogenannten Hafenbaum; wir wollen denselben als Aufnahmebecken bezeichnen. Am Penobscot nimmt dasselbe eine beträchtliche Strecke zwischen sehr günstig gelegenen Inseln ein, wo von einem Eilande zum andern allerlei zweckmäßige Wasserbauten angebracht worden sind, welche quer über den Strom reichen. So geht kein einziger Block verloren. Aehnliche Vorkehrungen sind auch am St. Croix getroffen worden. Am Penobscot reicht der Boom zwei Meilen aufwärts; am obern Ende ist ein quer und schräg übergelegter Baum ange-

bracht, damit die herabschwimmenden Blöcke gehörig an Ort und Stelle kommen.

Die Boom-Corporation am Penobscot hat ihre Verordnungen von der Staatsgesetzgebung erhalten und steht unter amtlicher Ueberwachung. Das ihr bewilligte Gebiet umfaßt eine sechs Meilen lange Abtheilung des Stroms. Der Beauftragte muß auf alle ankommenden Blöcke Acht geben und die Compagnie ist verantwortlich. Der Boom-Meister flößt mit seinen Leuten die Blöcke, welche einem besondern Individuum oder einer Gesellschaft gehören, in besonderen Abtheilungen; er erkennt sie an den verschiedenen Zeichen, welche in die einzelnen Blöcke als Marken gehauen sind. Jeder Block, der ohne Zeichen ankommt, wird Eigenthum des Boom-Meisters.

Soviel von den Waldmännern in Maine und ihren Beschäftigungen.

Für den Staat Maine ist der Holzhandel von großer Bedeutung; er hauptsächlich beschäftigt die Rhederei der dreizehn Hafenplätze, welche alljährlich eine ungeheure Menge von Brettern und Blöcken ausführen. Am Penobscot ist Bangor der wichtigste Platz. Wie erheblich für denselben der Handel mit Holz ist, ergiebt sich aus folgenden Zahlen. Im Jahre 1849 wurden dort 160,418,808 Fuß gemessen; allein nach Californien gingen in jenem Jahre 38 Schiffe mit 5,043,819 Fuß Bauholz ab. So zimmert man am Gestade des großen Weltmeeres Häuser aus Tannenholz, das tief im Inlande in den Gestaden von Maine wächst!

6. Die ersten Jahrzehnte der Stadt Louisville in Kentucky.

Wir haben gesehen, wie sich in unsern Tagen ein Staat rasch zur Blüthe emporgehoben, und in wie prosaischer Weise ein solcher heranwächst. Die große Union ist so mächtig, daß die Staatenbildung einen im Allgemeinen regelmäßigen Gang nehmen kann. Aber im letzten Drittel des vorigen Jahrhun-

bereits hatte das Land am Mississippi und am Ohio noch eine romantische Zeit, wie sich aus den nachfolgenden Schilderungen ergeben wird.

Bei uns in der alten Welt sind manche Städte Jahrtausende alt, seit Jahrhunderten sind nur wenig neue Ortschaften entstanden und das Aufblühen ging nur allmälig von Statten. In Amerika dagegen ist Alles noch jung, wenigstens insofern als weiße Menschen dabei betheiligt sind; kaum sind vierthalbhundert Jahre verflossen, seit Columbus dieses „westliche Indien" entdeckte. Vor nun hundert Jahren zählte das Gebiet, welches jetzt die Vereinigten Staaten einnehmen, wenig mehr als eine Million Bewohner; jetzt leben dort nahe an fünf und zwanzig Millionen. Wenn der atlantische Küstensaum sich rasch entwickelt hat, so ist im letztverflossenen halben Jahrhundert der Westen nicht weniger schnell emporgekommen. Von einem solchen Gedeihen giebt es anderwärts kein Beispiel. Wir wollen hier erzählen, wie aus schwachen Anfängen sich eine Stadt emporarbeitete, welche einst im Westen eine große Rolle spielen wird und schon jetzt für ein Hauptquartier unserer deutschen Landsleute gilt, deren nahe an zwanzig Tausend in derselben leben.

Wir meinen Louisville in Kentucky. Die Stadt liegt am südlichen Ufer des Ohio, da wo der Fluß Stromschnellen bildet, in 38° 3′ nördlicher Breite und 85° 30′ westlicher Länge von Greenwich. Die Lage ist ganz vortrefflich; dort ist ein natürlicher Anhalte- und Hafenplatz; auf zwei Stunden Weges bildet der Fluß zu Berg eine breite herrliche Fläche mit stillem Wasser, in welches einige kleinere Flüsse sich ergießen, die hier geräumige Buchten und gute Ankerplätze für Barken, Kielboote und Flachboote bilden, die hier weder vom Winde noch vom Eisgang irgend etwas zu besorgen haben. Zu beiden Seiten der Stromschnellen, welche man sich nicht etwa als einen Wasserfall denken muß, — denn sie werden durch eine unter dem Wasser quer über den Fluß ziehende Kalksteinbank gebildet, —

liegt weite fruchtbare Ebene, und dieses bildet den sogenannten Garten von Kentucky.

Hoch oben am Ohio hatten die Engländer da, wo jetzt Pittsburg liegt, das Fort Pitt gegründet; von dort kamen zuerst 1770 Soldaten flußabwärts bis zu diesen „Fällen"; doch weiß man darüber nichts Näheres, wohl aber, daß 1773 aus Virginien ein Capitain, Thomas Bullit, in dem damaligen Territorium Kentucky erschien, um Vermessungen vorzunehmen. Die Vortheile, welche Land und Wasser an den Stromschnellen darboten, entgingen ihm nicht, und er würde dort eine Niederlassung gegründet haben, wenn er nicht plötzlich Todes verblichen wäre. Ein Theil der Ländereien war schon vor seiner Ankunft als Vergütung für geleistete Kriegsdienste an andere Männer vergeben, aber noch nicht in Besitz genommen worden; bis 1778 durchstreiften nur einzelne Jäger und Handelsleute jene Gegend, dann aber wurde ein Versuch zur Gründung einer Niederlassung gemacht. Ein in der Geschichte der Abenteuer im Westen wohlbekannter Mann, Oberst Georg Rogers Clark, tritt auf den Schauplatz. Er stammte aus dem Albemarlebezirk in Virginien, war, wie Washington, anfangs Feldmesser und ein Mann von ungewöhnlicher Klugheit. Schon 1772 hatte er einmal Kentucky besucht, 1774 in dem bekannten Lord Dunmores-Krieg Dienste gethan und war als Major nach Virginien zurückgegangen. Kentucky hatte ihm wohlgefallen; er wollte sich in diesem neuen Lande ansiedeln, welches damals einen Zubehör des virginischen Bezirks Fincastle bildete, doch ohne daß die in Kentucky lebenden Weißen auf Schutz und Unterstützung von Seiten des Staates hätten rechnen können. Nicht einmal Pulver wollten die Virginier den Ansiedlern geben, und erst nachdem Clark vielfach gedroht hatte, erhielt er etwas. Sie wollten Kentucky nicht zugestehen, daß das Land einen besondern Bezirk bilde; aber auch das wurde am Ende durchgesetzt. Während des Unabhängigkeitskrieges leistete dieser Mann erhebliche Dienste

gegen die Engländer; vom Fort Pitt schiffte er den Ohio bis zu den Stromschnellen hinab, nahm dort von Corn=Island, dem heutigen Louisville gegenüber, Besitz und legte ein Fort an, in welchem dreizehn Familien Schutz fanden. Diese Leute waren ganz allein mitten in Feindes Lande; die nächstwohnenden Weißen mochten wohl vierhundert englische Meilen weit entfernt sein; die Indianer lagen stets auf der Lauer, um den Eindringlingen, welche ihnen ihr Jagdgebiet verkümmern wollten, das Lebenslicht auszublasen. Nichtsdestoweniger gingen diese Kentucky=Schanzgräber an's Werk und brachen den Acker um. In der einen Hand hielten sie die Büchse, in der andern Hacke und Pflug, säeten, pflanzten und brachten eine Maiserndte ein; daher der Name Corn=Island. Man kennt nicht einmal ihre Namen; man weiß nur, daß Capitain James Patton der erste war, der ein Boot durch die Stromschnellen lootsete, und von den ersten Ansiedlern der Stadt weiß man nur die Namen von Vieren.

Die Ansiedler auf der Korninsel sahen sich vorzugsweise auf den Ertrag ihrer Gewehre angewiesen, denn bei der Feindseligkeit der Indianer stand die Erndte immer in Gefahr. Glücklicherweise war Wild in Menge vorhanden; aber bald fühlte man, wie unbequem es sich auf dieser Insel lebte, da man am Ufer und in den Wäldern jagen und die Beute allemal über das Wasser schaffen mußte. Deswegen baueten im Herbst 1778 oder im Frühjahr 1779 die Ansiedler am östlichen Ufer des Flusses ein kleines Fort. Das war der Anbeginn der Stadt Louisville.

In jenem Jahre kehrte auch schon der Luxus ein. Man hatte ein kleines Stück Acker mit Weizen bestellt, der vortrefflich gedieh. Er wurde auf einer einfachen Handmühle gemahlen, und da glücklicherweise die Mutter eines der Ansiedler ein Gazetuch besaß, so konnte man das Mehl durchbeuteln und Kuchen backen, der durch reichliche Zuthat von Waschbärenfett

äußerst schmackhaft wurde! Die Frauen hatten damals beschwerliche Obliegenheiten und durften keinen Augenblick müssig sein. Sie mußten melken, kochen, den Flachs zubereiten, spinnen, weben, Kleider für sich selbst und für die Männer verfertigen. Diese gingen auf die Jagd und schafften die Beute heim; pflügten, säeten, erndteten, dreheten die Handmühle oder stampften das Getreide in einem Mörser, wobei auch die Frau mithalf, wenn anders ihre Zeit es erlaubte; der Mann hatte außerdem die Indianer abzuwehren, mußte die Hütte im Stande halten und am Fort bauen helfen. Von auswärts durch den Handel kamen noch keine Vorräthe; der Ansiedler mußte Alles selbst beschaffen. Man hatte fast nur hölzerne Geschirre, und Zinnteller oder Näpfe waren so selten wie eiserne Gabeln. Jeder Jäger führte sein Messer bei sich; oft mußte die ganze übrige Familie sich mit einem einzigen Messer behelfen. Tische und Stühle waren von der einfachsten Art; der Familienvater hatte sie mit der Axt zurechtgehauen, und nicht minder einfach war auch die Bettstelle.

Aber die Speisen waren kräftig und nahrhaft; man hatte die fetteste Milch, saubere Butter, saftiges Fleisch, und wer in die Hütte trat, wurde gastlich bewirthet. Pelzwerk gab es in Hülle und Fülle; aber außer einigem entwertheten Papier hatte man kein Geld im Lande; ein Biberfell wurde in diesem Courant mit fünfhundert Dollars berechnet.

Das Fort bestand aus Hütten, Blockhäusern und Pfahlwerk; eine Reihe der ersteren bildete die eine Seite des Festungswerkes. Die Mauern an der Außenseite waren zehn bis zwölf Fuß hoch, das Dach fiel nach Innen zu ab. Die Blockhäuser standen da, wo das Fort Winkel bildete, so daß man von ihnen aus die ganze Mauer bestreichen konnte; diese war kugelfest. Bei alledem ist wohl in Obacht zu nehmen, daß eine solche Festung auch nicht einen einzigen Nagel hatte, überhaupt war

kein Stückchen Eisen daran, denn wo sollte man dergleichen hernehmen?

Bei Hochzeiten ging es lustig her, und ein Hausstand für das junge Paar ließ sich bald herrichten. Man suchte irgend einen passenden Fleck Land aus, und die Nachbarn verabredeten einen Tag, an welchem sie gemeinschaftlich den Neuvermählten ein Haus bauen wollten. Einige hieben Bäume um und zertheilten die Stämme; Andere schleppten diese letzteren an Ort und Stelle, wo sie zurecht gelegt wurden, während einige im Zimmerhandwerk Erfahrene Bretter und Schindeln hieben, denn ein Dach mußte das Haus doch haben. Manchmal war am Abend des ersten Tages der Palast nahezu vollendet, jedenfalls wurde am zweiten Tage gerichtet und am Abend stand das Ganze fertig da. Am dritten Tage machte man Tische, Stühle, Bettstellen, und dann war die Zeit das „Haus zu wärmen", d. h. man tanzte darin die ganze Nacht. Am vierten Tage hielt das Paar seinen Einzug. Ganz dicht mochte freilich solch eine Wohnung nicht sein; glücklicherweise war aber an Holz zur Feuerung kein Mangel, und so konnte man den harten Winter von 1779 auf 1780 in Kentucky wohl ertragen. Damals erfror das Wild im Forst. Und gerade in jenem strengen Winter waren viele Familien unterwegs, welche sich in dem neuen Lande ansiedeln wollten; und als die Flüsse ihre Eisdecke verloren hatten, kamen binnen wenigen Wochen wohl an 300 Boote mit Einwanderern den Ohio hinab, um sich unter dem Schutz des Forts anzusiedeln.

Im Mai des Jahres 1780 ging in der Gesetzgebung von Virginien eine Acte durch „zur Gründung der Ortschaft Louisville an den Fällen des Ohio". Nun wurde der Stadtplan entworfen; demzufolge sollten öffentliche Plätze und schattige Spaziergänge innerhalb der Ortschaft bleiben, und hätte man sich nach dem Plan gerichtet, so wäre Louisville jetzt vielleicht

die hübscheste Stadt in Amerika; aber die Geldgier der Bauspeculanten nahm auf das Schöne keine Rücksicht.

Jetzt gilt Louisville mit vollem Recht für eine sehr gesunde Stadt; während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens war sie jedoch das Gegentheil. Damals befanden sich in der Stadt selbst viele Teiche und stehende Sümpfe, welche schädliche Dünste aushauchten, besonders nachdem man die schattenspendenden Bäume niedergehauen hatte. Es galt damals für so ungesund, wie heute Neu-Orleans im Sommer oder wie die Westküste von Afrika; man nannte es nur den Kirchhof am Ohio. Da wo nun ausgedehnte Stadttheile ganz mit Häusern und Gärten bedeckt sind, lag Sumpf neben Sumpf, und eine Karte der Stadt glich noch vor dreißig Jahren einer Karte mit einem Archipelagus. Aber 1805 machte man mit dem Austrocknen der Sümpfe den Anfang, fuhr 1822 und 1823 damit fort, und als die schmutzigen Lachen entfernt waren, verschwanden auch die todbringenden Fieber.

Im Jahre 1780, als, wie bemerkt, die Stadt gegründet wurde, kamen unter den Ansiedlern auch mehrere gebildete und wohlhabende Leute aus den atlantischen Staaten, um sich in dem „wilden Westlande“ niederzulassen. Doch waren nicht alle Ankömmlinge so willkommene und nützliche Bürger. Schutz gegen die Indianer hatte man hinlänglich, seit 150 Mann Soldaten unter Oberst Slaughter nach Louisville verlegt worden waren; aber gerade nun wurden die Ansiedler sorgloser und deshalb oft von den Indianern überrascht. Ihnen gehörte nämlich zu jener Zeit noch alles Land auf dem rechten Ufer des Ohio; dieser Fluß schied Freund und Feind. Nichts war für den rothen Mann leichter, als nach Kentucky hinüberzukommen, denn unbemerkt schlich er sich bis an sein Ufer und setzte bei nächtlicher Weile über das Wasser, wo er wollte, überfiel eine Ansiedelung und war vor Tagesanbruch schon wieder innerhalb seiner eigenen Grenzmarken, wohin man ihn nicht verfolgen

konnte. Es darf somit gar nicht Wunder nehmen, daß Soldaten ganz in der Nähe des Forts von den Indianern erschossen wurden, daß diese Gefangene wegschleppten und Pferde stahlen. Begreiflicherweise übten die Weißen das Vergeltungsrecht aus.

So hat auch Louisville viele romantische Erinnerungen, und die Kinder und Enkel der ersten Ansiedler besitzen einen nicht geringen Familienschatz an solchen, die reichlich so interessant sind wie die mittelalterlichen Erzählungen und Sagen vom Raubadel, der zecht, mordet, auf der Landstraße stiehlt und männiglich koset. Die Vorfahren der Kentuckyer sind zum größten Theil respectablere Leute, als jene Stegreifritter der europäischen Vorzeit; jedenfalls sind sie nicht minder tapfer und unerschrocken. Hier ein Beispiel. Vier Knaben — zwei Brüder Linn, Wells und Brashears — gehen auf die Jagd an einem Sumpfe, der etwa zwei Wegstunden südwestlich von Louisville lag. Das Glück ist ihnen günstig und sie schießen unter andern auch einen jungen Bären. Sie legen ihre Gewehre einen Augenblick ab, weil sie den Bären dem ältern Linn fest auf die Schultern binden wollen. Da werden sie plötzlich von Indianern überfallen, auf die andere Seite des Ohio geschleppt und in ein Indianerdorf am Whiteriver gebracht, wo sie mehrere Monate in Gefangenschaft blieben. Einer der Knaben wurde in ein anderes Dorf geführt; die drei, welche zurückblieben, faßten im Herbst den Entschluß zur Flucht. Bei nächtlicher Weile stehen sie vom Lager auf, versetzen der alten Indianerin, in deren Hütte sie wohnten, einige Schläge mit einer kleinen Axt, um sie zu betäuben, eilen dann aus dem Wigwam und brechen gen Louisville auf. Gegen Tagesanbruch suchten sie Schutz in einem hohlen Baum, in dessen Nähe mehrfach Indianer vorübergingen. Am Abend setzten sie auf gut Glück ihre Wanderung fort; die Richtung nahmen sie an den Sternen ab. Nach einiger Zeit, während welcher sie sich von dem genährt hatten, was der Wald darbot, gelangten sie an den Fluß auf der Stelle, wo

jetzt Jeffersonville liegt; dort riefen und schrieen sie, um den Weißen auf dem andern Ufer dadurch ein Zeichen zu geben. Aber Niemand hörte sie. Und doch war keine Zeit zu verlieren; die Indianer waren ihnen auf den Fersen, und wurden die Knaben eingefangen, so war es um ihr Leben geschehen. Da zwei von ihnen nicht schwimmen konnten, so wurde in aller Eile eine Art von Floß aus allerhand Treibholz, das man am Ufer fand, vermittels der im Walde abgebrochenen Weinreben zusammengebunden. Die zwei, welche nicht schwimmen konnten, setzten sich auf das Floß; Brashears aber sprang in's Wasser, schwamm mit der einen Hand und gab mit der andern dem gebrechlichen Fahrzeuge die Richtung. Bevor dasselbe auf dem andern Ufer anlangte, wollte es sinken, und die beiden Knaben wären verloren gewesen, wenn nicht eben noch, als es schon die allerhöchste Zeit war, ein Boot gekommen wäre.

Im Mai des Jahres 1780 wurde der bisherige Bezirk (County) Kentucky nun in drei Bezirke getheilt; so verordnete die Gesetzgebung von Virginien. Im folgenden Jahre erhielt Clark seine Bestallung als Brigadier-General und ließ eine Art von Rudergaleere zimmern, die aber keine erheblichen Dienste gegen die Indianer geleistet hat. Viel größere Aufmerksamkeit erregte zu jener Zeit ein anderer Umstand. Es kam nämlich in das Land Kentucky, wo es an jungen heirathsfähigen Männern keineswegs fehlte, eine ganze Schaar junger Mädchen eingewandert. Darob ist denn großer Jubel gewesen.

An den Stromschnellen baute man ein neues Fort, gegenwärtig weiß aber Niemand mehr, auf welchem Platze dasselbe stand; es war keinen Falls so bedeutend als Fort Nelson, welches 1782 von den Truppen und der Miliz errichtet wurde; dieses lag mitten in der heutigen Stadt, zwischen der sechsten und achten Straße, war mit einem zehn Fuß tiefen Graben umzogen, hatte Pfahl- und Brustwerk und mehrere Sechspfünder. Das Jahr war für die Ansiedler in Kentucky sehr verhängniß-

voll, nicht sowohl für jene an den Fällen, welche unter dem Schutze des Forts wohnten, sondern für die im Lande zerstreuten Ansiedler. An der Spitze der Indianer standen kriegserfahrene weiße Landläufer, wie Mackee und Girty, und Clark sah sich genöthigt, eine Streitmacht von mehr als tausend Mann gegen sie aufzubieten.

In jene Zeit fällt der Anfang einer Art von Verkehr zwischen den Ansiedelungen am Ohio und Neu-Orleans. Zwei Franzosen, Tardiveau und Honoré, von welchen der letztere noch vor ein paar Jahren in Louisville am Leben war, machten die Reise von Brownsville bis Neu-Orleans und später fuhren sie von Louisville nach den französischen und spanischen Plätzen am Mississippi. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß schon einige Jahre früher Oberst Richard Taylor nebst seinem Bruder Hancock Taylor von Pittsburg bis zur Mündung des Yazoo die Ströme befahren hatten; auch waren 1776 Gibson und Linn bis nach Neu-Orleans hinabgeschifft, um von dort nach Pittsburg Kriegsvorräthe für die Truppen zu holen; es gelang ihnen auch, 156 Faß Pulver zu bekommen, die im Herbst 1777 bei Louisville anlangten.

Nachdem einmal Bahn für den Verkehr mit dem Unterlande gebrochen war, gestaltete sich derselbe bald ziemlich regelmäßig, seit Barken den Strom zu befahren angefangen hatten. Das Schiffsvolk auf denselben, die sogenannten Barkenmänner, waren eine merkwürdige Menschenklasse, die ein Vierteljahrhundert lang im Westen eine bedeutende Rolle spielte und viel von sich reden machte. Auch sie charakterisiren das Mittelalter im Stromgebiete des Mississippi, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen. Sie waren ein Menschenschlag, der keine Furcht kannte, roh, gewaltthätig, ausschweifend, aber ehrlich gegen die Kaufleute, welche ihnen Güter anvertrauten. Ihr Beruf war mit den größten Gefahren verbunden; denn nicht nur hatten sie sich der Indianer zu erwehren, sondern

auch völlig organisirter Räuberbanden, welche am Strom ihr Unwesen trieben und die Ladungen der Schiffe als gute Beute ansahen. Dazu kam, daß die spanische Regierung den Amerikanern die Beschiffung des untern Mississippi verboten hatte. So mußte der Boot= und Barkenmann immer auf seiner Hut sein und durfte die Waffe niemals ablegen; tagtäglich schlug er sein Leben in die Schanze; deshalb wollte er es auch in seiner Weise in vollen Zügen genießen. Man erzählt im Westen noch jetzt hunderte der interessantesten Abenteuer aus jener Zeit, die unglaublich klingen und doch buchstäblich wahr sind.

Audubon, der „Mann der Wälder und Savannen", der die Barkenleute sehr wohl kannte und genau beobachtete, hat eine anziehende Schilderung derselben entworfen. Er zeigt, mit wie vielen Schwierigkeiten die Bergfahrt verbunden war. Ein Boot, das am 1. März Neu=Orleans verließ, erreichte oft nicht vor dem Juli die Stromschnellen des Ohio und manchmal gar erst im October. Und nach so unsäglichen Mühen, Beschwerden und Gefahren hatte es dann nur so und so viel Sack Kaffee und höchstens einhundert Faß Zucker am Bord. Das dauerte so bis etwa 1808; die Zahl der Barken überstieg 25 oder 30 nicht und die größte hielt nicht über einhundert Tonnen Last. Eine Barke, welche binnen drei Monaten von Neu=Orleans bis Louisville hinauffuhr, hatte das Ungewöhnliche geleistet und man sprach lange davon.

Zu den gefährlichsten Feinden der Barkenmänner gehörten namentlich die schon erwähnten Räuberbanden, die sogenannten Boatwreckers. Das Land an beiden Ufern des Ohio von Louisville bis zur Mündung war eine damals noch völlig unangebaute Einöde. Auf der rechten Seite des Flusses vom Fort Massac bis zum Mississippi hausten jene Banditen; es gab unter ihnen wundersame Charaktere, die sich um Leib und Leben wenig kümmerten und heitern Muthes wilde und gefährliche Abenteuer aufsuchten und bestanden. Im Allgemeinen waren sie Räuber

der verworfensten Art, es war gar nichts vom Gentleman in ihnen. Am liebsten lockten sie die Mannschaft eines vorüberfahrenden „Broad=Horn“ an's Land, um mit derselben Karten zu spielen. Die Bootsleute waren dem Kartenspiel mit Leidenschaft ergeben und wurden fast allemal von den Boatwreckers unbarmherzig betrogen. Gelang aber wider Vermuthen ein beabsichtigter Betrug dieser Art nicht, so lootseten sie wohl das Boot nach gefährlichen Stellen, oder gaben dem Steuermann vom Ufer ab Winke und Fingerzeige, welche eine falsche Richtung andeuteten; das Schiff lief dann gegen verdeckte Baumstämme oder auf Sandbänke. Hüteten sich die Barkenleute auch davor, dann suchten die Räuber sich bei Nacht und Nebel dem Fahrzeuge zu nähern und bohrten es an oder zogen den Werg heraus, damit es voll Wasser lief. Kam es dann zum Sinken, so ruderten sie mit ihren Nachen heran und halfen eifrig die Ladung in Sicherheit zu bringen, nämlich für sich selbst, denn sie steuerten in die nur ihnen bekannten Bäche hinein, die tief in das bewaldete Land führten, und ließen nichts wieder von sich sehen.

Der berüchtigtste unter diesen Boatwreckers war ein Oberst Flüger aus Neu=Hampshire, dem Namen nach zu schließen von deutscher Abkunft, welcher er freilich keine Ehre machte; im Westen nannte man ihn gewöhnlich Colonel Plug. Dieser Biedermann war längere Zeit Hauptmann und Anführer der Räuberbande, welche sich in der Nähe der Mündung des Cash Creek festgesetzt hatte. Er besaß Schlüssel zu allen Lagerhäusern zwischen jenem Punkte und Louisville und hat nicht selten Gebrauch von ihnen gemacht. Seine Ehehälfte hatte den Spitznamen Pluggy, war aber leider in ihrer Treue nicht standhaft, und Flüger hatte sie im Verdacht, daß sie gegen seinen Lieutenant mit Gunstbezeugungen nicht gerade spröde sei. Besagter Lieutenant war dem Volk als Neunauge (Nine=Eyes) bekannt. Zwischen beiden entspann sich folgendes Gespräch:

„Verdammt sei Deine Seele! Glaubst Du, daß ich so eine geheime Liebschaft (candlestick ammer statt clandestine amour) so hingehen lasse? By gosh, ich will es Dir einträuken, oder Du sollst es mir einträuken!"

So sprach der würdige Oberst, und Neunauge entgegnete: „Ich bin mit Allem zufrieden." Beide griffen nun zu ihren Büchsen und maßen nach allen Regeln des Zweikampfes die Entfernung ab. Dann schossen sie einer dem andern eine Kugel in's Bein, und erklärten nun, daß Genugthuung geleistet worden sei.

„You are al grit!" sprach Oberst Plug, und Nine-Eyes entgegnete: „And you waded in like a raal Kaintuck."

Jetzt wurde des Obersten Sohn und Erbe, über dessen Abkunft von väterlicher Seite Flüger einige bescheidene Zweifel hegte, herbeigerufen und mußte eine Flasche mit Branntwein Mitte Wegs zwischen beide Kämpen stellen. Bis zu dieser Stelle hinkten sie einander entgegen, umarmten sich über der Branntweinflasche und schworen einander zu, sie seien doch zu gute Freunde, als daß ein bischen kaltes Blei sie zu Feinden machen solle. Ohnehin war ja durch den Zweikampf Pluggy's Ehre und Unbescholtenheit über allen Zweifel hergestellt.

Wir müssen leider gestehen, daß das rohe und rauhe Volk der Barkenleute einen so großartigen und chevaleresken Gentleman, wie Colonel Plug, mehr als einmal äußerst unsanft behandelte. Die würdigen Gefährten des Obersten hatten einst einem „Broadhorn" aus Louisville übel mitgespielt, die Barkenleute wollten aber diese Beraubung nicht ruhig dulden, sondern sich im nächsten Jahre rächen und entschädigen. Und das geschah. Als die Barke während der nächsten Fahrt in den Bereich von Colonel Plug's Herrschaft kam, verließen einige von der Mannschaft das Boot und gingen am Ufer voraus bis zum Landungsplatz, doch so, daß sie von Niemand gesehen wurden. Das Boot selbst mit seiner nur schwachen Bemannung

lief ruhig zum Landungsplatz, wo die Barkenleute von Plug's Bande äußerst freundlich empfangen und zu einem Spielchen eingeladen wurden. Sie setzten sich nieder und zogen ihr Geld hervor. Da ertönte Colonel Plug's Signalpfeife, sie gab seinen Leuten das Zeichen zum Ueberfall. Aber auch die versteckten Barkenmänner wußten, was der Pfiff zu bedeuten hatte, kamen den ihrigen zu Hülfe, und so entstand ein Kampf, der nicht lange dauerte. Drei von Plug's Bande wurden kurz und gut in den Strom geworfen, während die übrigen flohen und ihren tapfern, Widerstand leistenden Anführer im Stiche ließen. Aber was half ihm sein Muth? Die rohen Bootsleute entkleideten ihn bis auf die Haut, banden ihn an einen Baum, nahmen rechtschaffen derbe Ochsenziemer und peitschten ihn unbarmherzig so lange, bis er keinen heilen Fleck mehr am Leibe hatte. So ließen sie ihn blutig am Baume, und er blieb angebunden, bis Pluggy ihn erlöste.

Der biedere Oberst hat es dann nicht lange mehr gemacht. Er starb in seinem Beruf. Einst war eine Barke angelangt und die Bemannung derselben auf eine Weile an's Land gegangen. Da fuhr Flüger in seinem Nachen an das Boot, um den Werg aus den Fugen zu ziehen und es anzubohren. Das Boot begann zu sinken, es sank sehr rasch, eben erhob sich ein Sturm, Colonel Plug sank mit und wurde nicht mehr gesehen.

Unter den Bootsleuten erscheint als der bei weitem berühmteste Michael Fink, ein Deutscher aus dem Alleghany-Bezirk in Pennsylvanien. Er ist gleichsam der Herkules des Ohio und Mississippi, an den sich schon ein ganzer Sagenkreis knüpft. Er hat leibhaftig gelebt und noch haben viele die Augen offen, welche ihn persönlich gekannt; im Westen wird aber so Wundersames von ihm erzählt, daß Manche ihn für eine fabelhafte Person halten.

Schon in früher Jugend diente Michael, oder wie man im Westen sagt, Mike Fink als Späher gegen die Indianer

und leistete als solcher erhebliche Dienste. Später ging er auf das Boot und zeichnete sich bald in einer andern Weise aus. Die Bootsleute bliesen gern auf dem Waldhorn, und Michael konnte mit dem Munde alle Töne des Hornes nachahmen. Als er in Neu-Orleans die Leute französisch sprechen hörte und sah, daß sie alle Tage „Sonntagskleider" trugen, fand er sich in eine ganz neue, für ihn wunderbare Welt versetzt. Bald schwang er sich zur Berühmtheit empor, denn schon war am Ohio und Mississippi kein besserer Schütz als Mike Fink, und wenn irgendwo ein Freischießen anberaumt war, und Fink erschien, so erhielt er ohne Weiteres den fünften Theil vom Preisochsen, nämlich Haut und Fett, ohne daß er nur ein Gewehr abzufeuern brauchte. Da er sich allemal freigebig zeigte und Anderen reichlich einschenken ließ, so gönnte Jeder ihm gern seinen Gewinn und über seine „Streiche" lachte man von Pennsylvanien bis Louisiana. Als er einst den Ohio hinabfuhr, sah er am Ufer eine Heerde Schafe weiden. Ihm fehlte es gerade am frischen Fleisch und Geld wollte er dafür nicht ausgeben. Bald wußte er Rath, nahm spanischen Schnupftabak, ließ sich an's Ufer setzen und rieb einem halben Dutzend Schafen den Tabak in die Nasen. Das Schnucken und Prusten der Thiere wollte nun kein Ende nehmen. Mike Fink schickte in aller Eile einen von seinen Leuten zum Besitzer der Heerde und ließ diesen herbeiholen. Er erzählte, daß weit und breit unter den Schafen eine Krankheit, und zwar die sogenannte schwarze Seuche, ausgebrochen sei, und daß ihm, Fink, es ganz den Anschein habe, als sei dieselbe auch in dieser Heerde. Dafür sprach allerdings der Augenschein. Am Ende ließ sich Fink erweichen, die angeblich kranken Thiere niederzuschießen und warf sie in's Wasser, wo sie von einem seiner Leute aufgefischt wurden und ein leckeres Mahl abgaben.

Dergleichen Eulenspiegelstreiche Fink's erzählt man sich im Westen mit großem Behagen und jedes Kind kennt sie. Eine andere

Geschichte ist auch nicht löblich. Am Ufer des Mississippi stand ein Neger und sah das Boot vorübergleiten. Die Afrikaner haben bekanntlich zumeist weit nach hinten hinausstehende Hacken am Fuße, der so etwas affenartig wird. Mike fand dergleichen an einem Menschen ganz unsymmetrisch, beschloß dem Uebel abzuhelfen, nahm flugs sein Gewehr und schoß dem Schwarzen den Hacken weg. Der Neger schrie ganz entsetzlich. Fink wurde wegen dieses „Streiches", wie er sich ausdrückt, in Saint Louis vor Gericht gestellt und verurtheilt, man weiß aber nicht, ob eine Strafe an ihm vollzogen worden ist. In der Registratur des Gerichts zu Saint Louis befinden sich die Akten; Fink vertheidigte sich damit, daß er sagte: „der Bursch konnte ja nicht einmal einen anständigen Stiefel über seinen Fuß ziehen, und man mußte es so machen, daß es ihm möglich wurde!"

Einst sah er im Walde, daß ein Indianer auf einen Hirsch angeschlagen hatte, wartete bis der Schuß fiel, drückte in demselben Augenblick sein Gewehr ab, erschoß den rothen Mann, lud den Hirsch auf und hatte nun, wie er sich nachher rühmte, zwei Vögel mit einem Steine getödtet. Auch mit anderer Leute Eigenthum scheint er es in seiner „scherzhaften" Weise nicht allemal genau genommen zu haben. Aber die Gerichte konnten ihn nicht zum Verhör bringen, bis er endlich in Louisville selbst einwilligte sich zu stellen. Man hatte nämlich einen Preis für den ausgeschrieben, welcher ihn zur Haft liefern würde. In Louisville nun traf Fink einen alten Bekannten, der Constabler geworden war und den berühmten Mann mit vollem Rechte für äußerst gefällig und gutmüthig hielt. Er stellte ihm vor, daß der ausgesetzte Preis einen armen Familienvater aus aller Verlegenheit helfen könne und daß ein Herr, wie Fink, doch am Ende auch wohl Mittel und Wege finden werde, dem Gefängniß den Rücken zu kehren. Mike willigte ein; doch nur unter der Bedingung, daß er bei seinen Leuten und in seinem Schiffe bleibe. Wenn man ihn in seine Zölle setze, so habe

er nichts dagegen, vor Gericht gestellt zu werden. Somit richtete man einen großen Wagen her, auf welchem die Jölle Platz fand, und spannte Ochsen vor, um den Angeklagten nach dem Gerichtsgebäude zu fahren. Der Weg war damals noch nicht gepflastert und die Auffahrt steil. Von der Jölle aus halfen Finks Leute den Ochsen, sie schoben den Wagen vermittelst ihrer dicken Bootsstangen mit hinauf; aber Mike machte sich das Vergnügen, dreimal ein Zurück zu befehlen und der Wagen sammt den Ochsen rollte wieder bis an's Ufer. Endlich war es ihm genehm, in seiner Jölle vor Gericht zu erscheinen, das ihn aus Mangel an hinlänglichen Beweisen laufen ließ. Anderweitig wurde er auch wohl verurtheilt, es fand sich aber Niemand, um den Ausspruch der Gerichte Kraft zu geben und es mit Finks Bootsleuten aufzunehmen.

Als die Dampfboote auf dem Mississippi erschienen, war es mit den Barkenmännern vorbei. So verließ auch Michael Fink die Störme und schloß sich mit seinen Busenfreunden Carpenter und Talbot einer Trappergesellschaft in Missouri an. Mit dieser zog er an die Mündung der Yellowstone, wo sie ein Fort baueten. Fink erzürnte sich damals mit seinen Freunden wegen einer Indianerin, doch wurde der Zwist ausgeglichen. Aber Mike trug es dem Carpenter nach, der übrigens ein eben so guter Schütz war, als er selbst. Sie pflegten zur Ergötzlichkeit einer dem andern eine mit Branntwein gefüllte Schaale auf den Kopf zu stellen und diese auf siebenzig Schritt herunterzuschießen. Mike schoß dem Carpenter gerade vor den Kopf und rühmte sich später in berauschtem Zustande dieser That vor Talbot, der im Nu sein Pistol zog und dem Mörder eine Kugel ins Herz jagte. Vier Monate später war auch Talbot nicht mehr; er ertrank, und mit ihm war der letzte „Boatman" von der Erde verschwunden.

Man sieht, die erste Periode in der Geschichte der Stadt Louisville ist wesentlich romantisch, sie bleibt es auch noch längere

Zeit, obwohl der Frieden mit England längst abgeschlossen war. Allmälig wuchs nun die Zahl der Einwanderer in Kentucky; man dachte an behaglichere Einrichtung der Wohnungen, gründete auch schon einige Schulen, und bei Louisville wurde ein Acker nach dem andern mit Weizen bestellt. Das Jahr 1783 machte Epoche für die Stadt, denn bei den „Fällen" kam die erste Waarenladung direct aus Philadelphia an, und Daniel Broadhead eröffnete einen Kaufmannsladen. Jetzt konnten Frauen und Mädchen auch einmal modische Kleider tragen, Stoffe, welche nicht von ihnen selbst gesponnen und gewebt waren; ja bei Festlichkeiten trugen sie nun bunten Calico und Hornkämme. Damals erhielt man auch die ersten Glasfenster; bis zu jener Zeit war ein solcher Luxus in Louisville wie überhaupt im Lande Kentucky unbekannt gewesen. Ein Knabe, dessen Vater Brillen trug, sah eines Tages mit äußerster Verwunderung Glasscheiben an einem Hause, lief zu seiner Mutter und sprach: „M'a, da ist ein Haus, das hat Brillen auf."

Im Jahre 1784 ereignete sich für Louisville nichts von Bedeutung. In Danville wurde eine Convention abgehalten, welche in Erwägung zog, ob Kentucky nicht von Virginien sich abscheiden und einen eigenen Staat bilden solle. Man ließ aber die Sache noch einige Zeit beruhen. Eine Buchdruckerpresse gab es im Staate noch nicht; Neuigkeiten erfuhr man nur auf mündlichem Wege. Ein Reisender berichtet, daß 1784 Louisville 63 fertige Häuser hatte, 37 waren zum Theil fertig, 22 waren gerichtet aber noch nicht gedeckt, auch gab es schon über 100 Hütten, Cabins.

Im Januar 1786 erklärte Virginien, es sei mit der Unabhängigkeit Kentuckys einverstanden, falls der Congreß seine Genehmigung ertheile. Diese erfolgte 1791. Inzwischen hatte Clark die Schahni-Indianer zu Paaren zu treiben, und die Frage über freie Fahrt auf dem Mississippi regte die Gemüther im ganzen Westen nicht wenig auf. Spanien hatte

1781 erklärt, der Mississippi sei sein Eigenthum und vom Nordwesten Besitz ergriffen, suchte auch die Amerikaner nicht nur zu einer Verzichtleistung auf jedes Anrecht an den Mississippi zu bewegen, sondern auch zu jener auf einen Theil der Besitzungen im Westen. Es wurde dabei von Frankreich unterstützt. So lagen die Dinge bis 1785 und 1786, als ein spanischer Bevollmächtigter vor dem Congreß erschien. Jay, welcher die Unterhandlungen führte, war geneigt, das Anrecht der Amerikaner auf Beschiffung des Mississippi fallen zu lassen. Darüber entstand so große Aufregung im Westen, daß man im Ernst davon sprach, sich von der Union zu trennen, denn auf einen Antheil am Mississippi, in welchen der Ohio und alle anderen westlichen Gewässer fallen, konnte und wollte man nicht verzichten. Man belegte spanisches Eigenthum mit Beschlag, warb Soldaten an, traf noch sonst kriegerische Vorkehrungen, wollte überhaupt zwanzigtausend Mann ins Feld stellen, und drohte, im Nothfall sich den Engländern in die Arme zu werfen. Nach vielen Unruhen und Irrungen wurde dann 1795 ein Vertrag mit Spanien geschlossen, in welchem den Vereinigten Staaten das Recht zuerkannt wurde, den Mississippi zu befahren; auch durften die Amerikaner in Neu-Orleans eine Niederlage halten. Das letztere wurde jedoch vorerst nur auf drei Jahre bewilligt, doch sollte man im Fall der Aufkündigung an einem andern Platze unweit der Mississippimündung dasselbe Recht haben. Im Jahre 1802 entzog der spanische Intendant den Amerikanern das Niederlagsrecht, ohne ihnen einen andern Platz anzuweisen. Spanien hatte offenbar den Vertrag verletzt, und der Westen war darüber wieder in voller Gährung, die sich erst später legte, als Napoleon Louisiana an die Vereinigten Staaten abtrat.

Louisville hatte auch unter den Münzwirren, von welchen die Vereinigten Staaten heimgesucht wurden, viel zu leiden. Im October 1786 wurde der „Neger Tom, ein Sclave, Eigen-

thum des Robert Daniel, zum Tode verurtheilt, weil er zwei und drei Viertel Yards Cambric und etwas Band und Zwirn, Eigenthum des James Patton, gestohlen hatte." Der Werth der gestohlenen Sachen mochte damals wohl nicht ganz unerheblich erscheinen, denn es ist ein Inventarium vorhanden, daß in dem Nachlaß eines Verstorbenen ein Rock sammt Weste zu 250 Pfd. Sterl. taxirt wurde, ein alter blauer Rock zu 50 Pfund, ein Theil von einem alten Hemde 3 Pfund, ein Taschentuch 6 Pfund, 2 Buschel Salz 480 Pfund Sterl.; dieses zusammen also auf 789 Pfd. Sterl. abgeschätzt wurde. Damals wurde der Preis für eine Pinte Whiskey auf 30 Pfd. Sterl. gesetzlich festgestellt; ein Nachtlager kostete 6, ein Frühstück 12 Pfd. Sterling — Alles nach der damals schon sehr entwertheten Colonialmünze berechnet.

Im Jahre 1787 erschien die erste Zeitung in Kentucky, zu Lexington, wöchentlich einmal auf einem halben Bogen; 1788 wurde im Lande eine lateinische Schule eröffnet, ein Kalender gedruckt, der erste Tanzunterricht gegeben, Alles in Lexington, und 1789 wurde das erste Backsteinhaus in Louisville gebaut, um dieselbe Zeit, als der Stadtplan von Cincinnati ausgelegt wurde; 1796 wurde die erste Papiermühle in Kentucky in Betrieb gesetzt, und von 1797 sind einige statistische Angaben über Louisville vorhanden. Die Stadt zahlte damals 31 Pfd. 15 Schill. 6 Pence Eigenthumssteuer. Die Einwohner besaßen 50 Pferde, jedes zahlte 1 Sixpence; 65 Neger zu je 1 Schill.; 2 Billardtafeln, jede zu 20 Schill.; 5 Schenkgerechtigkeiten, zu je 6 P.; 5 Detailläden, je 10 Schill.; 80 Zehntpflichtige, jeder zu 3 Schilling. Doch kostete es dem Steuererheber nicht geringe Mühe, diese Taxen einzutreiben. Im Jahre 1809 betrug die Steuer schon 991 Dollars. Im Jahre 1797 wurden auch Piloten für die Stromschnellen ernannt; 1799 wurde Louisville zum Eingangshafen erhoben und erhielt ein Zollhaus.

Es ließ sich nun schon ganz gemächlich dort wohnen, die Umgegend war angebauet, Alles sah einigermaßen civilisirt aus. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts zählte der Ort achthundert Einwohner. 1830 war die Zahl auf 10,341, und 1850 auf 43,200 angewachsen. Gegenwärtig beträgt sie ungefähr Sechszigtausend.

7. Ein Blick auf Californien.

Wir wenden uns zu den Gestaden des Großen Weltmeeres, die in unseren Tagen von so großer Wichtigkeit geworden sind.

Californien bildet den ersten Kern zu einem angelsächsischen Reiche am großen Weltmeere, und offenbar ist diesem Lande eine große Zukunft beschieden. Seit dreihundert Jahren kennt man seine Gestade, vor etwa neunzig Jahren erhielt es die ersten weißen Ansiedler, aber erst vor kaum einem Jahrzehnt ist es für den Weltverkehr erschlossen worden.

Die Spanier kannten Ober-Californien seit 1542; Drake fuhr 1579 die Küste entlang; daß Drake's Port oder Drake's Bay gleichbedeutend sei mit der Bucht von San Francisco, ist eine Annahme, für welche kein stichhaltiger Grund vorliegt, und Kieperts Karte legt Drake's Bay (oder Jack's Harbour) mit Recht nordöstlich von der Punta de los Reyes. Jenes herrliche Wasserbecken blieb auch den Spaniern bis 1769 unbekannt, wie sie denn überhaupt einer so fernen Küste erst dann einige Aufmerksamkeit zuwandten, als die seefahrenden Völker Europa's anfingen, den stillen Ocean zu besuchen, von welchem die mißtrauische und nicht ohne Grund besorgte Politik des spanischen Hofes sie gern ausgeschlossen hätte. Ansons Fahrten und Unternehmungen hatten gezeigt, daß die Silbergalleonen im 18. Jahrhundert eben so wenig sicher waren, wie zu jener Zeit, als das Freibeuterwesen seine größte Ausdehnung erreicht hatte. Man schien endlich zu begreifen, wie wichtig und für Spaniens Colonialreich gefährlich Californien werden könne,

wenn es in den Besitz einer fremden Macht geriethe. So lange dieses Land nicht von weißen Menschen bewohnt war, konnte man möglicher Weise Spaniens Anrecht auf den Besitz desselben in Zweifel ziehen oder dasselbe unbeachtet lassen; um jeden Vorwand abzuschneiden, beschloß man in Madrid, Missionäre nach Neu=Californien zu senden und die Glaubensboten durch eine Anzahl Truppen zu schützen, welche befestigte Punkte anlegen sollten. So entstanden seit 1769 eine Anzahl von Missionen und Presidios. Die erste Mission war San Diego; sie wurde unter Leitung des tüchtigen Franciscaners Junipero Serra in's Leben gerufen. Seinem Orden war die Bekehrung der Indianer übertragen worden; derselbe gründete von dem genannten Jahre bis 1776 nicht weniger als 19 Missionen, zu welchen 1815 und 1823 noch zwei andere kamen. Sie sollten die Keime für eine Colonisirung des Landes bilden und standen unter dem Schirm von vier Presidios, deren Befehlshaber die Anweisung hatten, dem Wunsche der Patres gewärtig zu sein und ihnen Soldaten gegen jeden Feind zur Verfügung zu stellen.

Jedes Presidio bildete zugleich eine „Jurisdiction." Das von San Francisco umfaßte die Ortschaft San José de Guadalupe und die Missionen San Francisco Solano, S. Rafael, S. Francisco, Santa Clara, S. José und Santa Cruz. — Das Presidio von Monterey: das Dorf Branciforte und die Missionen S. Juan Bautista, San Carlos, Unsere liebe Frau de la Soledad, S. Antonio, S. Miguel, S. Luis Obispo. — Das Presidio von Santa Barbara: die Missionen La Purisima, Sta. Ines, Sta. Barbara, Buenaventura, S. Fernando; sodann die Stadt Reyna de los Angeles. Das Presidio von San Diego endlich die Missionen San Gabriel, San Juan Capistrano, San Luis Rey und Diego. Die Gesammtbevölkerung aller dieser Punkte wird für das Jahr 1831 auf 23,025 Seelen angegeben, wovon 10,272 erwachsene männ=

liche, 7632 weibliche Personen waren, 2623 Knaben und 2498 Mädchen. Die Missionen befanden sich bis 1824 in einem ziemlich gedeihlichen Zustande; aber es war eben so wenig frisches Leben und Aufschwung in ihnen, als überhaupt im spanischen Amerika; wir finden jene Stagnation, die überall eintritt, wo Priester ausschließlich die Gewalt über ein schwaches Volk üben. Die Indianer wurden streng gehalten, noch strenger als Leibeigene; ihre Bekehrung war, was sie überhaupt sein konnte, eine mechanische; denn es ist bis jetzt durchaus noch nirgends gelungen, von Hause aus wilde Indianerstämme innerlich für das Christenthum zu gewinnen; vielmehr hat sich Alles nur auf äußere Formeln und Gewohnheiten, wohl auch auf Anhänglichkeit an die sinnlich in's Auge fallenden Ceremonien beschränkt. Uebrigens spielten in den Franciscaner-Missionen Stock und Peitsche eine wesentliche Rolle, und schon La Perouse verglich den Zustand der californischen Indianer in den Missionen mit jenem der Negersklaven auf den Antillen.

Nach Mexiko's Trennung vom Mutterlande bildete Californien ein Territorium der neuen Republik, denn zur Bildung eines Staates reichte die geringe Volkszahl nicht aus; auf keinen Fall waren mehr als allerhöchstens 6000 Weiße im Lande. Die vollziehende Gewalt übte ein Generalcommandant als Gouverneur; doch blieb den Missionaren noch einige Zeit ein bestimmender Einfluß auf eine „Deputation," welche, vom Volke gewählt, gewissermaßen das repräsentative Element bildete. Californien wurde von Mexiko aus geradezu stiefmütterlich behandelt. Der Congreß decretirte in pseudophilanthropischer Walkung die „Manumission" der Indianer, und damit war den Missionen die Axt an die Wurzel gelegt. Das Schicksal jener Guaranis, welche am Uruguay und Parana von den Jesuiten einigermaßen gesittigt worden waren, nach Entfernung der fürsorglichen Patres jedoch gleich wieder in Barbarei zurückfielen, hätte als warnendes Beispiel dienen und belehrende Fingerzeige

geben können. Der mexikanische Radicalismus, welcher in ähnlicher Weise verfuhr, wie die abstracte Philanthropie, kehrte sich aber nicht an Natur und Erfahrung, er hatte seine einmal fertige Freiheitsformel. Den Franciscanern wurde befohlen, alle Indianer frei zu lassen, die „gut geartet seien und so viel von Ackerbau oder von irgend einem Handwerke verständen, daß sie sich selber forthelfen könnten.“ Solchen Leuten solle ein Stück Landes zugewiesen und das Gebiet in Pfarrsprengel je unter einem Curate getheilt werden. Bis dahin hatte jeder Missionar einen Jahresbeitrag von 400 Piastern aus dem Staatsschatze erhalten; dieser wurde eingezogen.

Aber der Indianer konnte nicht auf eigenen Füßen stehen; sobald er der Aufsicht und des Zwanges überhoben war, verwilderte er. Die angebliche Freiheit war ihm willkommen, weil sie ihn jeder Verpflichtung zum Arbeiten überhob; das ihm zugetheilte Land war schon in den nächsten Monaten verspielt, und der Indianer wurde Landstreicher, Bettler oder Räuber. Man sah sich endlich gezwungen, das alte Verhältniß wieder herzustellen; aber alle Versuche scheiterten nun an der Widerspenstigkeit der Indianer; auch waren inzwischen Fremde ins Land gekommen und die frühere Abgeschlossenheit ließ sich nicht länger aufrecht erhalten. Der Handel äußerte seinen Einfluß; — auch die Franciscaner handelten mit Landeserzeugnissen. Sie waren bisher noch im Besitz der Missionen geblieben, und Mexiko ließ sie bis 1833 gewähren. Dann aber setzte die demokratische Partei im Congreß eine unverständige Maßregel durch. Ohne auf die jüngste Erfahrung Rücksicht zu nehmen, wurde verfügt, daß die Ländereien unter weiße Ansiedler und Indianer vertheilt werden sollten; das Vermögen der Patres habe der Staat sich anzueignen. In Folge einer Revolution, durch welche Santa Anna an's Ruder kam, wurde zwar dieser Schlag abgewendet, aber die Demokraten hatten eine Aufforderung erlassen, in welcher sie unternehmende Leute

zur Einwanderung nach Californien aufmunterten. Als dann eine Anzahl von Ausländern kam, um sich anzusiedeln, wurden sie kühl empfangen, weil sie für die Gegner der Demokraten unwillkommene Gäste waren. Einige kehrten wieder heim, aber Viele blieben im Lande; sie waren von vorne herein mißgestimmt gegen die mexikanische Regierung.

Dasselbe war der Fall mit den eingeborenen Creolen, welche durch das unabläßige politische Experimentiren in steter Aufregung erhalten wurden. Die Centralisten in Mexico, an deren Spitze Santa Anna stand, nahmen, um ein strafferes Regiment führen zu können, den einzelnen Staaten und Gebieten manche Rechte, welche die Föderativ-Verfassung von 1824 ihnen zuerkannt hatte. Schon 1836, als ganz Californien nicht viel über 6000 weiße Bewohner zählte, brach zu Monterey ein Aufstand aus. Californien sollte, diesem Pronunciamiento gemäß, so lange unabhängig bleiben, bis die Föderativ-Verfassung wieder hergestellt sei; im nördlichen Theile des Landes ging man aber weiter und erklärte das Land rundweg für unbedingt unabhängig. Hier traten zuerst Nord-Amerikaner auf; an der Spitze des Aufstandes im Norden stand ein Yankee, Graham; mit ihm ging der Engländer Coppinger Hand in Hand. Den Californiern gelang es, unter Vallejo's Führung die mexikanischen Soldaten aus dem Lande zu treiben; doch ließen sie sich 1837 die neue mexikanische Verfassung gefallen und traten in den alten Verband zurück.

Die Missionare wurden endlich aller Ungewißheit überhoben: man beraubte sie von Staatswegen ihres Eigenthums. Das Vieh wurde weggetrieben oder geschlachtet, das Feld ferner nicht bestellt, und schon im Jahre 1845 war keine Spur mehr von dem ehemaligen Gedeihen der Missionen vorhanden. Ein Theil derselben wurde im öffentlichen Aufstrich verkauft, ein anderer verpachtet.

Californien hat nie einen innern Zusammenhang mit dem übrigen Mexiko gehabt; es lag demselben völlig abseit und war von den bevölkerten Landestheilen durch weite Wüsten getrennt. Mexiko konnte eine Seemacht werden, wenn es Californien zu würdigen und zu benutzen verstanden hätte. Südlich von San Diego liegt am großen Ocean, bis zur Fonsecabay abwärts, kein einziger guter Hafen; dagegen hat die californische Küste deren eine nicht unbeträchtliche Anzahl, und dazu eine unerschöpfliche Fülle trefflichen Bauholzes, fruchtbaren Boden in Menge, ein gemäßigtes Klima, schiffbare Ströme im Innern, wie sie das ganze übrige Mexiko nicht besitzt, und eine ausgezeichnete Handelslage. Alle diese Vortheile hat Mexiko nicht zu würdigen verstanden, obwohl sie allen seefahrenden Völkern in die Augen sprangen. Schon zur Zeit der spanischen Herrschaft hatten die Russen etwa 25 Stunden nördlich von San Francisco an der Bodegabay sich niedergelassen, und bald nachher 15 Stunden weiter nördlich das Fort Slawinskoi Ros angelegt. Sie wollten dort Robben schlagen und Getreide bauen, um mit demselben ihre Besitzungen im hohen Norden zu versorgen. Fast zu derselben Zeit machten sie bekanntlich auch einen Versuch, sich auf den Sandwich-Inseln festzusetzen. Dieser mißlang, aber die beiden Punkte an der californischen Küste behaupteten sie bis 1841*). Damals wurden sie an denselben Capitain Sutter verkauft, auf dessen Ländereien am Rio de los

*) Die Russen hatten sich auch auf dem südlichsten Eilande der Farallones, also gerade dem Eingange zur San Franciscobay gegenüber, niedergelassen. Dort schlugen sie Robben, deren jene Insel in einem einzigen Jahre nicht weniger als 80,000 lieferte. Robinson fand dort die Russen 1829. Life in California, during a Residence of several years in that Territory. New-York 1846, S. 8. Das Buch ist vor dem Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexico geschrieben, der scharfsinnige Verfasser sagt aber die Dinge, welche nachher kamen, mit einer wunderbaren Zuversicht voraus.

Americanos man späterhin das erste Gold entdeckt hat. Bodega war für Sitka und die Stationen der russischen Pelzjäger überflüssig geworden, seitdem der Gouverneur von Neu-Archangel mit der Hudsonsbay-Gesellschaft einen Vertrag geschlossen hatte, durch welchen die letztere sich verpflichtete, die Stationen im hohen Norden mit dem erforderlichen Getreide zu versehen.

Bis zum Jahre 1826 waren außer den Russen wenig oder gar keine Fremde im Lande. Nachdem aber zwei rivalisirende Gesellschaften, die Columbia- und die nordamerikanische Pelzhandels-Compagnie, sich vereinigt hatten, begannen die Biberfänger und Pelzthierjäger über die Grenze hinaus zu schwärmen; einzelne machten Ausflüge bis nach San Francisco und Monterey; sie hatten demnach den Continent in seiner ganzen Breite, vom St. Lorenz und der Jamesbucht in der Hudsonsbay bis zum Stillen Ocean durchzogen; sie waren die eigentlichen Bahnbrecher und Schanzgräber, und zeigten Anderen, die nach ihnen kamen, den Weg. Den mexikanischen Behörden flößten die unwillkommenen Gäste mit ihrem barschen Benehmen und streitbaren Sinne nicht geringe Besorgnisse ein; sie erließen Gesetze, denen zufolge keinem Ausländer Zugang in Californien gestattet sein sollte. Aber an diese Verordnungen kehrten sich weder die Trapper, noch die Walfischfänger; jene stiegen über die Pässe der Sierra Nevada, diese liefen in die Häfen ein; andere Abenteurer, besonders aus den Vereinigten Staaten, siedelten sich, ohne Erlaubniß einzuholen, in fruchtbaren Gegenden an. In den Hafenplätzen waren schon seit längerer Zeit einzelne Kaufleute ansässig und die Vereinigten Staaten schickten 1843 einen Consul nach Monterey, der damaligen Hauptstadt. Mit dem Aufschwunge, welchen der Walfischfang im Stillen Ocean nahm, wuchs auch die Wichtigkeit der californischen Häfen, denn sie boten sichere Zuflucht und sehr willkommene Erfrischungspunkte. Damals führte Californien nur Häute und Talg aus, der Viehstand war sehr beträchtlich und

wurde von den bekehrten Indianern besorgt, welche sich für ein Hirtenleben besser eigneten, als für den Ackerbau. Jenes entsprach dem Geschmack und den Neigungen von Menschen, welche ein herumschweifendes Leben der Stätigkeit vorzogen, ohne welche die Bestellung des Ackers nicht möglich ist. Ueberhaupt ist der Indianer ein weit besserer Viehhirt als der Neger. Man baute Gerste, Mais und vortrefflichen Weizen, auch Oel und Wein bei den Missionen; ein Ochse kostete 2 Piaster, ein Pferd von 5 bis zu 10. An der Bucht von San Francisco lagen fünf ehemalige Missionen (Dolores, Santa Clara, San José, San Francisco Solano und San Rafael); in denselben lebten etwa 5000 Indianer und nur 200 Weiße. Sie besaßen mehr als 40,000 Häupter Hornvieh und eine verhältnißmäßige Menge von Schafen, Pferden und Maulthieren. Bei San José lieferte eine Aussaat von 8 Fanegas (Himpten) Weizen eine Ernte von 1200 Fanegas, und im folgenden Jahre, ohne daß der Acker neu besäet wurde, noch einmal 700. Von dieser Mission bezogen die Russen längere Zeit jährlich vier bis fünf Schiffsladungen Getreide; auch nahmen sie Fleisch an Bord. Im Allgemeinen ließen aber die Missionäre nur wenige Aecker bestellen, und Forbes giebt in seinem bekannten Werke an, daß um 1830 die Erzeugung von Brodfrüchten nur 63,000 Buschel Weizen, 28,000 B. Mais, 18,500 B. Gerste betrug; dazu kamen etwa 4000 B. Bohnen und 3000 B. Erbsen. Diese Ziffern sind wohl etwas zu niedrig gegriffen. Der Viehstand betrug 216,727 Häupter Rindvieh, 32,100 Pferde, 2844 Maulthiere, 177 Esel, 153,455 Schafe, einige Tausend Stück Ziegen und etwa 900 Schweine.

Ueberhaupt waren die Zustände von ganz primitiver Art. Für rüstige unternehmende Abenteurer mußte gerade ein so fruchtbares, von wenigen Tausend Menschen bewohntes Land in hohem Grade anziehend sein; sie betrachteten es ohne Weiteres als ihr Eigenthum. Dem Walfischfänger und Fallensteller folgte der

Schenkwirth, und in dessen Nähe ließen sich Squatter nieder und alte Matrosen, welche des Umherschweifens überdrüssig waren. Es kümmerte sie nicht, ob sie willkommen waren; man hätte sie nur mit Waffengewalt vertreiben können. Sie bildeten nun ein thätiges Element in einem bis dahin völlig passiven Lande und hoben sich im Verlaufe einiger Jahre durch Arbeitsamkeit zu Wohlstand empor. Dadurch war festgestellt, daß Californien eine geeignete Region für die Ansiedelung im Großen sei, und Robinson sagte schon vor 20 Jahren mit Bestimmtheit voraus, daß die paar Tausend Creolen das Land nicht würden behaupten können. Die Regierung sah, wie wir schon früher andeuteten, die Einwanderung ungern und hielt längere Zeit an dem alten spanischen System fest. Wer ein Stück Land in Besitz nehmen und als Eigenthum behalten wollte, mußte vor allen Dingen ein Zeugniß beibringen, durch welches der Vorstand der Mission, zu welchem die Felder gehörten, sich damit einverstanden erklärte. Es ist begreiflich, daß ein solcher Schein am allerwenigsten ausländischen Protestanten eingehändigt wurde. Selbst spanische Offiziere im königlichen Dienst durften ohne ausdrückliche Genehmigung der Missionare nicht heirathen.

Durch die Freilassung der Indianer wurden allerdings die Missionen zu Grunde gerichtet, aber seitdem die Ländereien dieser letzteren nicht mehr geschlossen und in todter Hand blieben, konnte der Privatmann sich freier bewegen. Bald waren einige Hundert Fremde angesiedelt, und damit ging die Zeit zu Ende, in welcher Creolen zwar 4000 Kühe besaßen, aber nicht ein Pfund Käse oder Butter verfertigten; ja, auf mancher Estancia war nicht einmal Milch zu haben. Von nun an begann auch die Ausfuhr von Landesproducten nach den Sandwich-Inseln; man brachte für das Getreide europäische und nordamerikanische Fabrikate zurück, und so entstand allmälig ein schwunghafter Handel. Im Jahre 1846 besaßen die cali-

fornischen Creolen überhaupt nur drei Seeschiffe, sämmtlich kleine Schooner; die eigene Rhederei sämmtlicher Häfen, welche Mexiko am stillen Weltmeer besaß, beschränkte sich auf etliche zwanzig kleine Schiffe, die zusammen nicht so viel Tonnengehalt hatten, wie drei oder vier unserer großen Bremer Dreimaster.

Das Verfahren der mexikanischen Behörde erregte den Unwillen der fremden Ansiedler. Im Jahre 1840 ließ Gouverneur Alvarado etwa hundert Fremde, zumeist Nordamerikaner und Engländer, verhaften, in Monterey einsperren und zum Theil in Eisen legen; viele wurden nach St. Blas abgeführt und manche starben in Folge der Mißhandlungen. Die Mexikaner waren mißtrauisch geworden, seitdem Texas Tausende von Nordamerikanern an sich gezogen hatte, die sich um die Central-Regierung gar nicht mehr bekümmerten; man erklärte geradezu, daß man eine künftige Verschwörung und Schilderhebung der Fremden befürchte und derselben zuvorkommen wolle. Alvarado gedachte die Einwanderung abzuschrecken, aber sein Plan gelang nicht.

Der Seehandel Californiens war allmälig in die Hände der Nordamerikaner gefallen, deren Kriegsschiffe in nicht langen Zwischenräumen sich in den Häfen blicken ließen. England wurde besorgt und ging mit dem Vorsatz um, ein so werthvolles Land sich abtreten zu lassen. Es hätte damit festen Fuß auf der Westküste Amerika's gewonnen, eine Region erworben, die ungleich werthvoller erschien, als Oregon, das, von der nordamerikanischen Regierung in Anspruch genommen, späterhin derselben auch völlig überlassen werden mußte. Die Bay von St. Francisco und der Hafen von Monterey hatten eine bessere Weltlage, als der Nutkasund. So entstand der Plan, die auf etwa 50 Millionen Piaster sich belaufende Schuld, welche Mexiko in England contrahirt hatte, für getilgt zu erklären, wenn Californien abgetreten würde. Man betrieb aber den

Plan nicht mit Ernst und ließ ihn fallen. Wenige Jahre später war Californien sammt Neu-Mexiko für eine ungleich geringere Summe in die Hände der Nordamerikaner übergegangen, welche sich damals auch schon im Besitze von Texas und Oregon befanden.

Die Eroberung Californiens verursachte geringe Mühe und kostete nur wenig Blut. Die Amerikaner hatten den Streit mit England über die Abtretung von Oregon vorausgesehen; sie wollten sich aber um jeden Preis in den Besitz der Mündung des Columbia setzen, und der Gedanke, auch Californien sich anzueignen, lag ihnen wenigstens seit 1842 nicht mehr fern. In diesem Jahre erschien am 19. October Commodore Jones mit der Fregatte „United States“ und der Kriegsslup „Cyane“ (derselben, von welcher aus vor vier Jahren Capitain Hollins St. Juan de Nicaragua in Brand schoß) vor Monterey und nahm diese Stadt unter dem Vorwande, zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten sei ein Krieg ausgebrochen. Er zog die amerikanische Flagge auf und erließ eine Proclamation, in welcher er ganz Californien für einen Gebietstheil der Vereinigten Staaten erklärte. Nach 24 Stunden segelte er freilich wieder ab, weil er unmittelbar nach Besetzung der Stadt andere Verhaltungsbefehle erhalten hatte; die Sache selbst ist aber bezeichnend genug. Im folgenden Jahre schickte dann, wie wir schon erwähnten, die Washingtoner Regierung einen Consul nach Monterey.

Für Mexiko selbst nahmen inzwischen die Dinge eine mehr und mehr bedenkliche Gestalt an. Die Creolen waren ihm feindlich gesinnt und trugen das Joch, über welches sie häufig Beschwerde führten, nur mit Widerwillen. Sie hegten aber auch Abneigung gegen jene ketzerischen Eindringlinge, die nun schon anfingen, das große Wort zu führen und auf ihre Waffenstärke zu pochen. Bisher hatten sie vereinzelt gelebt, nun traten sie als eine geschlossene, verbündete und streitbare Körperschaft

auf. Nordamerikanische Gesellschaften zur Besiedelung von Oregon und Californien waren schon 1839 am Missouri gebildet worden, und manche Mitglieder derselben gleich damals nach dem weiten Westen gegangen; aber erst seit 1843 begann ein stärkerer Zug über die Felsengebirge und über die Sierra Nevada. Capitain Sutter saß damals schon seit einigen Jahren in seiner mit Kanonen bespickten Mission am St. Sacramento. „Der Pfirsich wurde nun reif.“ Damals war Fremont von seiner zweiten Reise zurückgekehrt und hatte die ersten umfassenden und zuverlässigen Berichte über das große Binnenbecken und Ober-Californien gegeben.

Wir übergehen die inneren Kämpfe unter der Handvoll Creolen*), die sich bald gegen Mexiko auflehnten, bald freiwillig oder gezwungen mit den Gouverneuren gegen die Fremden gemeinschaftliche Sache machten, und bemerken, daß im Frühjahr 1846 der Krieg zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten ausbrach. In Californien hatten die Feindseligkeiten aus örtlichen Ursachen schon früher, ganz unabhängig von den Vorgängen am atlantischen Ocean, begonnen. In denselben spielt von Anfang an Johann Karl Fremont, der ausgezeichnete Reisende und späterhin Präsidentschafts-Candidat der Freibodenmänner oder Republikaner, eine hervorragende Rolle.

Fremonts Vater war ein Franzose, der eine Virginierin heirathete. Sie gebar ihm diesen Sohn am 31. Januar 1813

---

*) Robinson hat sie dargestellt. Viele Einzelnheiten finden wir in: Three Years in California, by Rev. Walter Colton. New-York 1854, und in dem sehr ansprechend geschriebenen Buche; A Tour of Duty in California; including a Description of the Gold Region, and an Account of the Voyage around Cape Horn; with Notices of Lower California, the Gulf and Pacific Coasts, and the Principal Events attending the Conquest of the Californias, by Joseph Warren Revere, edited by Joseph H. Balestier. New-York 1849.

zu Savannah in Georgien. Er zeigte früh große Anlagen für die mathematischen Wissenschaften, ging 1833 auf See, kam nach Verlauf von dritthalb Jahren wieder heim, wurde Eisenbahn-Ingenieur und vermaß die Landstrecke zwischen Charleston in Süd-Carolina und Cincinnati in Ohio. Bald nachher war er bei der Aufnahme des Landes beschäftigt, welches im Westen des Mississippi den aus Georgien vertriebenen Cherokesen als neue Heimath angewiesen war, und begleitete einige Zeit später Nicollet auf seiner Erforschungsreise an den obern Mississippi in den Jahren 1838 und 1839. Alle diese Arbeiten betrachtete er als Vorübungen zu einer großen Reise nach dem Westen, die er im Mai 1842 antrat und auf welcher er den berühmten Südpaß näher erforschte. Auch bestieg er damals den höchsten Gipfel des Windrivergebirges, jenes mächtigen Knotens, in welchem die Quellgebiete der größten nordamerikanischen Ströme liegen. Für seine wichtigen Entdeckungen erhielt er von der Londoner geographischen Gesellschaft die große goldene Denkmünze. Bald nachher trat er eine zweite Entdeckungsreise an. Es handelte sich darum, die Resultate seiner ersten Expedition zu vervollständigen und mit den Aufnahmen des Commodore Wilkes an der Küste des Stillen Oceans in Verbindung zu bringen. Fremont brach mit 28 Begleitern am 29. Mai 1843 vom Dorfe Kansas (39° 5′ 57″ N. Br., 94° 25′ 46″ W. L.) auf, und kam erst im August des nächsten Jahres zurück. Während dieser Reise erforschte er das große Binnenbecken (das heutige Mormonengebiet Utah) zwischen den Felsengebirgen und der Sierra Nevada, überstieg diese letztere und ging in das californische Thalgelände hinab, von welchem er eine meisterhafte Beschreibung geliefert hat. Im Jahre 1845 finden wir ihn auf seiner dritten Reise, auf welcher er von Californien insbesondere die nördlichen Theile und Oregon bis zum Columbiastrome näher erforschen sollte. Diesmal wurden seine wissenschaftlichen Zwecke vereitelt; der Geograph sah sich, wie wir

weiter unten erzählen, genöthigt, als Feldherr an die Spitze seiner Landsleute zu treten und die Region, welche er für die Wissenschaft erschlossen hatte, mit den Waffen erobern zu helfen. Es mag hier noch erwähnt werden, daß der unermüdliche Mann später aus eigenem Antriebe und auf seine Kosten eine vierte Reise nach Westen unternahm, um südlich vom Südpasse, unweit der Quellgegend des Arkansas, einen bequemen Paß durch das Gebirge zu suchen, über welchen, wie er hoffte, eine Eisenbahn nach Californien geführt werden könne. Er brach mit 33 Begleitern und mehr als 100 Maulthieren von Puebla am obern Arkansas, auf, wurde durch seine Führer irre geleitet und gerieth in der Sierra de St. Juan in eine entsetzliche Lage. Ein Drittel seiner Begleiter kam um; er selbst erreichte mit äußerster Noth Santa Fé, wohin er nichts als das nackte Leben rettete. Ohne alle Zweifel gehört Oberst Fremont zu den ausgezeichnetsten Reisenden aller Zeiten*).

Im Frühlinge des Jahres 1846 befand sich Fremont mit etwa 60 Begleitern in der Nähe von Monterey. Der Befehlshaber dieser Stadt, Juan de Castro, verbot ihm ein weiteres Vordringen und gab den Fremden die Weisung, das Land zu verlassen. Des Ingenieurs Bemühungen, jenen Creolen von der Harmlosigkeit seiner Zwecke zu überzeugen, waren dem äußern Anschein zufolge nicht vergeblich; der amerikanische Consul Larkin ermittelte jedoch, daß der Commandant seinem Landsmanne eine Falle legen wollte und einen Verrath beab-

*) Notes of travel in California; comprising the prominent geographical, agricultural, geological and mineralogical Features of the country. Also the Route from Fort Leavenworth in Missouri to San Diego in California, including parts of the Arkansas, del Norte and Gila Rivers. From the official Reports of Col. Fremont and Major Emory. New-York 1849. Das Buch enthält Fremont's Geographical Memoir upon Upper California, Major Emory's Narrative und Fremont's Reisen von 1842 bis 1844.

sichtigte. Nun pflanzte Fremont die nordamerikanische Flagge auf und erklärte, daß er sich bis auf den letzten Mann vertheidigen werde. Dieser Entschluß bewies den Mexikanern, daß sie einen muthigen und streitbaren Gegner vor sich hatten; er konnte unbelästigt abziehen, sie stachelten aber die Indianer gegen die Reisenden auf und ließen ihnen den Weg verlegen, während sie zugleich umfassende Vorkehrungen trafen, sämmtliche fremde Ansiedler mit einem Schlage aus Californien zu vertreiben. Die Verhältnisse waren der Art, daß nur eine kühne That den Plan der Mexikaner vereiteln und Rettung bringen konnte. Fremont, dessen gesammte Mannschaft sich auf 62 Köpfe belief, erklärte auf eigene Hand den Krieg. Am 15. Juni wurde der Militärposten Sonoma von Nordamerikanern überrumpelt, welche dort 9 Stück Geschütz und 250 Musketen erbeuteten. Sie hatten die Flagge mit dem Zeichen des Bären aufgehißt und ein Neu-Engländer, Wilhelm Ide, übernahm den Befehl in der „Festung". Eine Proclamation, welche er am 18. Juli erließ, ist sehr bezeichnend. Er verspricht zunächst allen Californiern Sicherheit für Leben und Eigenthum. „Die Absicht des Ober-Befehlshabers ist, sich und seine Waffengefährten zu vertheidigen. Sie sind in dies Land gekommen, nachdem man ihnen Ländereien zugesagt hatte, und darauf hin wollten sie sich mit ihren Familien ansiedeln. Man hatte ihnen eine republikanische Regierung versprochen. Als sie aber in Californien angekommen waren, verweigerte man ihnen das Recht, von ihren Freunden Land zu kaufen oder zu pachten. Statt ihnen Theilnahme an einer republikanischen Regierung zu gestatten oder ihnen vermittelst einer solchen Schutz angedeihen zu lassen, wurden sie durch Militärdespotismus unterdrückt. Ja die hohen Beamten, welche diese Despotie ausübten, drohten in einer Proclamation, sie auszurotten, wenn sie nicht das Land räumen und ihre Waffen, ihr Lastvieh, überhaupt ihr Eigenthum hier zurücklassen würden. So wären sie

vertheidigungslos und eine sichere Beute der Indianer geworden. Es ist nun der unwandelbare Vorsatz der tapferen Männer, welche mich zu ihrem Befehlshaber ernannt haben, eine Regierung zu stürzen, die einst das Eigenthum der Missionen nahm, um sich zu bereichern; welche das arbeitende Volk von Californien zu Grunde gerichtet und schändlich bedrückt hat; auch legte sie ungeheure Eingangszölle auf die Waaren, welche in's Land kamen." Ide erklärt dann, daß fortan eine wahrhaft republikanische Regierung die Verwaltung des Landes führen werde *).

Inzwischen war Fremont in das Thal des St. Sacramento marschirt, um dort Verstärkungen an sich zu ziehen; denn vorzugsweise in jener Gegend hatten die Amerikaner sich niedergelassen. Es gelang ihm, nachdem eine Anzahl von Squatters sich um seine Bärenfahne geschaart hatten, das von Castro bedrohte Sonoma zu entsetzen. Sodann wurde Californien für unabhängig erklärt. Das Alles geschah von Seiten der Amerikaner, ohne daß sie Kunde vom Ausbruche des Krieges zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten gehabt hätten. Als aber Commodore Sloat im Juli mit einem amerikanischen Geschwader ankam und Monterey besetzte, als gleich nachher Commodore Stockton den Oberbefehl übernahm, begriffen sie, daß ihre Sache gewonnen sei. Die Eroberung Californiens nahm nur wenige Monate in Anspruch, und der Widerstand der Creolen und Mexikaner wurde ohne erhebliche Anstrengungen beseitigt. Im Februar 1848 trat Mexiko durch den Friedensvertrag von Guadalupe Hidalgo das Land an die Amerikaner ab. Die Grenzlinie zwischen beiden Staaten bildete fortan der Rio grande bis zum 32° N. Br.; von dort lief sie westwärts der Südgrenze Neu-Mexiko's entlang, bis sie den Gila erreicht,

---

*) The Annals of S. Francisco etc. by Frank Soulé, John H. Gihon and James Nisbet. New-York 1855. S. 92.

verfolgte denselben bis zur Mündung in den Colorado, und berührte eine Legua südlich von St. Diego den stillen Ocean. Die Schifffahrt auf dem Colorado von der Mündung des Gila bis zum californischen Meerbusen ist für beide Theile frei, nicht minder jene auf dem Golfe selbst. Die Vereinigten Staaten befanden sich somit im Besitze von Texas, Neu-Mexiko, Utah und Ober-Californien, und zahlten für alle diese Länder an Mexiko eine Summe von 15 Millionen Dollars. Später ist durch Kauf noch der nördliche Theil des Staates Sonora, im Süden des Rio Gila von den Nordamerikanern erworben worden; er bildet das an edelen Metallen reiche Gebiet Arizona.

Californien war nun nordamerikanisch, und die Einwanderung strömte dem Lande in erhöhetem Maße zu, bevor noch Gold gefunden worden war. Der fruchtbare Boden und die ausgedehnten Weidegründe lockten den Ackerbauer, die sicheren Häfen und die vorzügliche Handelslage zogen den Kaufmann an, und 1848 war die Zahl der Fremden bereis auf 15,000 Köpfe angewachsen. Als dann im Anfange des genannten Jahres das edle Metall entdeckt ward und die Nachhaltigkeit der Schätze keinem Zweifel unterlag, lenkte sich eine neue Völkerwanderung nach dem westlichen Dorado, welches zu Ende des Jahres 1852 schon von mehr als 300,000 Seelen bevölkert war; diese Ziffer war zu Anfang 1856 auf etwa eine halbe Million gestiegen. Zuerst waren Mexikaner aus Sonora eingeströmt; gleich nach ihnen kamen amerikanische Ansiedler aus Oregon, und Kanackas, Eingeborene der Sandwich-Inseln; tausende von Anwohnern der Südsee, insbesondere an Bergbau gewöhnte Peruaner und Chilenen, fanden sich gleichfalls ein; Europäer und Abenteurer aus den atlantischen Staaten kamen theils über die Felsengebirge und die Sierra Nevada, oder über Panama, oder endlich auf dem Wege um das Cap Horn; endlich stellte auch Australien sein Contingent, und zuletzt erschienen Chinesen zu Tau-

20*

senden. Dazu rechne man die eingeborenen Creolen, die Indianer aus verschiedenen Stämmen, selbst vom Nutka-Sunde her, die Neger, Mulatten und Mestizen, und man wird gestehen, daß ein bunteres Gewirr verschiedener Racen und Volksthümlichkeiten nicht zu denken ist. Ein ähnliches Schauspiel, wie Californien es auch in ethnologischer Beziehung darbot, hatte die Geschichte nie zuvor gekannt.

Wie sollte sich das Alles zurecht rücken, wie irgend eine Ordnung in dieses Chaos kommen? Eine monarchische Gewalt, welche den Ausschlag hätte geben können, war nicht vorhanden, die Gesellschaft in dem neuen Lande ohne allen innern Zusammenhang; zehn verschiedene Sprachen schwirrten durcheinander, Alles war atomistisch zerklüftet, das Individuum kümmerte sich lediglich um sich selber und ging seinem Vortheil, seinen Neigungen und Leidenschaften nach. Nicht mit Unrecht ist Californien mit einem großen Kessel verglichen worden, in welchem Substanzen aller Art durcheinander brodeln. Es war vollkommen in der Ordnung, daß der Schaum und Schmuz oben auf kam und zumeist sichtbar wurde; es war aber nicht minder erklärlich, daß man sich bemühte, ihn zu entfernen. Es würde in jedem alten europäischen Staate Mühe kosten, hunderttausend Abenteurer aus allen fünf Erdtheilen in Band und Zaum zu halten, obwohl man über Polizei und bewaffnete Macht verfügt; in Californien war es doppelt schwierig, dem Gesetze Geltung zu verschaffen. Zwei Jahre lang wurde das Land von der Bundesregierung in unbegreiflicher Weise vernachlässigt und sich selber überlassen. Glücklicher Weise überwog bald die Zahl der eigentlichen Amerikaner, welche dorthin gekommen waren, um sich dauernd niederzulassen, nicht um Raubbau auf Gold zu treiben, alle übrigen Nationalitäten; auch Handwerker und Kaufleute aus Deutschland und Frankreich hatten sich in Menge eingefunden; endlich wirkte selbst das Gold zur Aufrechterhaltung der Gesetze, denn wer etwas besaß, wollte das

gleichviel ob leicht oder mühsam erworbene Metall behalten; auch um mehr gewinnen zu können, verlangte er Schutz für seine Person. So ist es erklärlich, daß Richter Lynch aushalf, wenn die Behörden zu schwach oder zu pflichtvergessen waren, um dem Verbrecher Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Man übte rasche Justiz und erreichte seinen Zweck. In St. Francisco bildeten sich Ueberwachungs- und Sicherheitsausschüsse, um Räuber, Mörder und Brandstifter zu bestrafen, und die Spieler, überhaupt die Abenteurer aller Art in Schranken zu halten. Das gelang. Als späterhin die politische Corruption um sich fraß, die verschiedenen Parteien zu unwürdigen und ungesetzlichen Mitteln griffen, um ihren Anhängern einträgliche Stellen zu verschaffen und um die öffentlichen Gelder zu plündern, als sie sogar das Palladium der Nordamerikaner, die Stimmurne, nicht heilig hielten und die Resultate derselben verfälschten; als in Folge derartigen Betruges die höchsten Aemter und die Richterbänke mit ungeeigneten Männern besetzt waren, erhoben sich in der Mitte 1856 die rechtlichen Leute abermals, bildeten in allen größeren Städten Vigilanz-Comiteen, hingen Mörder an den Galgen, verbannten die gefährlichsten Menschen aus dem Lande und bildeten „die bewaffnete Macht der Ordnung"; sie machten „eine Revolution im Interesse der Ruhe, des Friedens und der Gesetze". Das Alles ist eigenmächtig, das ganze Verfahren erscheint gewaltthätig; aber es ist ein Erzeugniß der Nothwendigkeit, es geschieht in einem Lande, das noch immer als eine Ausnahme dasteht.

Alles wohl erwogen, muß man sich wundern, daß überhaupt so rasch die Verhältnisse in Californien, dem Schauplatze, auf welchem ein äußerst buntes Menschengewirr sich tummelte, eine im Allgemeinen geregelte Gestalt annahmen. Der Instinkt der Yankees zeigte sich dabei in sehr vortheilhafter Weise. Sie traten zusammen, „um den Vulkan zu stopfen". Als der Congreß in Washington säumig war, gaben sie sich

selber eine Verfassung. In St. Francisco, Sonoma und Sacramento wählten die Bürger gesetzgebende Versammlungen, denen sie provisorisch die höchste Gewalt übertrugen; gleich nachher wählte man im Lande 48 Bevollmächtigte, welche im September 1849 zusammentraten, um eine Verfassung zu entwerfen. Unter diesen Delegaten befanden sich auch Creolen, Deutsche und Engländer. Die Versammlung berieth zu Monterey vom 4. September bis zum 13. October die Verfassung unter dem Vorsitze eines baumlangen Kentuckiers, Robert Semple, der das erste Zeitungsblatt in Californien gedruckt hatte; die Sclaverei wurde ausgeschlossen. Am Schlusse der Berathung feuerte man 31 Kanonenschüsse ab; Californien hatte seinen Stern dem sternenbesäeten Banner der großen Union hinzugefügt. Der Bundescongreß genehmigte im September 1850 die Aufnahme nach langen und heftigen Erörterungen, und Californien schickt seitdem Senatoren und Repräsentanten nach Washington.

Fremont hat in seiner geographischen Beschreibung Californiens das Land im Westen der Sierra Nevada mit Italien verglichen, mit dem es allerdings in Bezug auf Flächenraum, Klima und Erzeugnisse manche Aehnlichkeit darbietet; aber es ist keine auf drei Seiten vom Meere umflossene Halbinsel und hat auch im Binnenlande eine ganz verschiedenartige Gebirgs- und Stromentwickelung. Der Ocean bespült den Staat vom 42. Grade N. Br., von der Pelicanbay, bis zum 32° 28′ N. Br., wo etwas südlich von San Diego und der Lomaspitze sich der Tafelberg erhebt. Die Ausdehnung von der Küste bis zur Ostgrenze ist, wie ein Blick auf die Karte zeigt, verschieden. Man hat nicht etwa die Kammhöhe der Sierra Nevada als Grenze angenommen, sondern dem Staate einen Theil des großen Binnenbeckens und des Colorado-Stromgebietes einverleibt. So erhielt er einen Flächeninhalt von 188,982 englischen Geviertmiles, oder beinahe 8,900 deutschen Quadratmeilen. Das californische Culturland liegt jedoch westlich von

der Sierra Nevada, und auch hier ist nur etwa der dritte Theil für den Ackerbau geeignet, der freilich dort überall reichlich lohnt und namentlich auch in den südlichen Theilen wunderbar ergiebig ist, sobald man den Boden bewässert. Die bunte Mannigfaltigkeit des Landes, die Abwechselung von Hügel, Thal und Ebene, die malerische Landschaft, die Menge kleiner Flüsse und Bäche, und der kräftige Baumwuchs am Abhange der Gebirge, besonders aber in dem Lande nördlich von San Francisco, wird von allen Reisenden hervorgehoben; sie erstaunten insbesondere über die gewaltigen Fichten, welche sich bis zu einer Höhe von 300 Fuß erheben. Der ganzen Küste entlang, von Santa Barbara nach Norden hin bis zur Grenze von Oregon, laufen Höhenzüge, welche das innere californische Thal von dem Gestade trennen, und dem durch seine eigenthümliche Configuration höchst bemerkenswerthen Stromsysteme des San Joaquin und San Sacramento nur eine einzige Verbindung mit dem Ocean frei lassen, vermittelst der nicht minder merkwürdig gestalteten Bay von San Francisco, welche von Süden wie von Norden her den größten Theil der californischen Wasser aufnimmt. Beide Ströme fließen einander entgegen und vereinigen sich zu einer Deltamündung, bevor sie in die Suisunbucht fallen; der Sacramento kommt von Norden, wo sich im obersten Theile seines Gebiets der Schastaberg bis zu 14,000 Fuß Meereshöhe erhebt; der San Joaquin fließt von Süden her; beide empfangen eine unzählige Menge Zuflüsse sowohl von der Küstenkette, wie von der Sierra Nevada und sind auf einem beträchtlichen Theile ihres Laufes auch für größere Dampfschiffe fahrbar.

Dieses etwa 100 deutsche Meilen lange Thal bildet zugleich die berühmte californische Goldregion, die von 40 bis zu 50 englischen Meilen breit ist und den Windungen der Sierra folgt. Die zahlreichen Gefließe, die von den schneebedeckten Höhen herabfallen, und die Regenbäche, die gleichfalls

tiefe Schluchten in das Gestein gerissen und gewaschen haben, lagern eine große Masse fester Bestandtheile an den Hügeln ab, welche sich am Fuße des Gebirges gebildet haben. In diesen, und am Ufer wie im Bette der Flüsse und Bäche, liegen die ungeheuren Goldschätze, welche seit Februar 1848 zu Tage gefördet werden; nicht minder kommt das Gold in den Quarz eingesprengt vor. Dieser letztere wird nachhaltigeren Ertrag geben, als die „Placeres“ in den „Cañones“ und „Barrancas“, wo man das Gold aus dem Schlamme und Sande wäscht. Nach Blake's Mittheilungen läuft das goldführende Quarzgestein der ganzen Sierra Nevada entlang in einer Breite von mindestens 10 englischen Meilen; es kann auch bei sehr gesteigertem Betriebe und unter Anwendung der besten Maschinen auf Jahrhunderte hinaus eine jährliche Ausbeute geben, welche der seitherigen allermindestens gleich kommt. Schon seit sechs Jahren wird auf der ganzen Strecke vom Mariposafluß im Süden bis zum Klamath an der Grenze von Oregon im Norden, also auf einer Strecke von etwa 500 englischen Meilen, Gold zu Tage gefördert, und alljährlich, ja allmonatlich werden neue „Adern“ entdeckt, neue „Placeres“ gefunden.

Die Production ergab vom Februar 1848 bis Ende des Jahres 1850 laut einem Bericht der Münzstätte zu Philadelphia . . . . 63,915,376 Doll.

laut den Manifesten der Dampfschiffe 1851	34,492,642	=
= = = = = 1852	45,559,177	=
= = = = = 1853	56,560,569	=
= = = = = 1854	51,282,595	=
Depositen in der Münze zu San Francisco vor dem 30. November 1854 . . .	5,122,535	=
Daselbst für November und December 1854	1,310,662	=
Dazu für vier Jahre Gold in den Händen der Passagiere, zusammen mindestens	40,000,000	=
	298,243,538	Doll.

Wir schlagen gering an, wenn wir für das Jahr 1855 einen Gesammtertrag annehmen von	60,000,000 Doll.
Vom 1. Januar bis 30. Juni 1856 waren allein in Neu-York aus Californien angekommen	21,836,847 =
Im Juni desselben Jahres kamen in Neu-York an etwa	4,000,000 =

Dabei ist noch nicht gerechnet, was von den zurückkehrenden Passagieren nach den Vereinigten Staaten, Mexiko, Süd-Amerika, Australien, China und Europa gebracht worden ist; der Betrag dieses Goldes mag ohne Uebertreibung auf 12 Millionen Dollars geschätzt werden. Dazu kommt ferner die Goldmenge, welche seit Jahren über Panama nach England ging und die Vereinigten Staaten gar nicht berührte. Außerdem sind für Millionen Dollars in der Münzstätte zu San Francisco geprägt worden und die Landeseinwohner selbst haben für ihren Bedarf in Californien mindestens 6 Millionen zurückbehalten. Nehmen wir an, daß nach England nur für etwa 10 Millionen Dollars Gold (von 1848 bis Mitte 1856) direct gegangen ist, daß in San Francisco seit 1855 für 3 Millionen Dollars geprägt worden sind, und rechnen wir für 6 Millionen im Lande selbst umlaufender Goldmünzen, so erhalten wir für 90 Monate eine Goldproduction von mehr als 400,000,000 Dollars, oder im Durchschnitt für das Jahr 50 Millionen. Nichts würde die Annahme rechtfertigen, daß auf Jahre hinaus der Goldertrag minder ergiebig ausfallen werde, vielmehr deutet, wie schon bemerkt, Alles an, daß er sich nach und nach um ein Beträchtliches steigern könne. In den ersten Jahren kannte man lediglich Raubbau und Alles war dem Zufalle anheimgegeben; seit längerer Zeit verfährt man jedoch in vielen Gegenden bergmännisch und arbeitet mit beträchtlichen Capitalien, und die Zahl der „Quarzminen-Com-

pagnien" wächst allmonatlich. Schon 1854 waren in den vier Counties Shasta, Nevada, El Dorado und Amador 14 Minen in Angriff genommen worden; sie hatten ein Anlagecapital von 793,000 Dollars; außerdem waren zu Ende 1854 noch 31 andere Quarzminen in den oben genannten Counties, in Calaveras, Plumas, Sierra, Siskiyou und Klamath in Betrieb; alle lohnten reichlich und ergaben mindestens 50 Procent Bruttoeinnahme auf das Anlagecapital. Außerdem waren in dem genannten Jahre weitere 15 Quarzminen in Angriff genommen worden, und im Ganzen zählte man in den sieben Counties Amador, Calaveras, El Dorado, Nevada, Placer, Sierra und Tuolumne nicht weniger als 109 Minencompagnien. Gegenwärtig beträgt im ganzen Staate die Zahl derselben zwischen 300 und 400; man arbeitet vielfach mit guten Maschinen, und auch das Goldwaschen wird in manchen Gegenden von Gesellschaften betrieben, die Dämme bauen und rationell verfahren.

Die Besitztitel gaben Anfangs zu allerlei Streitigkeiten Anlaß, es hat sich aber allmählich eine Praxis ausgebildet, die man allgemein anerkennt, und welche auch durch einen Beschluß der Gesetzgebung besondere Gültigkeit erhalten hat. Nur die Unions-Regierung kann unter Umständen Ansprüche gegen Inhaber oder Besitzer geltend machen, thut es aber nicht. Das Recht, irgendwo nach Gold zu graben (to dig), heißt ein Claim, Anspruch. Bei den „Miners" wird in Bezug darauf ein Herkommen beobachtet, demgemäß ein Einzelner von einer „Quarzader" nicht mehr als 100 Fuß in der Länge „claimen" kann. Die Dinge regeln sich in folgender Weise. Ein Mann entdeckt eine Quarzader. Das wird ruchbar; sogleich erscheinen andere Miners, stecken sich jeder eine Front von 100 Fuß ab und gehen ohne Weiteres an die Arbeit. Nun wird dem ersten Entdecker eine Extrafront von weiteren 100 Fuß zugebilligt und diese bildet seine Belohnung. Nachdem sämmtliche An-

theile abgemarkt worden sind, wählen Alle, welche bei der neuen Fundstätte arbeiten, einen Recorder, und dieser verfaßt eine Urkunde, in welcher sämmtliche Claims verzeichnet sind; sie wird als Beweisdocument beim Countyschreiber niedergelegt. Dergleichen Urkunden haben, laut einem Beschlusse der Gesetzgebung, dieselbe Gültigkeit, wie alle Actenstücke, welche von öffentlichen Beamten aufgenommen werden. Der Inhaber eines Claims kann übrigens denselben verkaufen, und der Verkaufstitel ist nie anzufechten. Für manchen derartigen „Anspruch" werden wohl Tausende von Dollars gezahlt, während andere keinen Thaler werth sind. Der Erfolg entscheidet*).

Es ist in der neuern Zeit dargethan worden, daß die mexikanische Regierung schon im vorigen Jahrhunderte vom Vorkommen des Goldes in Californien Kunde besaß; sie glaubte indessen den Bergbau in jenem fernen Lande nicht aufmuntern zu müssen. Der bekannte englische Seefahrer Capitain Shelvoke erhielt 1790 in einem californischen Hafen etwas Erde, die ihm Goldstaub zu enthalten schien. Proben californischen Goldes wurden vor nun etwa 12 Jahren, kurz vor dem Ausbruche des Krieges mit den Vereinigten Staaten, in der Stadt Mexiko von den Behörden vorgezeigt, aber nur einzelnen Privatleuten. Ein Mitglied des Congresses erhielt den Auftrag, über das Vorkommen des Goldes in Californien einen Bericht zu erstatten; es verlautete damals, daß in der Nähe von Los Angeles sehr ergiebige Placeres vorhanden seien. Man gab sich aber gleich nachher alle Mühe, die Sache in Vergessenheit zu bringen, um die Nordamerikaner nicht noch gieriger nach dem schönen Lande zu machen**). Unser Landsmann Adolf Erman,

---

*) Gold Mining Operations, in Hunt's Merchants Magazine. October 1855, S. 445 ff.

**) Brantz Mayer, Mexico; Aztec, Spanish and Republican. Hartford 1854 Vol. II, p. 395.

der auf seiner Reise um die Erde auch Californien besuchte, schrieb am 8. December 1829 bei San Francisco folgende Stelle in sein Tagebuch: „Die hier durch Verwitterung in eine gelbe erdige Masse übergehenden Talkgesteine und der hier so häufige Magnetsand erinnern an das Vorkommen des Goldes am Ural; und wenn man noch die durchsetzenden Quarzgänge und Stöcke hinzunimmt, so wird die Analogie der Verhältnisse noch bedeutender und verdiente wenigstens einen Waschversuch. Ich schlug dem Capitain Chramtschenko (einem Beamten der russisch-amerikanischen Handels-Compagnie, der die Corvette Helena führte) vor, einen solchen zu veranlassen; denn da man wohl sicher auf Uebereinstimmung der geognostischen Beschaffenheit zwischen San Francisco und dem benachbarten Fort Roß rechnen könne, so würde die Auffindung des Goldes für die russisch-amerikanische Compagnie von directestem Nutzen sein". Neunzehn Jahre später wurde bei Sutters Mühle Gold gefunden und der Scharfsinn des deutschen Gelehrten in glänzender Weise bestätigt*).

Californien wäre jedenfalls auch ohne die Goldentdeckung aus seinem langen Schlafe erweckt worden, aber die Entwickelung hätte eine ungleich längere Zeit gebraucht und würde einen mehr normalen Verlauf genommen haben. Seitdem die Nordamerikaner einmal entschlossen waren, sich an der westlichen Küste zu behaupten und Oregon um jeden Preis in Besitz zu nehmen, konnte auch Californien den Einflüssen eines so unternehmenden Menschenschlages nicht lange mehr entzogen bleiben. Der Besitz des oregonischen Gestades war ohne Zweifel sehr werthvoll; die Mündung des Columbia liegt jenen der chinesischen Riesenströme gegenüber und zeigt nach Japan. Aber

*) Californiens Gegenwart und Zukunft von J. Hoppe. Nebst Beiträgen von A. Erman über die Klimatologie von Californien und über die geographische Verbreitung des Goldes. Berlin 1849. S. 98.

das Hinterland der Region am Pugetsunde (wo 1858 das Gold am Fraser und Thompson gefunden wurde), wie jenes am Columbia, hält keinen Vergleich aus mit dem südlicher gelegenen Californien, dessen Küsten leicht zugängig sind und das eine ungleich vortheilhaftere Weltlage hat. Das „goldene Thor“, welches den Eingang zur Bucht von San Francisco bildet, ist in der That eine Pforte, durch welche der Verkehr von und nach Asien eröffnet wird. Dieses Wasserbecken hat in keinem andern Erdtheile ein Nebenstück, und steht in der That einzig da. Man werfe einen Blick auf die Karte. Die „Chrysopylen“, in welche der Schiffer zwischen der Punta Bonita und der Punta de los Lobos einfährt, eröffnen ihm den Zugang vermittelst eines Fahrwassers, das auch für die größten Schiffe eine mehr als hinreichende Tiefe besitzt; sie ist nirgends geringer als 5 Faden, durchschnittlich beträgt sie aber etwas mehr als 16 Faden. Die vorliegende Barre, welche sich allmälig in Form eines Bogens weiter hinaus in die See geschoben hat, legt den Fahrzeugen keine Schwierigkeiten in den Weg und bietet keine Gefahren; sie können unter Benützung der Strömungen an jedem Tage im Jahre mit gleicher Leichtigkeit ein- oder ausfahren. Die mittlere Einfahrt zur Bay liegt in 37° 48′ N. Br., 122° 30′ W. L. von Greenwich. Die „Pforte“ selbst ist etwa 5 Miles lang und durchschnittlich 1 Mile breit. Am östlichen Eingange dehnt sich von Norden nach Süden der herrliche Wasserspiegel aus, in einer Länge von reichlich 70, einer Breite von 10 bis 12 Miles. Man hat seine Configuration wohl mit unserer germanischen Ostsee verglichen, und allerdings erinnert sie, freilich in etwas entfernter Weise, an unser nordisches Binnenmeer. Die südliche Abtheilung umfaßt etwa zwei Drittel der ganzen Länge und die überwiegende größere Fläche dehnt sich nach Süden hin; sie bildet die Bucht von San Francisco im engern Sinne. Nach Norden hin, jenseits der Spitzen San Pablo

und San Pedro, liegt die von jener Bucht topographisch beinahe abgeschlossene San Pablo-Bay, welche nach Osten hin vermittelst der etwa eine Meile langen und bis zu 10 Faden tiefen Carquines-Straße und aus der Vallejobucht das Wasser der Suisunbay aufnimmt; diese ist die nordöstliche Abtheilung des großen Binnenspiegels und in sie fallen die beiden einander hier begegnenden Zwillingsströme, nachdem sie ein vielfach verschlungenes Delta, das Slough (Morastloch), gebildet. Diese Deltamündung des San Sacramento und San Joaquin liegt etwa unter der Breite von Lissabon. Die Entfernung vom Ocean bis zum nordöstlichen Winkel der Suisunbay beträgt, wenn man dem Fahrwasser folgt, etwa 60 Miles. Bis Benicia an der Nordseite der Carquinesstraße können auch die größten Seeschiffe fahren; dort hat die Unionsregierung Seearsenal und Schiffswerfte angelegt. Jenseits ist das Wasser theilweise nicht tief genug für große schwer beladene Fahrzeuge, und einzelne Deltamündungen des San Sacramento sind wegen der Verschlammungen und Sandbänke gar nicht oder nur schwer practicabel.

Das Land, welches im Norden die Pablo- und die Suisun-Bay umgiebt, ist wohl bewässert von vielen Flüssen und Bächen, z. B. vom Suisun, Napa, Sonoma und Petaluma. In die Thäler derselben hat sich nach und nach eine nicht unbeträchtliche Menge von Ansiedlern gezogen, welche ausschließlich einen sehr lohnenden Ackerbau treiben. Diese Agriculturgegend liegt abseit von dem Zuge, welchen der große Verkehr nimmt. Die Hauptstraße zum Innern bildet der San Sacramento; in ihn münden, als belebte Nebenstraßen, der Puta, der Rio de los Americanos, der Federfluß, der Butte und viele andere; Hauptzuflüsse des San Joaquin sind der Mokelumne, Calaveras, Stanislaus und Tuolumne. In diesen Flußthälern wurden schon Hunderte von Ortschaften gegründet, die theilweise bereits zu bedeutenden Städten herangewachsen sind, wie San

Sacramento, Marysville und Nevada nach Norden, Stockton und Sonora nach Süden hin.

Mittäglich von der Pablo= und der Suisun=Bay und im Osten der eigentlichen San Francisco=Bucht liegt der Bezirk Contra Costa, eine gebirgige Gegend, in welcher der Monte Diablo sich nach neueren Messungen bis zu 3960 Fuß (nach früheren 3770) erhebt. Berge und Hügel, meist bewaldet, wechseln mit niedrigerem wellenförmigen Gelände ab, und der Küste entlang zieht sich ein mehrere Miles breiter Marschboden, der sich bis hoch in das Thal von San José fortsetzt. Im Westen der Bay liegt die Halbinsel San Francisco, ein District von etwa 30 Miles Länge und 16 Miles Breite, dessen vom Ocean bespültes Ufer unfruchtbar und kalt ist, während die innere Seite ein mildes Klima hat und den Anbau reichlich lohnen würde; seither wird der Boden vorzugsweise für die Viehzucht benutzt. Das Land am Südende der Bucht, am Guadalupe, der dort mündet, die Gegend, wo die Städte San José und Santa Clara liegen, bildet eine höchst anmuthige, fruchtbare und gesunde Gegend; man bezeichnet sie mit Recht als Kornkammer und Obstgarten für San Francisco. Weizen giebt die Aussaat achtzigfach zurück, Mais anderthalbhundertfältig, Kartoffeln erreichen ein Gewicht bis zu acht Pfund und sind dabei äußerst schmackhaft; Möhren werden drei Fuß lang, Kohlköpfe wachsen bis zu einem Durchmesser von zwanzig Zoll.

Bei den Indianern gab es eine Sage, der zufolge die Bucht von San Francisco einst ein Süßwassersee gewesen sei; aber bei einem Erdbeben habe sich das Küstengebirge geöffnet, das Meer sei in's Land geströmt, und seitdem habe die Bay ihre gegenwärtige Gestalt. Das überschüssige süße Wasser sei durch die Thäler von San José und San Clara nach Süden hin abgeflossen und in der Bucht von Monterey dem Ocean zugeströmt.

Die Stadt San Francisco, der wichtigste Hafenort und der bedeutendste Handelsplatz an der gesammten Westküste Amerika's, war noch nicht vorhanden, als die Nordamerikaner die alte Hauptstadt der Azteken eroberten und „in Montezuma's Hallen Tafel hielten". Da, wo nun mehr als 70,000 Menschen wohnen, standen im Anfange des Jahres 1848 einige Lehmhütten. Das große Emporium liegt in einer keineswegs angenehmen oder fruchtbaren Gegend, nahe der nordöstlichen Spitze der oben erwähnten Halbinsel (37° 48′ N. Br., 122° 25′ W. L.), zwischen sandigen Hügeln, aber die Rücksicht auf den Handelsverkehr und die Seeschifffahrt war bei der Gründung maßgebend. Zwei Miles östlich von der Stadt liegt die kleine Insel Yerba buena; diesen Namen führte auch das armselige Dorf, welches der prächtigen Stadt Platz gemacht hat. Wir gehen hier auf eine Schilderung der letztern nicht ein, weil wir gelegentlich San Francisco als Welthandelsstadt näher zu behandeln gedenken, und bemerken nur, daß der Geldwerth ihrer jährlichen Ausfuhren jenem von Neu-York nicht nachsteht. **San Francisco is the point!** schrieb Robinson vor zwölf Jahren in seinem oben erwähnten Buche, und der spürende Yankee hat das Richtige getroffen.

Zu den interessantesten Thälern in der Nähe des großen Wasserspiegels gehört das Thal des Napa, eines kleinen Flusses, welcher von Norden her in die San Pablo-Bay fällt. Bartlett hat dasselbe im März 1852 besucht und beschrieben*). Er fand dasselbe von einigen fleißigen Ansiedlern bewohnt, die von der Ortschaft Napa aus einen Dampfer bis nach San Francisco fahren ließen. Bei der Ausmündung in die San

*) Personal narrative of explorations and incidents in Texas, New Mexico, California, Sonora and Chihuahua, connected with the United States and Mexican boundary commission, during the years 1850, 51, 52 and 53. By John Russell Bartlett. New-York 1854. Vol. II, p. 13 ff.

Pablo=Bay hat das Thal eine Breite von etwa 6 Miles; weiter nach Norden wird es enger und bildet einen großen, mit mächtigen Eichen bestandenen Park, wie er nicht schöner gedacht werden kann. Das Ganze erscheint als eine reizende Einöde, in welcher Wohnungen nur erst sehr vereinzelt und meilenweit auseinander lagen. Der Reisende bemerkt ausdrücklich, daß er nur Bäume sah, die schon Jahrhunderte alt waren, daß er nirgends jungen Nachwuchs fand, wie denn auch Unterholz ganz fehlte. Er meint, daß daran das Verfahren der Spanier schuld sei, welche den Boden abzubrennen pflegten, oder daß wegen der umherziehenden Viehheerden junge Triebe nicht haben aufkommen können. Die Berge, welche das Thal einschließen, sind bis zum Gipfel bewaldet; einzelne Felsenmassen springen in phantastischer Gestalt weit vor. Auf Hügelreihen wachsen rothe Cedern; der Lauf des Näpa ist mit Weiden eingefaßt. Der Patriarch in diesem wilden Paradiese, der Missourier Yaunt, war vor fünfzehn Jahren in's Land gekommen und hatte von der Regierung eine beträchtliche Strecke Landes erhalten; er benutzte aber seine 5000 Morgen vorzugsweise nur als Viehweide. Revere hat einen Abriß der Lebensgeschichte dieses Abenteurers gegeben; so wie er sind und waren Tausende jener Männer, die im weiten Westen ihr Glück suchten. Er hatte unter Jackson in der Schlacht bei Neu=Orleans mitgefochten, später den Krieg gegen die Seminolen in Florida mitgemacht. Von diesen war er gefangen genommen und bereits an den Pfahl gebunden worden, um abgeschlachtet zu werden. Nur ein Zufall rettete ihm das Leben. Er kam später nach Californien, um Pelzthiere zu fangen, und schiffte mehr als einmal in einem kleinen Boote der Küste entlang. Im Jahre 1836 gelangte er zufällig in die Mündung des Napa: das Thal war damals nur von Indiänern bewohnt. Bei dem Stamme der Caymàs suchte der alte Trapper eine Ruhestätte, weil in seiner Jugend eine Wahrsagerin ihm prophezeit hatte,

daß er einst in einem fern gelegenen Thale Glück haben werde. Alle Jäger sind abergläubig. Yaunt ging nach Monterey, wurde californischer Bürger und erhielt eine Strecke Landes, auf welchem er sich ansiedelte. Mit den Wilden schloß er ein Bündniß, errichtete ein Blockhaus, führte die Caymas gegen andere Indianerstämme in's Feld, und war nach einigen Jahren thatsächlich Beherrscher des ganzen Napathales; die Indianer wurden so fügsam, daß sie ihm seine Heerden weideten und Holz für ihn fällten, namentlich die werthvollen Eichen und Cedern, die im Unterlande gesucht waren. Stämme von 280 Fuß Höhe sind auch in diesem Thale nicht selten; auch hier ist eine Heimath der Riesenbäume.

Genauere Nachrichten von den alles bis dahin bekannte Maß überschreitenden Coniferen am Columbia brachte, so viel ich weiß, zuerst Ross Cox, im Jahre 1819; man nahm aber seine Berichte Anfangs ungläubig auf. Später ergab sich, daß er nicht im Mindesten übertrieben hatte, als er von Bäumen sprach, die eine Höhe von mehr als 250 Fuß erreichen. Eine sehr ausführliche Schilderung der verschiedenen Waldbäume in jener westlichen Region entwirft J. M. Bigelow, der als Naturforscher den Lieutenant Whipple begleitete, als von diesem 1853 eine practicable Fahrstraße unter dem achtunddreißigsten Breitengrade aufgesucht wurde. (**Report of explorations for a railway route near the 38th parallel of latitude, from the Mississippi river to the pacific Ocean, by Ltnt. Whipple, P. 71 ff. Description of special forest trees along the route, by J. M. Bigelow, M. D. Botanist.**) Manche dieser Zapfen tragenden Bäume haben eine ausgedehnte Verbreitungs-Sphäre, während andere nur in einer geringen Anzahl von Individuen vorkommen und so viel wir bis jetzt wissen, nur auf einige wenige Standörter beschränkt sind. Die Douglass-Tanne (**Pinus Douglassi**), die man bei San Francisco in Californien **Oregon pine** oder auch **hemlock**

(Schirlings-Tanne) nennt, fand Bigelow zuerst am Sandia-Gebirge in Neu-Mexiko, östlich vom Rio Grande, zwischen diesem und den Pecos, dann weiter westlich, 90 englische Meilen von dem Rio Grande und der Sierra Madre, und in geringerer Menge in den Bergen bei Zuni. Aber in der Quellgegend des Rio Gila kam sie wieder häufiger vor, und in unzähligen Exemplaren als entschieden vorwaltender Baum in der Sierra Nevada und in der californischen Küstenkette. Während sie am Rio Grande nur 90 bis 120 Fuß hoch wird, erreicht sie in Californien 250 Fuß Höhe bei 8 bis 10 Fuß im Durchmesser. Ihr grobkörniges Holz eignet sich für feinere Arbeiten nicht, aber zu Bauzwecken ist es unvergleichlich, und in den californischen Städten wird es vorzugsweise zu Pfeilern, Bretterstrahlen, beim Bau von Werften und Eisenbahnen benutzt. Dagegen hat die Balsam-Tanne, Abies oder Pinus balsamina, ein schöner Baum, der nur im Hochgebirge wächst, leicht vergängliches Holz, das gegen Wind und Wetter nicht Stand hält. Jenes der Pech-Tanne (Pinus brachyptera) ist gleichfalls weich und leicht zu bearbeiten, aber dabei dauerhaft. Sie kommt in Neu-Mexiko und Californien häufig vor, namentlich überall dort, wo die Douglass-Tanne wächst, und in sehr schönen Exemplaren an den Ausläufern und Vorsprüngen der Sierra Nevada; hier erreicht sie weit über 130 Fuß Höhe. Es ist, beiläufig bemerkt, eine Thatsache, daß alle Coniferen auf der Westseite dieses Gebirges ein weit kräftigeres Wachsthum haben, als auf der Ostseite.

Die Pinus edulis, welche die Amerikaner als Nuß-Tanne, die Mexikaner als Piñon bezeichnen, tritt überall neben der Ceder auf, von den Hügeln am Rande der abgepfählten Ebene (Llano estacado), 150 englische Meilen östlich vom Rio Grande, nach Westen hin bis zum Cajon-Paß in der Sierra Nevada. Sie erreicht die geringe Höhe von 30 bis 60 Fuß, hat zähes, elastisches Holz und ist wichtig,

weil ihre süße Frucht, welche die Größe einer Haselnuß erreicht, eßbar ist. Sie wird von den Indianern gern genossen, wie ja auch die Araucaner, im südlichen Chili, in den Früchten der Araucaria ein Haupt-Nahrungsmittel finden. In Neu-Mexiko bildet diese Fichten-Nuß einen Handels-Artikel, welchen die Bewohner des reich bewaldeten Oberlandes den Leuten der Region unterhalb El Paso's zuführen. Ungeachtet des terpentinartigen Beigeschmackes mundet sie den Eingebornen trefflich und ist in der That von Werth in den dürren Gegenden, wo Getreide fehlt. Von Bären und Schweinen wird sie begierig aufgesucht. Auch die Saamenkerne der Weiß-Tanne (Pinus flexilis) in den Felsengebirgen und Neu-Mexiko, hat eßbare Früchte; sie wird in Californien 130 Fuß hoch. Sequoia sempervirens, schon länger unter dem Namen Taxodium sempervirens bekannt, wird von den Nordamerikanern als Redwood, Rothholz bezeichnet. Man kann diesen schönen Baum, der auf die Küsten-Region beschränkt ist, von Monterey bis zur Bodega-Bucht in Californien verfolgen; ob auch weiter nach Norden hin, ist noch nicht genau bestimmt; nur so viel weiß man, daß er nicht weit ins Innere geht. In Bergschluchten bei San Francisco hat man gefallene Sequoien von 200 Fuß Länge und 11 Fuß Durchmesser gefunden; Bigelow sah manche, die er für weit höher hielt; er konnte sie aber nur nach Augenmaß schätzen, weil zu genauen Messungen ihm die Zeit fehlte. Er meinte, daß er einzelne Individuen von 180 bis nahe an 300 Fuß Höhe gesehen habe. Das Holz ist so leicht und läßt sich so gut poliren wie jenes von der Ceder; zum Bauen eignet es sich besser als alle Oregon-Hölzer, und die Landleute gewinnen aus einem einzigen Stamme eine ganz außerordentliche Menge von Zaunpfählen und Stäben, Brettern und Latten. Nicht minder werthvoll ist das ungemein dauerhafte, schmutziggelbe Holz der sogenannten weißen Ceder Californiens (Libocedrus decurrens); sie ist von dem

Baume, welcher in den atlantischen Staaten Ceder heißt, völlig verschieden. Bigelow fand sie ohnweit Sonora's, in der Quellgegend des Stanislaus, südlich vom achtunddreißigsten Breitengrade, eben so am obern Calaveras und Mokelumne, in Exemplaren von 200 Fuß Höhe.

Aber alle diese Bäume können sich nicht messen mit den eigentlichen Giganten des Waldes, der Lambers-Fichte und der Wellingtonia. Die Pinus lambertiana oder Sugar Pine bildet den wahren Schmuck der Sierra Nevada, tritt aber schon südlich bei San Bernardino auf und reicht bis Oregon hinein. Die prächtigsten Individuen findet der Wanderer bei Sonora, Mokelumne Hill und Downieville und auch sonst überall in dieser Gegend, in einer Meereshöhe von 5000 Fuß. Dort erreichen die Stämme, bei schönem Ebenmaß und schlankem, anmuthigem Nadelwuchs, eine durchschnittliche Höhe von 200 Fuß bei 6 bis 10 Fuß im Durchmesser; das Holz hat ein feines Korn und läßt sich vortrefflich sägen und spalten.

Die Wellingtonia gigantea erfüllte die ersten Hinterwäldler, welche über die Gebirge nach Californien kamen, mit sprachlosem Erstaunen. Sie fanden diesen Mammuth-Washington-Baum mitten in der Region, in welcher das Gold zu Tage gefördert wird, zwischen Sonora und Mokelumne Hill, nördlich von diesen beiden Punkten, da, wo der Calaveras und der Mokelumne entspringen. Erst vor wenigen Jahren erfuhr Dr. Randall, Präsident der californischen Akademie der Naturwissenschaften, daß dieser Baum von der Sequoia verschieden sei. Er sandte eine Beschreibung nach New-York ab, sie ging aber auf der Landenge von Panama verloren. Inzwischen hatte ein Schotte, Lobb, der in Californien Saamen verschiedener Pflanzen sammelte, Proben von den Früchten des gewaltigen Baumes nach England geschickt und eine ausführliche Beschreibung hinzugefügt, welche Lindley in der londoner Garten-Zeitung veröffentlichte. So erhielt der

Name Wellingtonia gigantea in der Wissenschaft Geltung, und Randall's Vorschlag, ihn als Washingtonia zu bezeichnen, verlor durch jenen Unfall die Priorität.

Bigelow bemerkte über Höhe und Stärke dieses Giganten unter den Coniferen Folgendes. Er untersuchte einen Stamm, der 18 Fuß über der Wurzel gefällt worden war; dort hielt der Stumpf 14¼ Fuß im Durchmesser; er schätzte ihn nach den Jahresringen auf 1885 Jahre. Torrey untersuchte dieselbe Wellingtonia, die er auf 1000 Jahre schätzte, während Lindley mindestens 3000 Jahre herausrechnete und die Ansicht aussprach: jener Baum habe wohl schon über der Erde gestanden, als Moses noch ein Knabe gewesen. Jedenfalls ist der Baum uralt. „Keine Beschreibung ist im Stande, einen richtigen Begriff von diesem Giganten zu geben. Ich gebrauchte 31 Schritte, 3 Fuß auf den Schritt gerechnet, um den Stamm zu messen. Damit er gefällt werden konnte, mußte ich ihn zuvor mit Brunnenbohrern durchlöchern, und beschäftigte mit dieser Arbeit fünf Leute volle zweiundzwanzig Tage. Nachdem der Stamm vom Stumpfe getrennt war, stand aber jener auf diesem noch immer fest und in vollem Gleichgewicht, und meine fünf Arbeiter hatten wieder zwei Tage nöthig, um von allen Seiten her Keile einzutreiben. Dann erst gelang es, ihn umzustürzen; nach damaligem californischem Arbeitslohne kostete das Fällen dieser einen Wellingtonia 550 Dollars. In der Nähe befand sich ein anderer noch weit größerer Stamm, der vor etwa einem halben Jahrhundert durch irgend einen Zufall umgesunken war. Eine Strecke weit war er etwas hohl, und als ich mich dort befand, rieselte ein förmlicher Wasserbach aus ihm hervor. Der Stamm war über 300 Fuß lang, der Gipfel abgebrochen und, wie mir schien, durch Feuer zerstört worden. An dieser Stelle, 310 Fuß über dem Stumpfe, hielt der Stamm 40 Fuß im Umfang und mehr als 12 Fuß im Durchmesser. Bruchstücke von dem Baume liegen weit um-

her, und ich halte es für gewiß und ausgemacht, daß dieses Individuum einst eine Höhe von mindestens 450 Fuß gehabt hat. Am Stumpfe mißt er 110 Fuß im Umfang und 36 Fuß Durchmesser. Dieser Baumriese liegt in einem dichten Walde von Pech-Tannen und Lamberts-Fichten und noch anderen Nadelbäumen; seine Borke hat an manchen Stellen 15 Zoll Dicke. Die Gesammtzahl von Wellingtonien, junge und alte zusammengerechnet, beträgt an jenem Standorte nicht über 500; sie sind über eine Fläche von etwa 50 Acres verbreitet; aber an solchen riesengroßen Individuen waren nur 80 bis 90 vorhanden. Diese eng begrenzte Oertlichkeit und die geringe Menge der vorhandenen Bäume drängt mir die Ansicht auf, daß vielleicht dieser Gigant bald aussterben werde; seine Reproduction ist ungemein langsam. Er steht noch da als ein Glied, welches unsere Tage mit einer uralten Vergangenheit verknüpft. Ich war im Maimonat dort und fand Zapfen in allen Stadien der Entwickelung; der Boden war mit Samen und Zapfen buchstäblich übersäet. Das Holz ist dunkelroth wie bei der Sequoia, und vom Volke sind lange Zeit beide Bäume mit einander verwechselt worden." Man hat während der letzten Jahre eine Menge von Saamen nach den atlantischen Staaten Amerika's und nach Europa gebracht, um dort wo möglich die Wellingtonia fortzupflanzen.

Bartlett besuchte die schon mehrfach geschilderten „Geyser" im Plutonthale, und ging im April 1852 über San Francisco nach den Quecksilbergruben von Neu-Almaden im Thale von San José, das in mancher Beziehung jenem des Napa ähnelt, nur ist es ungleich länger und breiter. San José hat eine im hohen Grade günstige Lage und ist Mittelpunkt eines höchst ergiebigen Ackerbaubezirkes, dessen Fruchtbarkeit wir schon weiter oben angedeutet haben. Der 13 Miles lange Weg nach Neu-Almaden führt durch eine wahrhaft reizende Landschaft. Die Maschinen für das Quecksilberwerk

hatte die Compagnie aus England und den Vereinigten Staaten kommen lassen. Bartlett fand schon sechs Oefen in Betrieb. Das Quecksilber wird in gußeiserne Flaschen gefüllt, deren jede 75 Pfund enthält, auf Karren bis an den 20 Miles entfernten Landungsplatz gefahren, und geht von da zu Schiffe nach San Francisco. Damals wurde das Pfund mit 60 Cents bezahlt, halb so viel als die Rothschilde für das Quecksilber von Alt-Almaden in Spanien nahmen. Die Qualität dieser californischen Grube ließ nichts zu wünschen übrig. Zu Ende des Jahres 1851 waren versuchsweise 1000 Flaschen nach Canton verschickt worden, weil in China immer starker Begehr nach Quecksilber ist. Die Ausfuhr aus San Francisco stellte sich im Jahre 1853 auf 18,800 Flaschen; sie hatten einen Geldwerth von 683,189 Dollars. Davon gingen nach Honkong 5642 Flaschen zu 180,272 Dollars, nach Schanghai 812 Flaschen zu 31,199 Dollars, nach Canton 366 Flaschen zu 14,125 Dollars, nach Whampoa 300 Flaschen zu 11,500 Dollars. Der Versuch nach China war also lohnend gewesen und hatte eine beträchtliche Nachfrage zur Folge gehabt. Ferner gingen nach Calcutta 50 Flaschen, nach Mazatlan für die mexikanischen Bergwerke 2811, nach eben demselben Hafen und San Blas 255 und 1942, nach Callao in Peru 1800, nach Valparaiso in Chile 1977, nach Neu-York 1845 und nach Philadelphia 1000 Flaschen.

Wir schließen diese Mittheilung mit nachstehender Tafel, die wir einem Berichte des amerikanischen Seeoffiziers M'Arthur entlehnen. Er war bei der Küstenaufnahme zwischen Monterey und der Columbiamündung thätig; Bache hat die Resultate veröffentlicht *).

---

*) Notices of the Western Coast of the United States; U. S. Coast Survey. A. D. Bache, Superintendent. Washington 1851. S. 10.

	N. Breite:			W. Länge:		
Punta Pinos bei Monterey .	36°	37′	30″	121°	58′	00″
Santa Cruz, Landspitze . .	36	56	00	122	6	30
Punta Año nuevo . . .	37	11	00	122	23	00
San Pedro, Landspitze . .	37	34	00	122	28	00
Punta Lobos	37	46	30	122	27	30
Fort Point, Einfahrt nach San Francisco . . .	37	48	20	122	28	12
Süd-Farallon	37	36	30	123	00	00
Nordwest-Farallon	37	44	00	123	8	00
Punta de los Reyes . . .	38	1	30	123	2	30
Punta Tornales	38	14	30	123	2	30
Bodega Head	38	18	30	123	5	00
Fort Roß	38	33	00	123	16	30
Blunt's Riff, gegenüber Mendocino	40	27	15	124	30	00
Cap Mendocino, Zuckerhut .	40	27	00	124	27	30
False Mendocino	40	31	00	124	26	00
Eel River, Einfahrt . . .	40	39	30	124	17	00
Table Bluff	40	44	00	124	13	00
Humboldt-Hafen, Einfahrt .	40	51	00	124	8	00
Trinidad-Bay, Ankerstelle .	41	5	40	124	5	00
Klamath-Fluß, Einfahrt . .	41	34	00	124	1	30
Hafen St. George, Ankerstelle	41	43	00	124	4	00
Pelicanbay, Indianerdorf, Ankerstelle	41	55	00	124	4	00

8. Aus dem californischen Tagebuche eines Vielseitigen.

Wir haben gezeigt, wie Californien sich rasch zu einem blühenden Gemeinwesen emporgearbeitet hat und weiter oben geschichtliche Notizen über die Eroberung gegeben. Wir fügen hier Mittheilungen aus einem Tagebuche hinzu, welche von einem der frühesten Ansiedler herrühren. Sie zeigen klar, in

welcher Art sich an jenen pacifischen Gestaden ein neues Leben entwickelte, und sind durchaus kennzeichnend für die Anschauungen und das ganze Treiben der Nordamerikaner. Der Yankee schreibt:

Ich war am 10. Juli 1846 zu Monterey im südlichen Ober=Californien, als das Sternenbanner der Vereinigten Staaten von Nordamerika dort zum erstenmal wehete. Es kümmerte uns wenig, daß damals ein englisches Geschwader an jener Küste kreuzte; wir thaten, was geschehen sollte. Die spanischen Bewohner hatten vorher in einer Versammlung erwogen, ob es angemessen sei, Großbritanniens Schutz anzurufen; man verzichtete jedoch darauf. Ein alter Bürger hatte nämlich gesagt: „Uns mußte daran liegen, Californien selbstständig zu machen; damit ist es jetzt nichts mehr, die Amerikaner sind einmal da, und wenden wir uns an die Engländer, so werden die auch nicht wieder abziehen wollen. Denkt nur an die Frau, welche vom Markt nach Hause ging. Ein Hund hatte ihr eine Schöpsenkeule weggeschnappt und war damit fortgelaufen. Da schickte sie einen andern viel größern Hund hinter ihm her, der jenem allerdings die Keule abnahm, sie aber nicht etwa der Frau brachte, sondern selber verzehrte. So, californische Männer, steht es mit uns, die Schöpsenkeule ist für uns verloren. Ihr habt nur die Wahl zwischen dem ersten Hunde und dem zweiten Bullenbeißer. Ich ziehe den ersten vor; er war am flinksten und möge meinetwegen die Beute behalten.“

Wir sollten das Land freilich erst erobern und hatten zu diesem Zweck nur einhundert und sechzig Mann Landtruppen unter Oberst Fremont; fünf Kriegsschiffe lagen in verschiedenen Häfen, und die am Bord derselben befindlichen Seesoldaten sollten theilweise ausgeschifft werden, um uns zu unterstützen. Sie konnten aber den trefflich berittenen Californiern nicht viel anhaben. Fremont ist ein äußerst tüchtiger Mann und

nun schon zum fünften Mal auf dieser westlichen Seite der Felsengebirge; klein gewachsen, aber hart wie Stahl und aus seinen Zügen spricht Festigkeit und Entschlossenheit.

In ganz Californien ist kein einziges Gasthaus, aber Niemand bleibt ohne Obdach, man ist überall willkommen; die Gastfreundschaft des Californiers ist grenzenlos. Wir leben mit ihnen in offenbarem Kriege, es fehlt uns aber nicht an Heiterkeit und Lust; an ihrem Heerde sind wir sicher, Niemand würde seinen Gast verrathen. —

Ich datire den letzten Juli. Hier in Monterey ist schon jetzt eine wahre Musterkarte von verschiedenen Volksthümlichkeiten, jede Nation hat hier Vertreter. Vor meiner Wohnung gingen heute vorüber: Californier, die das Leben leicht nehmen; halbzahme Indianer; Fallensteller, Trapper, die jahrelang im Gebirg umhergestreift sind; Mexikaner, eitle, unzuverlässige Leute; Spanier, deren Sitten ich sehr locker finde; einige Engländer, die mit nichts zufrieden sind und in einem fort zanken und schelten; vierschrötige Deutsche, denen man ansieht, daß sie sich auf harte Arbeit verstehen. Ich sehe ferner unglückliche Irländer, lustige Franzosen, mißvergnügte Mormonen und sogar Russen, die von ihren Niederlassungen an der nordwestlichen Küste hierher gekommen sind, weshalb weiß ich nicht.

Im August. — Ich bin Alcalde von Monterey, also Richter und Polizeidirector in einer Person. Es wird ein schwer Stück Arbeit sein, in diesem bunten Gewirr Ordnung aufrecht zu erhalten. Es giebt hier sonderbaure Käuze. Im Gefängniß sitzen zwei Californier, welche einen Courier der Vereinigten Staaten unterwegs überfielen und beraubten. Sie haben ihr Urtheil noch nicht erhalten, es wird aber vermuthlich auf Todesstrafe lauten, und das können sie sich auch wohl denken. Sie ließen mich um Guitarren bitten, weil die Einsamkeit im Kerker ihnen doch gar zu lästig werde, sie möchten sich gern belustigen. Ich habe ihre Bitte erfüllt. Gestern

Abend, als auf der Straße alles ruhig war und der Mond durch ihre Gitterfenster schien, spielten und sangen die beiden Räuber. Ihre Stimme hatte viel Schmelz, aber die Melodieen klangen zugleich wild und melancholisch. Sie sangen ihr Requiem.

Am 10. August. Ein merkwürdiges Land! Es ist gar nicht selten, daß vierzehn bis achtzehn Kinder neben Vater und Mutter an demselben Tische sitzen. Ich kenne eine Dame, deren zweiundzwanzig Kinder alle am Leben sind, das jüngste hat sie an der Brust; kein einziges bedurfte einer Amme, die eigene Mutter hat sie sämmtlich mit ihrer Milch genährt. Eine andere hat achtundzwanzig lebendige Kinder, alle gesund wie die Fische, und die Gebärerin sieht noch gar nicht übel aus. Ich blicke auf diese Frau mit großer Ehrfurcht. Welch ein Abstand zwischen ihr und unseren elenden Zierpuppen, die ihre schwächlichen Kinder verzärteln und am Ende mit Rosinen und Mandeln und Conditorwaaren und Leckereien um's Leben bringen.

Am 12. August hielt ich Gottesdienst am Bord des Kriegsschiffes Savannah. Es macht den Offizieren alle Ehre, daß sie während der nun schon drei Jahre anhaltenden Kreuzfahrt des Schiffes an allen Sonntagen ohne irgend eine Ausnahme Gottesdienst gehalten haben, obwohl kein Geistlicher auf dem Schiff ist. Statt desselben fungirten abwechselnd zwei Lieutenants, der Arzt und der Capitain. Sie haben auch Sonntagsschulen für die Schiffsmannschaft und die Seesoldaten eingerichtet.

Am 15. August. Heute erschien zum erstenmal in Californien ein Zeitungsblatt. Die Ehre, den Prospectus zu schreiben, ist mir zugefallen; das Blatt wird jeden Sonnabend herauskommen, und die Herausgeber sind Semple und Colton. Ich, Walter Colton, dachte als Redacteur des Northamerican in Philadelphia wahrlich nicht daran, daß ich jemals

am Stillen Ocean ein Journal erscheinen lassen würde. Mein Partner, Robert Semple, ist ein sechs Fuß hoher Kentuckier, trägt einen Rock aus Hirschfell auf dem Leibe und eine Kappe von Fuchspelz auf dem Kopfe. Seine Büchse läßt ihn nie im Stiche, mit der Feder ist er rasch und gewandt und am Setzkasten nimmt er es mit Jedem auf. (Er hat drei Jahre später als Delegat einen wesentlichen Antheil an den Berathungen über die Verfassung für Californien genommen. Die betreffende Erklärung ist von ihm mitunterzeichnet.) Robert Semple schaffte die Lettern aus einem Kloster herbei, in welchem einst die Mönche einige Gebetbücher gedruckt hatten. Die Presse hat ein so wunderliches und alterthümliches Ansehen, daß sie in irgend einem Museum eine Stelle verdient; die Ballen waren von Mäusen angefressen worden, wir fanden weder Winkelhaken noch Stege, die Lettern waren kläglich und das W fehlte ganz. Wir mußten jede einzelne Type rein kratzen und waschen. Zum Glück trieben wir in der Stadt etwas Zinn auf, und damit halfen wir uns aus der Noth. Ein Faß Druckerschwärze war da, aber an eins hatten wir nicht gedacht, — es fehlte nämlich an einer Hauptsache, — an Papier. Woher sollten wir es beschaffen? Die Spanier rauchen Papiercigarren; ein kleiner Küstenfahrer hatte Cigarrenpapier am Bord, und wir kauften ihm seinen Vorrath ab. Nun hatte alle Noth ein Ende. Der „Californier" erschien in Octavformat und seine erste Nummer kann sich sehen lassen. Sie bringt viele Neuigkeiten, weil in der vorigen Woche Couriere eingetroffen sind. Einer brachte uns die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten gegen Mexiko. Einige Columnen enthalten spanischen Text.

Am 16. August hielt ich abermals Gottesdienst am Bord der Savannah. Mein geistliches Amt ist mir lieber als das eines Alcalden, das mich zwingt, Verirrte zu strafen.

Am 27. August. Mit der Bestrafung der Verbrecher hat es vor unserer Ankunft eine seltsame Bewandtniß gehabt.

An Zuchthäuser, in welchen die Verurtheilten arbeiten und sich nützlich beschäftigen müssen, dachte Niemand, die spanischen Californier wurden mit Geldstrafen belegt und die Indianer ausgepeitscht. Ich habe das Arbeiten eingeführt, und nun müssen acht Indianer, drei Californier und ein Engländer Ziegelsteine machen. Alle zwölf sind Roß- und Ochsendiebe; jeder hat sein Tagwerk zu leisten: fünfzig Stück Ziegelsteine; was er mehr abliefert, wird ihm bezahlt. In der Regel machen sie jeder fünfundsiebenzig Stück, für jedes gebe ich einen Cent, und dieser Verdienst wird am Sonnabend ausgezahlt. Sie können das Geld nach Belieben verwenden, nur dürfen sie keinen Rum oder Branntwein kaufen. Sie haben gutes Nachtlager und erhalten kräftiges Essen. Einen aus ihrer Mitte habe ich zum Kapitän ernannt; sie arbeiten auf offenem Felde und überwachen freiwillig einer den andern.

30. August. Hier in Monterey sind mehr Tanzhallen als nöthig. Ich würde mir kein Gewissen daraus machen, die eine oder andere in eine Kirche zu verwandeln. Ein Methodist legte schönen weltlichen Melodieen geistliche Texte unter, und als man ihn deshalb tadelte, sprach er: „Soll mir etwa der Teufel alle hübschen Sangweisen wegschnappen?"

Die wilden Indianer haben Vorstellungen von einem jenseitigen Leben. Sie sagen: Wie der Mond stirbt und wieder auflebt, so lebt auch der Mensch nach dem Tode wieder auf. Im Jenseits werden die Bösen von Schlangen gebissen, von Blitzen verbrannt oder über Wasserfälle hinabgestürzt; die Guten dagegen treffen mit jedem Pfeilschuß ein Stück Wild, und in den Wäldern strömen klare Bäche über Goldsand. Jeder Gute erfreut sich ewiger Jugend; Alter, Krankheit, Noth und Tod sind dort unbekannt.

Am 31. August. Ich muß meine Zeit systematisch eintheilen, sonst komme ich wahrlich nicht mehr durch. Ich stehe mit der Sonne auf, lese bis acht Uhr, dann frühstücke

ich; von neun bis drei Uhr bin ich als Alcalde beschäftigt, nachher speise ich zu Mittag. Um vier Uhr gehe ich auf die Jagd und schieße Hühner; gegen Dunkelwerden bin ich wieder in der Stadt, trinke Thee, arbeite für die Zeitung und schreibe leitende Artikel. Am Sabbath halte ich die Predigt, ich schreibe sie nieder, wie und wo es gerade kommt; den Entwurf denke ich mir gewöhnlich im Wald aus, oder im Amtszimmer, auch wohl Abends im Bett. Die besten Gedanken kommen mir, wenn Kläger und Beklagter langes Garn spinnen. Einmal wählte ich in Folge äußerer Veranlassung zum Text die Worte: „Und er gerieth unter die Diebe!“

Beim Tanze lassen die Californier sich durch gar nichts stören; und wenn ein gewaltiges Erdbeben käme, so würden sie doch höchstens eine Pause machen und gleich nachher wieder zu springen anfangen.

Am 4. September 1846 entwarf ich die Liste zum ersten Geschwornengerichte in Californien. Von den zwölf Männern der Jury waren vier Mexikaner, vier Californier und vier Nordamerikaner. Der Kläger sprach englisch, der Beklagte französisch, die Zeugen redeten spanisch; aber Alles ging gut, denn der Dolmetscher, ein geborner Engländer, erwies sich als durchaus tüchtig, und wir hatten glücklicher Weise keine jungen Advokaten. Ich führe als Gerichtspräsident den Vorsitz; das Zeugenverhör dauerte sechs Stunden, die Geschwornen gaben einen verständigen Wahrspruch. Das Volk war ganz erstaunt über eine solche Gerechtigkeitspflege, von welcher es nie eine Ahnung gehabt hatte. Das sei das Richtige, sagten sie, da sei kein Einzelrichter, den man leicht bestechen könne. Wenn ich für irgend etwas in den Tod gehen möchte, abgesehen für meine Religion, so wäre es für das Recht, von einer Jury abgeurtheilt zu werden. Gott erhalte die Geschwornengerichte!

Am 6. September. Heute erschallten, nach einer Unterbrechung von mehreren Wochen, die Glocken der römisch-katholischen Kirche. Ich ließ die Gefangenen katholischen Glaubens zur Kirche führen. An dergleichen hat früher Niemand gedacht. Am Sonnabend hatte ich ihnen Seife geben lassen, sie mußten sich und ihre Kleider säubern und sahen nun ganz ordentlich aus, als sie unter Bedeckung eines Marinesoldaten in die Kirche gingen, wo sie sich denn auch geziemend aufführten. Ich selbst predigte heute am Bord der Savannah, wo die Offiziere des Kriegsschiffes Erie erschienen waren, um am Gottesdienst theilzunehmen.

Am 7. September. Ich habe heute einem Güterverkaufe beigewohnt. Seit hier die amerikanische Flagge wehet, sind Grund und Boden um vierzig Procent gestiegen.

Mein Mitherausgeber des „Californiers" ist seit drei Wochen verreist und sein Stellvertreter ist ein Matrose. Seine Finger sind so steif wie ein Schiffstau, aber er bringt trotzdem einen ganz rechtschaffenen Satz zu Stande. Nur hier, in diesem fernen Winkel der Erde, kann man daran denken, ein Wochenblatt herauszugeben, das von einer alten Theerjacke gesetzt wird, keine Correspondenten und keine Wechselblätter hat, und dessen Redakteur ein lediglich auf sich selbst verwiesener Ortsrichter ist, der zugleich das Amt eines Polizeidirectors und Predigers versieht. Ich war nicht wenig erfreut, als ein Jägersmann aus dem Norden eine Nummer des „Zuschauers in Oregon" nach Monterey brachte; sie enthielt Nachrichten aus den Vereinigten Staaten, die nur fünfthalb Monate alt waren.

15. September. Bisher war ich ein von Commodore Stockton kraft Kriegsrechts ernannter Alcalde; heute wählten mich die Bürger zu ihrem städtischen Vorstand. Dieser Beweis von Vertrauen macht mir Freude.

Am 24. September. In der letzten Zeit sind viele Ausländer hierher gekommen. Solch ein Fremder hat in der Regel nichts eiliger, als sich dreierlei zu besorgen: erst kauft er ein Pferd, gleich nachher schafft er sich eine Geliebte an, und drittens nimmt er ein Spiel Karten zur Hand. Gewöhnlich kommt auch noch eine Flasche Rum hinzu; das ist ein Kapital für diese Welt. Doch giebt es auch Ausnahmen.

Als unser Geschwader Monterey eroberte, ließ der Oberbefehlshaber alle Branntweinschenken schließen, damit kein Streit zwischen Matrosen und Seesoldaten einerseits und den Stadtbewohnern andererseits entstehe. Die Rumverkäufer wollten sich erst gar nicht zufrieden geben, und alle mäßigen Strafansätze fruchteten nichts. Der Preis für eine Flasche Branntwein stieg auf fünf Dollars, und eine solche Prämie hatte gar zu viel Verlockendes. Ich ließ aber eifrig nach verbotener Waare suchen und fand einmal Rum mitten in einer Feueresse. Der Rumverkäufer lachte mit, als der Fang geschehen war. Ich strafte ihn, nicht weil er Grog im Schornstein hatte, denn dort mag er meinetwegen immer bleiben, sondern weil er Rum im Einzelnen ausschenkte. Er zahlte willig seine fünfundzwanzig Dollars, bat aber, ich möchte ihm den Rum lassen. Ich nahm aber Alles unter meinen Verschluß und sagte ihm, er möge sein Eigenthum abholen, wenn die amerikanischen Kriegsschiffe fortgesegelt seien.

Am 1. October. Herr Hartwell, aus England gebürtig, ist zum Hafeninspector, Dolmetscher und Uebersetzer ernannt worden. Er hat einundzwanzig Kinder, und dazu noch fünf Waisen adoptirt. Ein Ehrenmann.

Der spanische Consul wurde von einem schlichten Californier wegen einer Schuld von achthundert Dollars verklagt. Er benahm sich sehr hochfahrend; der Kläger sei einst bei ihm im Dienst gewesen, könne weder lesen noch schreiben, und es sei unverschämt, daß er ihn, den Consul, vor Gericht lade. Ich

sagte: die Hauptsache sei, ob der Mann ein Recht habe, die achthundert Dollars zu fordern; sei das einmal im Klaren, so komme auf das Lesen und Schreiben wenig an. Der Spanier mußte bezahlen, er murmelte etwas von horizontaler Justiz in seinen Bart. Horizontale Justiz muß aber sein; vor Recht und Gesetz alles gleich, ist amerikanische Art.

14. October. Wir haben Nachricht, daß ganze Ströme von Emigranten aus den Vereinigten Staaten sich in das Thal des San Sakramento ergießen, mehr als zweitausend sind in einer Woche angelangt. Sie bringen Intelligenz, Vermögen und Betriebsamkeit ins Land, also lauter Sachen, deren Californien im hohen Grade bedarf. Sie werden dem Lande bald ein ganz anderes Aussehen geben.

Bei uns in Monterey sieht es kriegerisch aus. Die californischen Truppen wollen die Stadt überrumpeln und die an Zahl geringe amerikanische Besatzung in's Meer jagen. Heute sind in den Straßen Verrammelungen aufgeworfen worden, alle zuverlässigen Bürger thun Dienst in der Schaarwacht. Neben meinem Bette liegen eine geladene Doppelbüchse und ein paar Pistolen. Mein Diener ist auch bewaffnet; er stammt aus Sanct Helena. Die californischen Banden sind schlimmes Gesindel. Ich mag mich nicht martern und nachher in Stücke hauen lassen, wie es kürzlich einigen Amerikanern geschah. Ich werde mein Leben theuer verkaufen.

18. October. Ich habe einen strengen Befehl gegen das Hazardspiel erlassen, mit dem namentlich am Sabbath der größte Unfug getrieben wurde. Nun laufen die Spieler aus der Stadt in den Busch. Heute wird mir gemeldet, daß ihrer etliche dreißig schon seit dem frühen Morgen in einer Schlucht spielen.

Unsere Bay wimmelt von herrlichen Fischen, von denen aber keiner auf den Tisch kommt, denn die Californier hier haben auch nicht ein einziges Boot, mit dem man sich auf

Kabelslänge in See wagen dürfte. Und wäre auch ein Boot vorhanden, so verständen diese Californier nicht, es hinauszurudern. Ja, wenn man vom Sattel aus Fische fangen könnte, dann würden sie das Mögliche leisten!

11. November. Ich besuchte heute die Gefangenen bei ihrer Arbeit. Der eine hatte kein Hemd an und gestand, daß er es an einen andern Gefangenen verspielt habe. Nun fehlte es den Leuten doch an Karten, sie wußten sich jedoch zu helfen; sie hatten nämlich einen Knochen genommen und ihn in die Luft geworfen; wer ihn so warf, daß das dicke Ende zuerst die Erde berührte, gewann. Indianer und Californier würden sogar um ihre Zähne spielen, wenn sie nichts anderes einzusetzen haben.

Ich finde in jedem californischen Hause einen Tanzsaal und eine Madonna; Tanzen und Knieen wechseln im Nu mit einander ab. Die Hochzeiten werden zu Roß gefeiert, Braut und Bräutigam reiten. Ueberhaupt ist der Californier von der Wiege bis zum Grabe zu Pferde, aber er mag nicht arbeiten. Es war mir anfangs unmöglich, für schweres Geld Hühnereier aufzutreiben, ich mußte mir selbst Hennen anschaffen und einer Indianerin für das Stück einen Dollar zahlen.

Am 10. December. Heute speiste ein Einwanderer bei mir. Der Mann ist sechsundsiebzig Jahre alt und sein Haar so wenig greis wie das eines Kindes. Er dient als freiwilliger Büchsenschütz und tummelt sein Pferd, daß es eine Lust ist. Vier seiner Söhne stehen mit Oberst Fremont im Felde, sie traten gleich ein, bevor sie noch ihre Satteldecken abgepackt hatten, und nachdem sie eben aus den Vereinigten Staaten über Land zweitausend Meilen weit hergekommen waren; als einzigen Proviant nahmen sie Schiffszwieback und Käse, den sie vom Mississippi gebracht, mit sich. Der Alte war nach Californien gekommen, weil seine Söhne hieher zogen. Ich

fragte ihn, ob er keine Gewissensbisse darüber fühle, daß er gleich nach seiner Ankunft im Lande die Waffen gegen dessen Einwohner ergreife. Er sagte Nein, und führte die heilige Schrift zu seiner Rechtfertigung an! Die Israliten, sagte er, nahmen das gelobte Land im Osten mit Waffengewalt, und die Amerikaner müssen sich das gelobte Land im Westen in derselben Weise aneignen. — Ich entgegnete, das würde freilich ganz in der Ordnung sein, wenn man nur einen ebenso gültigen Erlaubschein aufweisen könne, wie einst die Kinder Israel. — Die meisten Einwanderer haben ziemlich dieselben Ansichten, wie dieser Alte; Californien gilt ihnen für ein anderes Canaan, und die jetzigen Bewohner werden als Jebusiter, Hetiter und Heviter betrachtet.

Neujahr 1847. Der gemeine Mann hat in Californien ein Haus, das nur aus einem einzigen Gemache besteht; ein Heerd ist nicht vorhanden, und der Fußboden gestampfter Lehm. In solch einem Zimmer wohnen, essen und schlafen zwölf bis fünfzehn Menschen. Die Wände werden aus unbehauenen Pfählen hergerichtet, welche man der Länge nach neben einander in die Erde rammt und nothdürftig mit Lehm bewirft. Durch diese Wände pfeift der Wind und durch die Lücken im Dache glitzern die Sternlein am Himmelsgezelt. Es regnet hier nur selten; wenn aber die Wolken ihre Schleusen öffnen, dann wird solch ein californisches Haus in eine Cisterne verwandelt. Daran sind jedoch die Insassen von Kindesbeinen an gewöhnt, sie machen sich nichts daraus. Das Unwetter wird nur den — Flöhen verderblich; an diesen Thieren ist hier mehr als Ueberfluß. Der Californier hat sich an sie gewöhnt und thut ihnen nichts zu leide.

Die ungeheuere Menge herrenloser Hunde ist sehr lästig; Constantinopel ist in dieser Beziehung nichts gegen Monterey oder Californien überhaupt. In jedem Dorfe laufen die widerwärtigen Köter zu Tausenden herum, selbst dem Indianer

ziehen sie dutzendweise nach. Ich habe ein Blutbad unter ihnen anrichten lassen, die Seesoldaten haben mit ihren Musketen unter dem bellenden Geschlecht wacker aufgeräumt.

Im Januar. Unter den amerikanischen Freiwilligen ist sehr viel nichtsnutziges Gesindel, Abschaum aus den westlichen Grenzgegenden der Vereinigten Staaten, die froh waren, daß sich ihnen ein neuer Schauplatz eröffnete. Sie sind hier eine wahre Landplage, belästigen den friedlichen Hirten und Ackerbauer, marodiren und plündern, daß es eine wahre Schande ist. Nun, sehr lange sollen diese Bursche ihr miserables Handwerk nicht treiben, dafür wird schon gesorgt.

Europäische Offiziere würden hier mancherlei auszusetzen finden. Ein beliebiger Mann, der vierzig oder fünfzig Einwanderer um sich schaart, ist ohne Weiteres Kapitän und zieht mit seiner Schaar auf eigene Hand ins Feld. Es liegt ihm wenig daran, auf welche Weise er sich Pferde, Sättel und andere nothwendige Sachen verschafft; er nimmt dergleichen, wo er es eben findet; er plündert die Californier aus, um sie vermittelst ihrer eigenen Habseligkeiten zu bekriegen. Das Schlimmste ist, daß den Leuten für das Geraubte nicht einmal ein Schein ausgestellt wird, sie erhalten also später gar nichts. In den Vereinigten Staaten würde man Fremde, die ins Land kämen und in solcher Art wirthschaften wollten, sicherlich mit Düngergabeln niederstechen oder mit Dreschflegeln todtschlagen.

Wir haben Mangel an Lebensmitteln. Das Faß Mehl ist kaum für fünfundzwanzig Dollars zu haben; selbst die Besatzung ist auf halbe Rationen angewiesen.

Im März. Neulich entsprang ein Gefangener; ich schickte ihm aber meinen Constable nach, der ihn denn auch etwa dreißig Stunden von hier wieder ertappte. Ich fragte ihn, weshalb er ausgerissen sei, und er entgegnete, der Teufel

habe es ihm eingeblasen. „Der Teufel," entgegnete ich, „hat genug mit seinen eigenen Teufeleien zu schaffen, und Ihr braucht ihm nicht obendrein Dinge aufzuhalsen, mit denen er nichts zu thun hat. Ihr müßt nun sechs Monate länger gefangen bleiben." — Die Sträflinge werden von mir so verwandt, daß sie zum allgemeinen Nutzen beitragen. Jetzt eben müssen sie Steine brechen, aus welchen ein Schulhaus aufgeführt wird, der Grundstein ist bereits gelegt worden. Das Gebäude wird sechzig Fuß lang und dreißig Fuß tief, bekommt zwei Geschosse und eine schmucke Vorhalle. Ich stelle die Schule her vermittelst der Strafarbeit meiner Gefangenen, mit den Abgaben von Rum und den Geldern, welche ich durch Aufhebung der Spielbanken bekomme. Manche meinen, ich sei ein Projektenmacher und würde das Schulhaus nicht fertig bringen, allein das wollen wir doch in Ruhe abwarten.

Ich begegnete auf der Straße einem Californier, der ein lustig Liedlein auf seiner Guitarre spielte und überhaupt guter Dinge war. Ich fragte ihn, wie er so heiter sein könne, da doch die Flagge seines Landes eben jetzt in andere Hände übergegangen sei? Er entgegnete munter: „Wenn wir die Guitarre und den Fandango behalten, so mag der Teufel die Flagge holen." In den Californiern, die freilich alle zusammen nicht so zahlreich waren, wie die Bewohner einer einzigen großen Straße in Neu-York, ist nie nationales Gefühl gewesen, und von Mexiko, das sie stiefmütterlich behandelte, wollten sie ohnehin nichts wissen.

Am 25. März. Heute erschien eine californische Mutter und klagte mir, daß ihr erwachsener Sohn sie geschlagen habe. Nach Landesbrauch kommt es hier der Mutter zu, ihre Söhne körperlich zu züchtigen, so lange sie unverheirathet sind und bei ihr im Hause leben; er dagegen darf sich nicht an ihr vergreifen. Ich ließ den Burschen holen und sprach sehr eindringlich; daraus schien er sich aber nichts zu machen. Gut.

Er mußte seine Jacke ausziehen, ich gab der Mutter ein tüchtiges schwankes Rohr in die Hand und die Weisung, den frechen Buben recht tüchtig durchzugerben. Die Frau hatte einen starken Arm und führte einen guten Hieb. Bei jedem Streich, der auf den Buckel fiel, sprang der Bursch hoch auf. Mit zwölfen hatte er reichlich genug. Ich denke, diese Kur wird schon helfen.

Im Gefangnenhause kann man die Sträflinge nicht überwachen; es ist ohnehin unsauber, und wer will, kann ausbrechen. Ich lasse ein neues Gefängniß bauen und zwar durch die Sträflinge. Es ist ihre Schuld, daß überhaupt solch ein Gebäude erforderlich wird, und so erscheint es mir nicht mehr als billig, daß sie selber es herrichten. Jeder Vogel baut sich sein eigenes Nest.

Am 12. Mai. Es sind sehr unwillkommene Gäste hier in Monterey erschienen, nämlich eine Spielerbande. Sie haben in einer Kneipe, welche den stolzen Namen Astor Hotel führt, gestern Abend Bank aufgelegt. Sie kamen mir gerade zu passe für mein Schulhaus. Ich nahm eine Rotte Soldaten mit mir, besetzte Abends spät in aller Stille die Thürausgänge des „Hotels" und ging rasch die Stufen zu dem Zimmer hinauf, in welchem sich die Spielhöhle befand. Ich hörte einen Pfiff, und gleich nachher polterten alle auseinander. In dem Saale war weiter Niemand, als ein Sonoraner, der sich gemüthsruhig an den Tisch lehnte und seine Cigarre schmauchte. Ich tauschte höfliche Begrüßungen mit ihm aus und ersuchte ihn dann, mich gefälligst seinen Herren Kollegen vorzustellen. Da vernahm ich plötzlich aus einem Bette, das im Winkel stand, ein lautes Schnarchen, offenbar nicht von einem schlafenden Manne, es war künstlich. „Ah, da sind ja die Herren! Nun, Sie da, stehen Sie rasch auf, Sie werden wissen, wo die Anderen sind." Der Mann zeigte unter das Bett; ich leuchtete hin und fand nun wunderbar

viele Köpfe und Beine, es war ein Rattenkönig von Spielern: „Hallo, Freunde, nur immer heraus, kommt nur hervor!“ Und etwa ein halbes Dutzend wickelte sich unter dem Bett heraus, alle tüchtig bestäubt und befiedert. Sie konnten das Lachen nicht lassen, als sie einander betrachteten, und ich meinerseits machte auch kein mißvergnügtes Gesicht. Nun ging ich mit meinem Schreiber in ein anderes Zimmer, wo ich abermals Schläfer fand, die nicht schliefen, in und unter den Betten, zwei sogar in einem großen Fasse, einen in der Feueresse und noch einen an einem gewissen Orte. Da war auch ein baumlanger Missourier, welcher den Spitznamen Prairiewolf hatte; er lag zwischen mehreren Bettdecken. Es half ihm nichts, er mußte hervor. Gerade an ihm lag mir viel, denn er war der Fähnchenführer, ist Spieler von Handwerk und schlägt überall, wohin er kommt, einen Montetisch auf. Er hat kein anderes Buch, als sein Spiel Karten. Ferner fand ich einen Kollegen, nämlich den Alcalden von San Francisco, der auf Besuch hier war. Er hatte indessen nicht mitgespielt, sondern nur zugesehen. Mitgefangen, mitgehangen. Kurz, ich ließ alle in das große Zimmer schaffen, wo ihrer dann nahe an fünfzig beisammen waren. Meine Rede nahm nicht viel Zeit weg. „Meine Herren, Sie haben sich gegen das Gesetz vergangen; jeder von Ihnen zahlt mir auf der Stelle eine Buße von zwanzig Dollars. Damit basta!“ Einige wollten sich sperren, schützten Unschuld vor, man habe weder Karten noch Geld auf dem Tische gefunden, und ein freier Mann habe das Recht, nach seinem Belieben in oder unter einem Bette zu schlafen. Dagegen erwiderte ich, das letztere sei allerdings Sache der Liebhaberei und des Geschmacks und kümmere mich auch nicht; ich wolle aber zwanzig Dollars Strafe einkassiren. Ein Doktor S. war der Erste, welcher sich dazu verstand: „Wir wollen zahlen und weiter kein Aufheben machen. Der Alcalde bedarf des Geldes für das Schulhaus,

in welchem hoffentlich unsere Kinder Besseres lernen, als die Beispiele, welche wir ihnen geben." Das war verständig gesprochen. Nun zahlte auch der Prairiewolf, und nach zehn Minuten hatten sie alle, Chilenen, Sonoraner, Oregonier, Californier, Engländer und Amerikaner ihre Buße auf den Tisch gelegt. Es war eine buntscheckige Gesellschaft. Ich nahm das Geld, ließ mir dann noch einhundert Dollars vom Wirthe zahlen, packte Alles hübsch in einen Beutel und wünschte freundlich gute Nacht. Ich hoffe, des Doktors Prophezeihung wird sich erfüllen, wenigstens ist es nicht meine Schuld, wenn es anders sein sollte. Uebrigens leistete kein einziger Spieler Widerstand; die Leute wußten, daß ich meine Schuldigkeit that.

Am 18. Juni. Beim Bau machte sich der Engländer über die Arbeit eines andern Gefangenen lustig, und es kam bei dieser Gelegenheit an den Tag, daß er seines Handwerks ein Steinhauer sei. Ich wollte ihn als solchen verwenden, er stellte sich aber höchst ungeschickt an. Nun ließ ich ihn an einem Brunnen graben, Steine bohren und abhacken. Nach einigen Tagen begriff er dann, daß es sich oben in freier Luft besser arbeiten lasse. Er ist ein sehr geschickter Steinhauer und fördert das Schulhaus sehr. Die Zierarbeiten sind sein Werk.

Oktober. Ich habe Muße gefunden, eine Bärenjagd mitzumachen. Unsere ganze Partie war beritten, mit Büchsen, Pistolen und Wurfschlingen bewehrt. Wir zogen in's Gebirge zu einer einsam im Walde liegenden Bude. Das Mondlicht spielte in magischem Glanze durch Cypressen und Eichen, Weiden und Birken, der Abend war wunderschön. Die Jäger schossen einen wilden Stier, zerlegten ihn und schleiften die einzelnen Stücke im Gebüsch umher, um dem Bären die Witterung zu geben. Dann speisten wir zu Abend, tranken Londoner Porter und wickelten uns in unsere Decken. Um Mitternacht kam der

Wächter mit der Meldung, daß der Bär im Gebüsch sei; im Nu waren wir alle im Sattel, ritten still über die nasse Wiese, stellten uns an und hatten das kleine Gebüsch völlig umzingelt. Die Pferde witterten ihren Gegner bald, wir sahen es daran, daß sie die Ohren nach vorne zu spitzten, die Nüstern aufbliesen und tief aufathmeten. Die Reiter wickelten ihre Wurfschnüre los; so war alles bereit. Der Bär polterte aus dem Dickicht hervor, durchbrach unsern Ring und eilte über die Wiese dem düstern Walde zu, in welchem er sicher vor uns gewesen wäre. Nun schwirrten aber die Lassos und umschlangen den Meister Brun. Jetzt heulte oder brüllte er, es kam wie Rollen eines fernen Donners aus seiner Kehle, und wüthend sprang er gegen ein Pferd an, das sich tapfer hielt und ohne daß der Reiter Zügel oder Sporen brauchte, sich so wandte, daß der Lasso immer dichter angezogen wurde. Der Bär packte die Wurfschnur mit seinen Tatzen und wollte sie zwischen die Zähne ziehen, um sie zu durchnagen, aber ein gewandter Sprung des Rosses vereitelte sein Vorhaben. Gleich nachher glückte es ihm, die Schnur über den Kopf wegzustreifen und er lief von dannen. Aber der Reiter sprengte nach und brachte ihn wieder zum Stehen, der Lasso umschlang ihn abermals, und so wurde er, wie Laokoon von Schlangen, von der zähen Rindshaut wohl zehnmal umwickelt und fest an einen alten Eichbaum gepreßt. Dort war er wie angebannt. Wir alle kehrten nun in die Bude zurück, aber wer hätte schlafen können? Als der Tag heraufdämmerte, wurden vier Vaqueros, Hirten, ausgeschickt, um einen wilden Bullen einzufangen. Nach Verlauf von etwa anderthalb Stunden war er da und ebenso wüthend, wie der Bär, in dessen Nähe man ihn brachte. Meister Brun wurde nun vorsichtig losgewickelt und stand seinem gehörnten Feinde frei gegenüber. Wir ritten ein wenig zurück, damit der Gebieter der Wiesenflur und der Herr des Waldes freien Spielraum gewännen. Wer von Beiden wird Sieger bleiben? Sie

standen eine Weile regungslos einander gegenüber, blickten sich wüthend an und sprangen dann, wie auf Befehlwort, gleichzeitig ein. Der Stier traf den zottigen Feind nicht, der nun mit einem ungeheuern Satze ihm auf den Rücken setzte, um ihm das Rückgrat zu zerbrechen. Der Bulle stürzte zu Boden, rannte aber dabei dem Feind ein Horn in die Weiche. Da lagen nun die beiden Ungethüme und rangen mit einander, wälzten sich auf dem Grase, schäumten, brüllten, ächzten und stöhnten und röchelten in Angst und Wuth und Schmerz. Endlich machten wir dem grauenvollen Schauspiel mit unsern Kugeln ein Ende; es war selbst für Californier nicht mehr anzusehen.

Am 8. November. Seit sechs Monaten haben wir nicht einen einzigen Tropfen Regen gehabt. Heute fällt er, warm und weich, wie eine Schmeichelrede in das Ohr eines eiteln Thoren.

Im December. Ich glaube nicht, daß irgend ein Volk in der Welt sich in so vollem Maße des Lebens erfreut, wie diese Californier spanischer Abkunft; ihr ganzes Leben ist einfach, sie haben nur wenige Bedürfnisse und die freigebige Natur spendet ihre Gaben reichlich. Hornvieh, Pferde und Schafe weiden auf Gottes weiten Wiesen, Niemand braucht Heu zu mähen, der Getreideacker wird mit leichter Mühe bestellt und giebt doch einen reichlichen Ertrag. Aus Geld machen sich die Leute wenig, desto mehr aus Musik und Gesang. Hier ist in den Hütten mehr wahrhaftige Zufriedenheit und Seelenheiterkeit, als anderwärts in den Palästen. Die Gastfreundschaft kennt keine Schranken, der Sieche findet aufrichtige Theilnahme, alles kommt von Herzen. Die Californier sind in der That die glücklichsten Menschen, — natürlich in ihrer Weise.

Ein Mann hier aus Monterey war zwei Jahre lang in Mexiko gewesen und kam vor einigen Tagen zurück. Er hatte während dieser Zeit ein lockeres Leben geführt. Jetzt war er eifersüchtig, hielt seine Frau für untreu und verlangte von mir,

ich solle Trennung der Ehe verfügen. Ich entgegnete ihm, wer so etwas beantrage, müsse selber reine Hände haben. Wenn er nun einen Eid auf das Kreuz ablege und beim Heil seiner Seele schwören könne, daß er selber sich nichts habe zu schulden kommen lassen, dann wolle ich ihn von seiner Frau trennen. Er meinte, unter solchen Umständen halte er nicht für gerathen, einen Stein auf sie zu werfen; er wolle sich mit ihr vertragen.

Januar 1848. Der spanische Alcalde von San Juan hatte neulich einen Zeugen abzuhören, in dessen Glaubwürdigkeit er Zweifel setzte. Um eine zuverlässige Aussage zu erhalten, ließ er ihn einen Eid leisten auf die Bibel, auf das Kreuz, bei den heiligen Engeln, bei der heiligen Jungfrau und bei den zwölf — Evangelisten. Ich bat ihn brieflich, mir zu sagen, wo ich etwas Näheres über die anderen acht Evangelisten in Erfahrung bringen könne, da mir nur vier bekannt seien.

Wir bedürfen hier des Waisenhauses nicht, weil jeder Verlassene gute Menschen findet, die sich seiner annehmen. Die Frage ist nur, wer das Glück und den Vorzug haben soll, eine Waise sich anzueignen. Heute war ein ganz schlichter Mann bei mir, der um gerichtliche Erlaubniß bat, sechs Waisenkinder auf einmal in seine Familie einzuführen. Auf meine Frage, wie viele eigene Kinder er habe, gab er zur Antwort: vierzehn. — „Aber sind das nicht genug für Euch? Und wenn Ihr nun noch mehr bekommt?“ — „Das thut nichts. Eine Henne mit zwanzig Küchlein hat nicht mehr zu kratzen, als mit einem einzigen.“ — Dagegen ließ sich nichts einwenden. Er nahm die sechs Kinder zu sich, weil seine Frau Pathe zu ihnen war.

Einem alten mexikanischen Gesetze oder Brauch zufolge soll ein Mörder, der an den Altar einer Kirche sich flüchtet, oder den ein Zufall vor der Vollstreckung der Todesstrafe sicherte, das Leben behalten. Zwei Mörder wurden eingefangen, und ich berief die Geschworenen. Das Urtheil lautete Schuldig und

Tod durch den Strang. Bei der Hinrichtung gaben beide Stränge nach und die Verbrecher fielen zu Boden. Der Priester erklärte, nun hätten sie ihr Leben gewonnen, aber General Mason gab die Verfügung: weil das Gesetz laute, die Mörder sollten am Hals aufgehängt werden, bis sie stürben, so müsse man eine Schlinge machen, die nicht nachgebe. Und so geschah es.

Vor mir stand ein vierzehnjähriger Bursch, der ein Pferd gestohlen hatte. Wie sollte ich ihn bestrafen? Ein Besserungshaus haben wir noch nicht, und ich wollte dem Knaben doch nicht Kugel und Kette anlegen. Ich ließ seinen Vater holen, der auch nicht im besten Rufe stand, und befahl ihm, dem Jungen in meiner Gegenwart vierundzwanzig Hiebe zu geben. Er schlug so entsetzlich zu, daß es mit der Hälfte schon reichlich genug war. Nun gebot ich Einhalt und sagte: „Soto, die übrigen zwölf Hiebe meßt Euch selbst auf, Ihr habt sie verdient, weil Ihr Euerm Sohn ein schlechtes Beispiel gebt." — Viele Amerikaner hier sind keinen Schuß Pulver werth; sie spielen, trinken, betrügen, was das Zeug halten will.

Am 29. Mai. Heute früh war es hier sehr lebhaft. Ein Mann bringt die Meldung, daß am Rio de los Americanos viel Gold gefunden worden sei. Die Leute schwatzen darüber, namentlich die Weiber, es glaubt aber Niemand recht an die Mähr. Einige alte Frauen meinen indessen, die Sache habe ihre Richtigkeit, denn neulich sei es vorgekommen, daß ein weißer Rabe mit einem Kinde gespielt, auch habe eine Eule die Glocke in der Kirche geläutet.

Am 6. Juni. Das Geschwätz über Goldentdeckungen will kein Ende nehmen; ich muß endlich wissen, was daran ist und habe deshalb einen Boten nach dem American River geschickt. Er hat hin und zurück etwa vierhundert Meilen zu machen, aber sein Pferd ist gut und der Mann selbst zuverlässig.

Am 12. Juni. Heute kam ein Mann vom Amerikan Fork hier an und brachte ein Stück Erz mit, das gelb aussieht und etwa eine Unze schwer ist. Wie das von aller Welt beäugelt und beguckt wird! Viele wollen noch nicht glauben, daß es Gold sei, weil es nicht genau so aussieht, wie die Fingerringe oder die goldenen Knöpfe auf den Stöcken. Sie sagen, es sei rein unmöglich, daß dergleichen Schätze bis heute hätten verborgen bleiben können.

Am 20. Juni. Mein Bote ist wieder da und hat Goldproben mitgebracht. Die Leute machen alle lange Hälse. Als er das gelbe Zeug aus der Tasche zog und den Leuten dicht unter die Nase hielt, schwanden endlich alle Zweifel; nur ein alter Mann meinte, die ganze Geschichte sei von den Yankees ausgedacht worden. Aber er fand keinen Glauben. Jetzt, Nachmittags, packt schon alles auf, jeder will Gold holen, und eine Amerikanerin, welche seither ein Kosthaus hielt, ist schon seit einigen Stunden fort; sie will auch täglich dreihundert Dollars verdienen.

Am 15. Juli. Mit dem tollen Goldfieber ist es nicht mehr auszuhalten. Dienstboten sind kaum noch zu haben; was hier blieb, will sich höchstens auf eine Woche verdingen. General Mason, Lieutenant Lanman und ich, Walter Colton, Alcalde von Monterey, führen einen gemeinsamen Tisch; wir haben Haus, Küche und alles nöthige Geräth, aber alle Diener sind fort, selbst unser Neger, der bis gestern Abend aushielt, hat am Ende der Verlockung nicht widerstehen können und sich aus dem Staube gemacht. Heute besorgen wir schon zum vierten Male die Küche selbst. Ein General in der Armee der Vereinigten Staaten, der Commandeur eines Kriegsschiffes und der wohlbestallte Alcalde sitzen in einer rauchenden Küche, mahlen Kaffee, schälen Zwiebeln, kochen Fleisch, backen Fische.

Am 18. Juli. Heute kam hier ein Matrose an; er hatte 136 Unzen Gold bei sich, die er am Yubafluß grub. Nun

sind mir auch noch die Zimmerleute fortgelaufen, welche seither am Schulhause arbeiteten. Drei Matrosen vom Warren (einem Kriegsschiffe) sind auch ausgerissen und haben vierjährigen Heuerlohn im Stiche gelassen; auch viele Soldaten gingen durch. Was daraus noch werden soll, mag der Himmel wissen!

Am 27. Juli. Die Moskitos, diese abscheulichen Stechfliegen, sind wenigstens zu etwas nütz; ich höre, daß man sie als eine Art von Justizbeamten verwendet. Ein Taugenichts hatte einem Goldgräber einen Beutel mit Gold gestohlen und denselben wohl versteckt. Er war aber auf keine Weise zum Geständniß zu bringen. Am Ende wurden ihm einhundert Hiebe zuerkannt, dabei sagte man ihm aber, daß es sein Bewenden bei dreißig Stück haben solle, wenn er eingestehe. Er blieb verstockt. Die dreißig zählte man ihm vorläufig auf den Buckel, zog ihm die Jacke aus und band ihn an einen Baum. Sogleich kamen die Moskitos mit ihren langen Rüsseln herbeigesummt und gepfiffen, und nach drei Stunden war der gebläuete Rücken über und über blutig. Der Dieb zitterte am ganzen Leibe, das Fieber schüttelte ihn und er schrie: „Bindet mich nur los, ich will sagen, wo der Beutel ist!“ — „Erst gesagt, wo er liegt!“ Er gestand ein, wurde aber erst losgelassen, als das Gold herbeigeschafft war.

Am 28. Juli. Heute kam ein kleines Mädchen in meine Amtsstube getrippelt und sagte: „Hier schickt meine Mutter Euch einen Strauß Blumen“. Bei näherer Erkundigung brachte ich heraus, daß die Mutter eine Frau sei, der ein Indianer einen silbernen Becher gestohlen hatte, welchen ich ihr wieder verschaffte. Solch ein Geschenk kann jeder Richter mit gutem Gewissen annehmen.

Am 12. August. Mein Diener Bob, ein Irländer, war etwa acht Wochen lang in den Minen, dann kam er mit Gold im Werth von mehr als zweitausend Dollars zurück. Ich zahlte ihm früher allwöchentlich seinen Lohn in baarem Gelde aus,

das er sorgfältig aufbewahrte; er nahm nur einen Vierteldollar für sich, das Uebrige hegte er sparsam auf. Jetzt ritt er ein paar hübsche Pferde und lebte ungemein flott; besonders hielt er auf guten Wein, obwohl er selber keinen Tropfen trank, aber er traktirte seine Freunde. Der Jubel hat etwa vier Wochen gedauert. Heute begegnete mir Bob; er geht wieder in die Minen, weil die zweitausend Dollars verthan sind. Den bei mir erworbenen Sparpfennig hat er noch, will ihn auch nicht angreifen. „Es hat Arbeit gekostet, ehe ich ihn zusammenbrachte, und damit will ich Haus halten; aber die zweitausend fand ich wie beim Kinderspiel. Deshalb habe ich sie wieder flüchtig gemacht."

Am 16. August. Gestern sind vier Bürger unserer Stadt vom Federfluß zurückgekommen; sie arbeiteten dort mit drei anderen, haben dreißig wilde Indianer in Dienst genommen, genau sieben Wochen und drei Tage gearbeitet und für 76,844 Dollars Gold unter sich vertheilt, so daß auf den Kopf mehr als 19,000 kamen. Noch ein Item. Einer meiner Bekannten hat vierundsechzig Tage am Yuba ganz allein gediggert und 5356 Dollars heimgebracht; ein anderer, gleichfalls hier aus Monterey, gewann in siebenundfünfzig Tagen 4534 Dollars; ein Knabe grub am Mokelumne in vierundfünfzig Tagen 3467 Dollars, und so könnte ich noch eine lange Reihe von ähnlichen Beispielen anführen. Kein Wunder, daß wir keine Diener mehr haben, unsere Stiefel und Pferde selber putzen, und daß auch die weibliche Dienerschaft in die Goldgruben geflogen ist.

September 1848. Ich gehe auch hin, wo das Gold liegt. Eine Gesellschaft von Freunden will die Reise gemeinschaftlich machen. Am 21. haben amerikanische Freiwillige uns bei Nacht unsere zehn Pferde gestohlen.

Am 29. begegneten uns Leute, die aus den Goldgruben heim kamen; ich habe nie eine so abgerissene, zerlumpte, ausgehungerte, in jeder Beziehung klägliche Gruppe von Menschen

gesehen. Nur einige besaßen abgemagerte Gäule, die übrigen schleppten sich mühsam mit wunden Füßen weiter; sie baten dringend um etwas Brod und Fleisch. Wir gaben ihnen so viel wir entbehren konnten. Da zog der Eine einen schweren Beutel mit Gold hervor und wollte unsere Gabe bezahlen, er ließ sich nur mit Mühe abweisen. Diese Leute hatten für mehr als hunderttausend Dollars bei sich, fanden aber unterwegs nichts zu essen. Dergleichen kommt hier freilich alle Tage vor.

Am 3. Oktober. Bisher haben wir noch keine Schätze entdeckt. Wir fanden gastliche Aufnahme bei einem Herrn Murphy; er hat sein Zelt unter einem Stamme wilder Indianer aufgeschlagen, die Gold für ihn sammeln; dafür giebt er ihnen Decken und Lebensmittel. Täglich läßt er zwei Ochsen für sie schlachten, und sie vergreifen sich nie an seinem Eigenthum. Er hat des Häuptlings Tochter geheirathet, ein hübsches Weibchen, eine Waldschönheit mit brauner Haut und langwallendem schwarzem Haar. Geistige Getränke duldet er nicht.

Am 4. Oktober. Wir sind in den Minen. Hundert Pfund Mehl kosten zweihundert Dollars, das Pfund schlechten Farinzuckers kostet vier, das Pfund Kaffee fünf Dollars. Es ist kein anderes Fleisch zu haben, als in Streifen geschnittenes, an der Sonne gedörrtes von Bullen. Wie zäh und fade das ist! Heute wurde eine Schachtel voll Brausepulver mit vierundzwanzig Dollars bezahlt; für vierzig Tropfen Opium gab Einer ebenso viele Dollars. Ich habe für eine schon viel gebrauchte Spitzhacke zehn Dollars baar gegeben; das Eisen daran mag etwa vier Pfund schwer sein.

Am 21. Oktober. Wir befinden uns im Lager der Goldgräber, welche aus Sonora herübergewandert sind. Hier hat sich Folgendes ereignet. Ein Arzt, der aus einer etwa fünf Wegstunden entfernten Schlucht hierhergekommen ist, hatte

seine Habseligkeiten auf einen von zwei Maulthieren gezogenen Karren geladen, der leer zurück wollte. Er mußte dafür einhundert Dollars zahlen und that es, ohne auch nur eine Silbe einzuwenden. Einige Tage nachher bekommt der Fuhrmann die Kolik und wendet sich an den Doktor, der ihm Pillen giebt. Der Fuhrmann verschluckt sie und muß genau einhunder Dollars für ärztliche Bemühungen zahlen.

Am 27. Oktober. Die Sonoraner sind Erzspieler; die Bank wird von einer Frau gehalten. Auf dem Tische liegen in buchstäblichem Sinne des Worts ganze Haufen Goldes, die meinem Ueberschlage gemäß zusammen reichlich einen Centner wiegen. Die Bankhalterin mußte heute auf einmal nicht weniger als zehn Pfund an einen Mann auszahlen; im Allgemeinen ist sie aber im Vortheil und gewinnt viel.

Am 29. Oktober. Heute sah ich in einer Schlucht eine Frau aus San José, sie wusch eben Gold. Ich fragte sie, wie lange sie schon hier sei und wie viel sie im Durchschnitt täglich gewinne. Die Antwort lautete kurz: „Drei Wochen und eine Unze." Das erinnerte mich an einen Richter, der einem vom Markte heimkehrenden Mädchen begegnete. Er fragte: „Wie tief ist der Bach und was kostet die Butter?" Sie entgegnete: „Bis an die Kniee und neun Pence." Dem Richter gefiel das; ein Mädchen, meinte er, das keine überflüssigen Worte mache, könne wohl eine gute Frau abgeben, und er heirathete die übrigens recht hübsche Dirne. Er hat es auch nie zu bereuen gehabt.

Das Pfund Mehl kostet zwei Dollars, Zucker und Kaffee sind auf vier gestiegen, für das Quart Rum zahlt man nun zwanzig Dollars. Als die ersten Goldgräber ankamen, waren keine Flaschen da; sie nahmen also ihre Kaffeetöpfe, Pfannen oder was sonst eine Flüssigkeit zu halten im Stande ist. Nach einigen Stunden dachte keiner mehr ans Gold graben, der Irländer lobte seine grüne Insel, der Deutsche sang vom Vater=

land, der Amerikaner brüllte ins Weite oder nörgelte den Yankee doodle, der Engländer hatte Lust, sich mit den Bären herumzuboxen, und so weiter. Dann kam die Nacht, die Feuer erloschen, die Trinker lagen auf den Ohren. Was doch alles in einem Fasse Rum steckt!

Am 8. November. Jetzt sind schon mehr als fünfzigtausend Goldgräber hier aus allen fünf Erdtheilen zusammengeströmt. Einige haben Zelte, andere nicht; einige besitzen Lebensmittel, anderen fehlt jeder Bissen; sie arbeiten mit Brechstangen, Spitzhacken, Spaten, Wiegen und Pfannen, Hämmern und Drillbohrern; an allen Ecken und Enden knallt es, denn man sprengt das Gestein mit Pulver weg. So buntscheckiges Volk ist wohl nie zuvor auf einem Punkte beisammen gewesen! Da, wo vor Wochen eine nun verlassene Lagerstätte war, liegen Todtengebeine umher, welche von den Wölfen ausgescharrt worden sind. Der Sensenmann hält reiche Ernte. — Ein Sonoraner hat mir für mein Paar Pistolen ein vollwichtiges Pfund Gold gegeben.

Am 13. November. Ich habe nun genug von der Goldgräberei gesehen und will wieder heim. Eben komme ich von einer Höhe zurück, von welcher ich weit und breit eine beträchtliche Strecke der Goldregion mit ihren Schluchten und Bächen, Zelten und Menschen überblicken konnte. Ich bin ein weitgereister Mann, habe den Niagara rauschen hören, kenne die Parks und die City von London, die Boulevards von Paris, die schönen Ufer des Rheins, die Trümmer der ewigen Stadt Rom, Pompeji und den feuerspeienden Vesuv. Ich habe auch Mondscheinnächte in Venedig durchträumt, auf der Akropolis zu Athen gestanden und in dem halbbarbarischen Constantinopel verweilt. Aber alle diese Herrlichkeiten zusammengenommen, haben doch keinen so eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht, wie diese Diggings in Californien. Er ist geradezu unbeschreiblich.

Februar 1849. Wir kommen hier in Monterey tüchtig vorwärts. Am 27. früh zeigte sich vorne in der Bay eine geisterhafte Erscheinung. Ein Schiff steuerte ohne Segel, ohne Wind und Flut auf die Stadt zu, auf beiden Seiten von einem weißen Wogenschwall umschäumt. Es war ein Dampfer, der erste an dieser Küste! Die Aufregung war ungeheuer, die Leute fielen einander auf offener Straße um den Hals und jubelten, selbst die Schenkwirthe wurden freigebig, der Champagnerwein floß in Strömen. Ein Dampfer! Jetzt war Californiens Zukunft gesichert. Der Qualm, welcher aus dem Schornstein des Fahrzeuges emporwirbelte, bildete ein großartiges Wahrzeichen, das auf ruhmreiche Tage für dieses herrliche Land deutet. Denn von nun an steht es in rascher und sicherer Verbindung mit der übrigen Welt, ein Dampfschiff wird immer andere nach sich ziehen, und die Einwanderer werden von nun an allmonatlich zu Tausenden erscheinen.

Am 8. März. Vor länger als Jahresfrist ließ ich mit dem Bau des Rathhauses anfangen, nun steht es fix und fertig da und nimmt sich recht stattlich aus. Die Steine hat ein Bruch in der Nachbarschaft geliefert. Das Erdgeschoß enthält Schulzimmer; über ihnen befindet sich der große Saal, siebzig Fuß lang, dreißig breit. In demselben sollen die Bürgerversammlungen gehalten werden. Der Portikus findet allgemeinen Beifall, wie denn überhaupt hier zu Lande dieses Gebäude seines Gleichen nicht hat. Die Abgaben von Rum, die Geldbußen der Spieler, die Arbeit der Sträflinge und der Erlös vom Verkauf einiger Baustellen haben es mir möglich gemacht, meinen Plan erfolgreich durchzuführen. Die Schule steht da, und die Leute sehen, daß ich nicht etwa bloße Projekte gemacht habe. In der heutigen Versammlung, der ersten, welche überhaupt in diesem Rathhaus abgehalten worden, haben die Bürger beschlossen, dasselbe nach meinem Namen

zu benennen. **Ernster Wille, nebst ruhiger Ausdauer bringen im Leben manches fertig.** Das Gefängniß wird in diesen Tagen auch vollendet, die Hauptsache daran haben die Sträflinge gethan. Die Schelme erheitern sich die Arbeit durch manche schlechten und guten Witze; nun, sie baueten ihren eigenen Käfig. Dabei sind sie, so fleißig gewesen, daß ich Einigen den Rest der Strafzeit nachlassen, Anderen dieselbe abkürzen werde.

Im Juni. Bis hierher habe ich mein Amt bekleidet. Nun rufen mich meine Pflichten nach Pennsylvanien zurück, von wo ich vierthalb Jahre abwesend bin. Der erste Brief, den ich einst hier erhielt, meldete mir, daß meine liebe junge Frau, die ich wenige Wochen nach unserer Hochzeit verlassen mußte, mir ein Knäblein geboren habe. Ich bin nicht wenig darauf begierig, den Jungen zu sehen, der seinem Papa schon entgegen springen kann. Und mein Weibchen, das mich so lange nicht gesehen hat! Indem ich mich entschloß, nach Californien zu gehen, schlug ich viel in die Schanze; aber für das allgemeine Beste habe ich meine Zeit gewissenhaft angewandt und kann mir selber sagen, daß ich meine Pflicht gethan. —

* * *

Der Verfasser der obigen Tagebuchnotizen ist Walter Colton. Sein Buch führt den Titel: „Drei Jahre in Californien", erschien zu Neu-York und ist in sehr gutem Englisch geschrieben. Wir haben aus den fünfthalbhundert Seiten, welche es enthält, gerade solche Stellen hervorgehoben, welche die Eigenthümlichkeit des Mannes und des Landes kennzeichnen. Das Tagebuch ist in gewisser Beziehung von historischer Wichtigkeit, indem es zeigt, in welcher Weise nach und nach die amerikanische Kultur in Californien Wurzel schlug und wie das alte Creolenwesen, dem jede innere Kraft fehlte, gleichsam über

Macht beseitigt wurde. Colton selbst vereinigt in sich die guten Seiten des nordamerikanischen Charakters; er ist ein Mann von gesundem Menschenverstande, der immer gerade auf sein Ziel los geht, er hat eine unbeugsame Willensstärke, und während er andere mit Wohlwollen beurtheilt und behandelt, vergißt er doch nie den praktischen Nutzen ins Auge zu fassen. Er ist Reisender, Geistlicher, Richter, Polizeidirektor, Schulmeister, Baumeister, Jäger, Goldgräber, Soldat und Bürger in einer Person, und in jeder Beziehung tüchtig. Wir haben deßhalb ein Recht, ihn als einen „Vielseitigen" zu bezeichnen, dessen Bekanntschaft, wie wir hoffen, den Lesern nicht unangenehm sein werde.

Ende des ersten Bandes.

Dresden, Druck von E. Blochmann & Sohn.

